This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

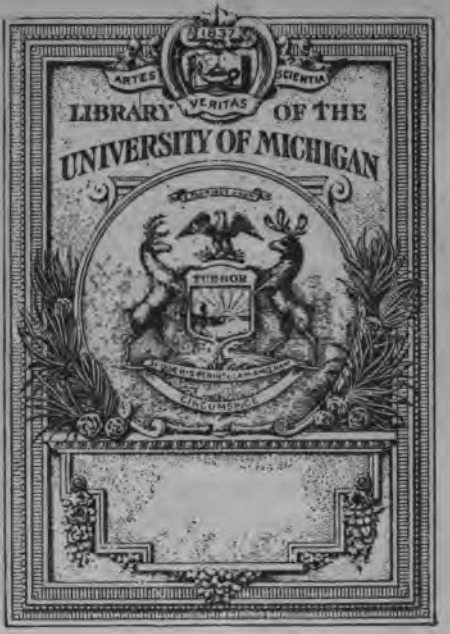
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 986,242


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

C. M. Wielands

sämmtliche Werke.

Fünfunddreißigster Band.

Leipzig.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1858.

Inhalt.

B.

1. Le Barbiers Kupfer zu Geßners Werken.
2. Der Bellaisproceß.
3. Bibliothek des Marquis de Paulmy
4. Bibliothek der Romane.
5. Blondel und Richard Löwenherz.
6. Bolduc.
7. Borussias von Jenisch.
8. Brants Narrenschiff und Geilers Weltspiegel.
9. Frau von Buchwald.

C.

1. Der Chor in der Tragödie.
2. Cicero.
3. Charlotte Corday.
4. Cordière, la belle, s. Labé.
5. Cousine, la, s. Guillet.
6. Die Cyklopenphilosophie und das Cyklopenrecht in Neu

D.

1. Demetrius.
2. Demokritus von Abdera.
3. Diagoras der Melier.

E.

1. Enthuſiaſmus und Schwärmerei.
2. Eraſmus von Rotterdam.
3. Eukleria, ſ. Schurmann.
4. Euripides.
   a. Sprüche aus einem Sokratiſchen Dichter.
   b. Ueber des Euripides Alceſtis.
   c. Wielands Ueberſetzungen Euripideiſcher Tragödien.
   d. Einzelne Bemerkungen.

F.

1. Jacob le Fevre von Etables.
2. Johann Fihard.
3. Fracaſtor.

G.

1. Gallani.
2. Angelinus Gazen.
3. Dr. Johannes Geiler von Kaiſersberg.
4. Anne Mallet de Graville.

5. Griechen.

6. Pernette du Guillet.

H.

1. Haller.

2. Heloise.

3. Hermes. Sophiens Reise von Memel nach Sachsen

4. Homer. Ob er ein Bastard gewesen?

5 Horaz.

6. Ulrich von Hutten.

I.

1. Jesuiten. Ein Wort für dieselben.

2. Joinville.

3 Isokrates.

K.

Kritiker.

L.

1. Louise Labé.

2. Linguet. Dessen Annalen und Lavaters physiognomische Fragmente.

3. Justinus Lipsius.

4. Lucian von Samosata.

5. Lucius von Paträ.

6. Lucretius.

7. Lussan

1. Macchiavelli.
2. Mäcenas
3. Mährchen.
4. Magnetismus.
5. Margaretha von Valois, Königin von Navarra, als Sch
6. Vom heiligen Martin.
7. Mauren, eine kritische Kleinigkeit.
8. Merlin der Zauberer.
9. Moral der Natur.
10. Juliane Morell.
11. Thomas Morus.

Miscellaneen.

B.

1.

Le Barbiers Kupfer

zu der neuen prächtigen Ausgabe der Geßner'ſchen Werke, von Huber ins Franzöſiſche überſetzt. *)

Inwiefern Herr le Barbier die Lobſprüche verdiene, die ihm das Journal de Paris über die ſinnreiche und geſchmackvolle Compoſition und ſehr fleißige Ausführung dieſer Blätter (der erſten Lieferung) macht, überlaſſen wir Kennern und Künſtlern zu entſcheiden. Auch maßen wir uns nicht an, Maler und Kupferſtecher in ihrem althergebrachten Rechte, Sujets zu Gemälden und Kupferſtichen aus Dichtern zu nehmen, beeinträchtigen zu wollen. Nur wünſchen wir, daß ſie nie aus der Acht laſſen möchten, was ſie ſelbſt am beſten wiſſen ſollten — daß ſehr oft, was in dem Dichter ein ſehr herrliches poetiſches Gemälde iſt, durch die pittoreske

*) Oeuvres de Gessner, avec de très belles Gravures, d'après M. le Barbier, Peintre du Roi, erſchienen in 15 Lieferungen mit 74 Kupfern.

Behandlung zu einem sehr frostigen und unbedeutenden wird und daß ein Künstler, der über einen guten Dichter arbeite will, nicht darstellen wollen sollte, was der Dichter gemal hat, sondern gerade das, was er nicht gemalt hat, und mi seinen Farben, seinem Pinsel nicht malen konnte — oder doc zur unmittelbaren Erweckung einer bestimmten sinnlichen Vor bildung in einem bestimmten wichtigen Augenblick nicht gut malen konnte, als der Künstler. Von dieser letzten Ar ist z. B. das über alle Beschreibung schöne Bild der verlass'ne Olympia, zum 10ten Gesang des Orlando Furioso, zu der Augenblick, da der Dichter sie ausrufen läßt:

Che debbo far? che poss' io far qui sola?
Chi mi dà ajuto? oimè, chi mi consola? *)

Die Künstler, Cipriano und Bartolozzi, ließen sich zwa nicht einfallen im Ausdruck des Affects mit dem Dichte ringen zu wollen; denn dieß ist gerade wo der Dichter triumphirt: aber sie stellen uns diese Olympia, für die der Dichte seine Zuhörer so sehr einzunehmen gewußt hat, wirklich vo die Augen, und just hierin setzt ihre Kunst sie in den Stand in Einem Augenblick eine unendlichmal bestimmtere Wirkun hervorzubringen als Arioſto mit seiner ganzen langen, wie wohl in ihrer Art sehr schönen, Recension der Schönheite der Olympia in der 67sten bis 72sten Stanze des eilften Ge sanges. Man braucht ihre Olympia nur anzusehen, um de Mann, der sie verlassen konnte, zu verabscheuen, und ma glaubt nun gerne, wenn der Dichter sagt:

*) Was soll ich thun? was kann ich, so allein?
Wer gibt mir Hülf' und Troſt in meiner Pein?
Streckfuß.

Io non credo che mai Bireno nudo
Vedesse quel bel corpo, ch' io son certo
Che stato non saria mai cosi crudo
Che l'avesse lasciata in quel deserto. *)

Aber daß der Augenblick, wo eine Schäferin zu ihrem Schäfer sagt: „süßer ist mir dein Kuß als Honig, so lieblich rauscht mir nicht der Bach," ein Kupfer vonnöthen haben, oder werth seyn sollte, oder wie es der Künstler machen könnte, um dem Mädchen eine Miene zu geben, die ihrem Liebhaber sagt, wie süß ihr sein Kuß sey — oder wie der Hirt Daphnis dastehen und aussehen, und wie er die Meise (die der Kupferstecher schwerlich für eine Meise wird kenntlich machen können) in der Hand halten müßte, um zu sagen: wie wird sie dich pflegen, weil du von mir kömmst! — Kurz, wie Chodowiecky selbst, so ein großer Meister in der Kunst kleinen Figuren eine bestimmte Bedeutung zu geben er ist, dergleichen zarte leichtschwebende Nuancen sanfter Empfindungen aus einem idealischen Arkadien auf eine unzweideutige Art sichtbar machen könnte — dieß, ich gestehe es, geht über meinen Begriff; und Herr le Barbier müßte Wunder gethan haben, wenn der Dichter nicht durch ihn verlieren sollte.

Indessen muß man gestehen, daß dieß selbst in den kostbarsten Kupferwerken dieser Art fast immer der Fall ist. Es scheint aber auch daß die Liebhaber von dergleichen schönen Ausgaben ihre Forderung an die Künstler nicht so hoch spannen. Sie sind doch wenigstens ein Artikel mehr in dem

*) Nie hatte wohl Biren sie nackt erblickt,
Er hätte nimmer sonst sich von ihr trennen,
Und nie unmenschlich grausam und verrückt
In jener Wüste sie verlassen können.

Streckfuß

aufs äußerste getriebnen Luxus unsrer Zeit; und wenn die Kupfer nur, für sich betrachtet, mit Verstand componirt, gut gezeichnet und mit Geschmack ausgeführt sind (wiewohl man auch hierin oft mit weniger vorlieb nimmt), so ist der Liebhaber schon zufrieden. Warum sollte es also der Kunstrichter, dessen Stimme in Modesachen ohnehin nie gezählt wird, nicht auch seyn? Denn, wenn er den Leuten auch noch so scharf bewiese, daß die besten Dichter gerade die sind, die der Kupfer am wenigsten nöthig haben — was geht dieß den Liebhaber an? Wer will jemanden wehren, seinen Häring mit Salz zu essen, wenn er Lust dazu hat? Oder vielmehr, da die Kupfer jetzt bei einem Modebuch das sind, was vor 300 Jahren die vergoldeten oder kostbar gemalten Anfangsbuchstaben und übrigen Zierrathen, Schnörkel und Grotesken waren: warum sollte den Leuten, die zu viel Geld haben, nicht auch dieser Weg, ihren Ueberfluß dem industriösen Theil der Nation zufließen zu lassen, offen erhalten werden? Die unerschöpfliche Erfindsamkeit und unermüdete Geschäftigkeit der letztern, um die eingebildeten Bedürfnisse der erstern zu befriedigen und täglich zu vermehren, ist doch beinahe das einzige Mittel, wodurch dem Unheil der übermäßigen Ungleichheit gesteuert und das große Rad im Gang erhalten wird, von dessen beständigem Umwälzen das Leben der politischen Körper abhängt.

2.

Der Belialsproceß.

Unter den seltsamsten Producten der finstern Zeiten und denjenigen die den Geist derselben am stärksten charakterisiren,

gehört eine der ersten Stellen dem Proceß Lucifers gegen Jesus Christus, womit ein gewisser Jacobus de Ancharano sich im letzten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts um die Christliche Welt verdient zu machen suchte. Die Narrheiten der Menschen in allen Zeiten haben einander im Grunde nicht viel vorzuwerfen; und wenn unser mit allen Arten von Schellen reichlich behangenes achtzehntes Jahrhundert sich über irgend eines seiner Vorgänger lustig macht, so ist's immer der Premier-Minister, der sich über die Dame mokirt, die vor einer Spinne in Ohnmacht fallen wollte. Ei, Madame, wer wird um einer elenden Spinne willen einen solchen Lärm anfangen? — „Aber Sie liefen ja selbst so stark daß Sie mich zu Boden rennten?" — Ach das glaub' ich wohl, Madame, ich dachte auch es wäre eine Fledermaus. *) — Bei allem dem, wird man in unsern Tagen kaum begreifen können, wie ein so abgeschmacktes Werk, als dieser Belialsproceß, jemals eine so starke Sensation habe machen können, als er wirklich einst gemacht hat.

Der Verfasser wird von Einigen Jacobus de Ancharano, von Andern Jacobus de Theramo genannt. Er qualificirt sich selbst in der Zueignungsschrift an Papst Urban VI als Priester, Archidiakon und Kanonikus zu Aversa (unweit Neapel), wie auch Canonicus Aprucinus, das ist, Chorherr zu Teramo. Denn Teramo, eine Stadt in der Neapolitanischen Landschaft

*) Die Anekdote ist aus einem bekannten Buche, das vor zwanzig Jahren in ganz Europa gelesen wurde, und, weil es seine Wirkung nun einmal gethan hat, jetzt, außer Frankreich, wenig Leser mehr findet, wiewohl das viele Gute, das es enthält, mehr nützen, als das Falsche, Schiefe und Unrichtige, das ihm einen bösen Namen gemacht hat, Schaden thun könnte.

Abruzzo Ultra, wurde ehmals auch Abruzzo oder Apruzz genannt; und so ist klar, woher er den Beinamen de Theram hatte. Auch findet sich am Schluß des Buchs das Datum 1368, als die Zeit, worin er es zu Stande gebracht. Die erste lateinische Ausgabe, Consolatio Peccatorum, sive Liber Belial. Processus Luciferi contra Jesum, ist vom Jahr 1482.*) Es existirte aber um diese Zeit schon eine Deutsche Uebersetzung, das Buch Belial genannt, ein hochgründt und lobesam Werk (wie es am Schluß genennt wird) bei Johannes Bämler in Augsburg im Jahr 1473 **) gedruckt. Es ist mit vielen Holzschnitten geziert. Der Verfasser ist unbekannt; man kann ihn aber, wenigstens so gut als aus der besten Silhouette, aus dem Anfang seiner Vorrede kennen lernen, welche also lautet: „in dem Nahmen der allmächtigen und ungeteylten Trivältikeyt und marie der ewigen maget zu lob und zu ehren aller himmlischen höre. Ich hab gedacht ich wölle mich versuchen ob ich ze tewtsch mäg pringen das buch das da trachtet ob Jhesus marie sun des recht hab gehebt daß er die helle und die tewfel hab beraubet an dem Tag da Gott für alle Menschen gelyten hat mit dem bitern Tod des krewzes, und davon ist gesetzt ein lands und ein kriegisch recht, und daß han ich mir darum fürgesetzt in tewtsch ze pringen u. s. w." ***)

Der Verfasser der französischen Uebersetzung war, nach Fabricius, ein Doctor der Sorbonne, Namens Peter Ferget;

*) Fabric. Bibl. Med. et. Inf. Latinit. L. IX. p. 7.

**) Fabricius l. c. gibt das Jahr 1493 an.

***) Dieß Buch, welches unter die seltnen gehört, war ehemals in der Bibliothek des berühmten Altdorfischen Polyhistors Chr. Gottl. Schwarz; und was wir davon angezogen ist aus der Parte II. Bibl. Schwarz. Sive Catalogo etc. p. 129 genommen.

der Herausgeber der Mélanges tirés nennt ihn P. Julian Ferget, Auguſtiner-Ordens. Seine Ueberſetzung erſchien, nach jenem im Jahr 1585, nach dieſem im Jahr 1482 zu Lyon, und wurde 1584 wieder aufgelegt. Sie iſt, wie die Deutſche, mit Holzſchnitten geziert, welche in ſehr poſſierlichen, aber überaus netten Figuren den ganzen Gang der gerichtlichen Procedur darſtellen. Man ſieht da die Teufel, als Gerichtsdiener, Waibel, Procuratoren, Advocaten, Actuarien und Notarien der Hölle, nach damaliger Franzöſiſcher Weiſe gekleidet. Salomon iſt Oberrichter, und Moſes der Sachwalter auf Seiten Chriſti. Der Teufel, als Kläger, fühlt ſich in der Chicane ſtark genug um ſeine Sache ſelbſt vorzutragen. David, Jeſaias, Ezechiel und Johannes der Täufer werden nebſt mehr andern als Zeugen abgehört. Ihr Zeugniß fällt zu Gunſten des Beklagten aus; aber Kläger Belial wehrt ſich wie — ein Teufel. Der Proceß wird in Possessorio und Petitorio geführt; endlich ſpricht Richter Salomon zu Gunſten des Beklagten. Aber der böſe Widerſacher hat die Unverſchämtheit an den höchſten Richter zu appelliren. Da dieß kein anderer als Gott Vater ſelbſt ſeyn kann, ſo ſcheint der Umſtand, daß derſelbe ſo nahe mit ſeinem Gegentheil verwandt iſt, anfangs einige Schwierigkeiten zu machen. Belial unterſteht ſich zwar nicht, Gott Vater deßwegen geradezu zu perhorreſciren; jedoch ſchlägt er ein Compromiß vor, welches vom andern Theil angenommen wird. Ariſtoteles wird auf Seiten Chriſti, Jeremias auf Seiten des Teufels, und Jeſaias, um den Ausſchlag zu geben, von beiden als Schiedsrichter genehmiget. Man kann leicht denken, daß Belial endlich den Proceß mit allen Koſten und Schäden verliert. Die Juden und Heiden, die auf Anſtiften des hölliſchen Wurms interveniendo eingekommen waren, fallen in die

gleiche Verdammniß; ja es würde ſelbſt den chriſtlichen Sündern von allen Ständen nicht viel beſſer ergangen ſeyn, wenn die heilige Jungfrau nicht eine ſehr ernſtliche Fürbitte für ſie eingelegt hätte.

Außer den vielen Ausgaben und den Ueberſetzungen, die von dieſem abenteuerlichn Buche gemacht worden, iſt als ein Beweis der großen Achtung, worin es ſtand, anzuſehen, daß der Deutſche Rechtsgelehrte Jakob Ayrer ihm noch im Jahr 1611 die Ehre angethan hat, es mit eignen Zuſätzen und Anmerkungen, und mit des berühmten Bartolus de Saroferrato Proceß des Satans gegen die heilige Jungfrau vor dem Richter Jeſus, zu Hanau von neuem herauszugeben. *) Dieſes Werk des Fürſten der Rechtsgelehrten (wie Bartolus zu ſeiner Zeit genannt wurde) hat, aller Wahrſcheinlichkeit nach, dasjenige des Jakob de Ancharano veranlaßt, und, inſofern die Idee einer ſolchen Erfindung Ehre machen kann, iſt jener als Erfinder, dieſer bloß als Nachahmer zu betrachten; **) wiewohl der Nachahmer ſowohl in Kühnheit des Plans als Subtilität der Ausführung ſein Urbild zu verdunkeln geſucht hat.

So finſter ehmals die Zeiten ſeyn mochten, d. i. ſo groß die Unwiſſenheit und Dumpfheit der Leute, die darin lebten, war, und ſo ſehr Erziehung, Lebensart, Sitten, Religions- und Staatsverfaſſung den Menſchenverſtand dieſer guten Leute zuſammendrückten; ſo blieb ihnen doch von dieſem unverlierbaren Erbgut der Menſchheit noch immer ſo viel übrig, daß man mit beſtem Fug annehmen kann: daß ſie, nach ihrer

*) Fabricius l. c. Catalog. Biblioth. Bodlej. p. 27.

**) Bartolus ſtarb im Jahre 1356, alſo dreißig Jahre zuvor, ehe der Kanonikus von Teramo mit ſeinem Belials-Proceß fertig war.

Vorſtellungsart (die ſich auf ihre Lage und Bedürfniſſe gründete) immer eben ſo gute Urſache etwas zu thun oder zu laſſen, etwas hochzuſchätzen oder zu verachten, gehabt haben, als die Menſchen in den aufgeklärteſten Zeiten nach ihren Bedürfniſſen und ihrer Weiſe. Das Buch des ehrlichen Jakob von Ancharano, das uns ſo abgeſchmackt vorkommt, hätte dem Publicum des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts unmöglich intereſſant und lehrreich vorkommen können, wenn es nicht für ſie wirklich intereſſant und lehrreich geweſen wäre.

Und wie war das möglich? fragt vielleicht jemand, der ſich nicht gerne die Mühe nimmt, ſich ſolche Fragen ſelbſt zu beantworten.

Das war ſehr möglich! Der Belialsproceß war eine Art von poetiſcher Compoſition, eine nach damaliger Weiſe ſinnreiche Art von Einkleidung der Chriſtlichen Glaubenslehre, welche für das äußerſt unwiſſende Volk einen deſto anziehendern Reiz der Neuheit hatte, weil es ſo lange faſt allein auf Mirakel und Marterbücher, mechaniſche Gebetsformeln, und äußerliche Uebung eines mit Schaugepräng und myſtiſchen Vorbildungen überladenen Gottesdienſtes eingeſchränkt geweſen war. Man weiß, wie ſehr die ſogenannten Myſterien, oder religiöſe Schauſpiele von Erſchaffung der Welt, vom Sündenfall, von der Geburt und dem Leiden Chriſti u. ſ. w. in dieſen Zeiten durch die ganze Chriſtenheit im Schwange gingen. Der Belialsproceß war ein Drama dieſer Art, aber von einer reichern Compoſition, und eben darum für die armen Laien lehrreicher als hundert andere dieſes Schlages. Ich denke aber es kam noch ein andrer Grund dazu, der in der Juſtizverfaſſung dieſer Zeiten lag. Denn da das Römiſche Recht damals in Deutſchland und Frankreich je mehr

und mehr in Ansehen kam, und zu Entscheidung der
menden verwickeltern und subtilern Rechtsfragen zu
genommen wurde; auch überhaupt die Proceßordnun
und nach große Veränderungen erlitten hatte: so m
diesen Zeiten der Unwissenheit, da es dem Volke noch
an Hülfsmitteln, sich über die angelegensten Dinge zu u
richten, mangelte, ein Buch, worin das damalige Verfa
im Civilproceß auf eine populare Art eingekleidet und
ein so allgemein bekanntes und interessantes Factum a
wandt war, nothwendig mit der größten Begierde aufgen
men werden.

3.

Bibliothek des Marquis de Paulmy.

1780.

Der Marquis de Paulmy, ehmaliger Französischer Staatsminister,*) ist der Besitzer einer der größten und reichsten Büchersammlungen, die jemals ein Privatmann zusammengebracht hat. Er besitzt sie aber nicht wie etwa ein alter morgenländischer Monarch seinen Harem; er weiß sie auch zu genießen. Sie ist der Kreis seiner liebsten Beschäftigungen, und die Quelle seines angenehmsten Zeitvertreibs; kurz er lebt und webt in seinen Büchersälen. Unter der Menge von kostbaren und seltnen Büchern und Handschriften, womit sie prangen, sind, wo nicht die kostbarsten, doch gewiß die seltensten in ihrer Art, eine erstaunliche Anzahl geschriebener Hefte

*) Gest. 1787.

von seiner eigenen Hand, welche die Beweise enthalten, wie lange und genau er mit seinen literarischen Schätzen bekannt sey. Diese Hefte enthalten vornehmlich Auszüge aus seltnen und interessanten Werken, und Nachrichten von einer Menge von Büchern, die, nach Herrn d'Orville's Versicherung, der Aufmerksamkeit und Nachforschung der berühmtesten Bibliographen entgangen sind. Sie breiten sich über alle Zweige der Gelehrsamkeit, hauptsächlich aber die sogenannten Belles-Lettres, über die Geschichte überhaupt und besonders über die Literärgeschichte aus; und sind so zahlreich, daß besagter Herr Contant d'Orville (dem der Herr Marquis de P. erlaubt hat, diese verborgnen Schätze nach und nach den Liebhabern der Literatur durch öffentlichen Druck mitzutheilen) versichert: sie böten ihm, bei bloßer Auswahl des Besten, Materialien genug dar, 24 große Octavbände anzufüllen. *)

Der erste Band oder der Buchstabe A. dieser Melanges besteht aus einem einzigen großen Memoire des Herrn Marquis von P. an eine Dame, enthaltend einen Vorschlag zu einer historischen Bibliothek zum Gebrauch der Damen, oder einen räsonnirten Katalog aller Bücher, welche nöthig sind um einen vollständigen Cursus der Geschichte in Französischer Sprache zu machen; nebst zwo Beilagen von Auszügen aus einem Paar merkwürdiger Urkunden des dreizehnten Jahrhunderts. Der Herr Marquis will die Dame, zu deren Wegweiser im Studium der Geschichte er sich anbietet, gründlich anführen. Er verschont sie zwar, wie billig, mit der

*) André Guillaume Contant d'Orville, der als homme de lettres zu Paris lebte, gab heraus: Mélanges tirés d'une grande Bibliothèque, T. 1—60. 1779—87. 8. S Erich, gelehrtes Frankreich, d'Orville.

fürchterlichen Galeerenarbeit, alle Bücher, die in einer großen Bibliothek die hiſtoriſchen Fächer ausfüllen, durchzuleſen; zumal die gute Dame die Lebenslänge der Cumäiſchen Sibylle nöthig haben würde, um damit fertig zu werden, und ſich alsdann gleichwohl noch ein neues Leben à conto nuovo ausbitten müßte, um nun auch von ihrer ſo ſauer erworbenen Weisheit einigen Gebrauch zu machen: aber er erlaubt ihr doch nicht, nach Art und Weiſe der meiſten gens du monde und beſonders der Damen, alles ohne Wahl und Ordnung unter und über einander wegzuleſen, und ſich dann einzubilden, daß ihnen dieß nun ein vollſtändiges Recht gebe, von Geographie und Weltgeſchichte, vom Urſprung, Dauer und Fall der Völker und Reiche, von ihren Kriegen, ihrer Stärke und Schwäche, ihren Verfaſſungen, Geſetzen, Sitten und Gebräuchen u. ſ. w. in Geſellſchaften mit entſcheidendem Ton zu ſprechen, und ſich dadurch in den Ruf vorzüglicher Kenntniſſe und Einſichten zu ſetzen. Er gibt alſo ſeiner Dame nicht nur den Leitfaden in die Hand, der ſie ſicher durch den ungeheuren und verworrenen Labyrinth der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts leiten könne, ſondern nennt und charakteriſirt ihr auch, der Ordnung nach, alle die allgemeinen und beſondern hiſtoriſchen Werke, Memoiren, Lebensbeſchreibungen und Anekdoten aus allen Zweigen der Geſchichtskunde, und von allen Völkern und Zeiten, welche ſie wirklich leſen ſoll. Dieſe machen nun freilich nur eine mäßige Lecture aus in Vergleichung mit derjenigen, die der Abbé Lenglot du Fresnoy in ſeiner Méthode pour étudier l'Histoire (wiewohl nicht den Damen) vorſchlägt: gleichwohl beträgt dieß Verzeichniß noch immer mehr als 520 Werke, und überhaupt etliche tauſend Bände in Quart, Octav und Duodez; und wenn man bedenkt, daß einer Pariſiſchen Dame (man müßte

denn nur eine Leidenſchaft für die Geſchichtskunde bei ihr vorausſetzen, welche alle andern kleinen Leidenſchaften für Geſellſchaft, öffentliche und Privatſchauſpiele, Soupées, Kartenſpiel, Ball, Coliſſée, Vaurhall, Boulevards, Concert ſpirituel ꝛc., die geheimen Herzensangelegenheiten, den Putz und den Schlaf nicht zu vergeſſen, zu verdrängen fähig wäre), ich ſage, wenn man bedenkt, daß einer Pariſiſchen Dame, die der Welt noch nicht abgeſagt hat, zu dieſem hiſtoriſchen Studium nicht viel mehr Zeit übrig bleibt als diejenige, wo ſie unter den Händen des Friſeurs iſt — denn die täglichen, wöchentlichen und monatlichen Feuilles, Journale, und die Brochures du jour, wollen doch auch überleſen, oder doch wenigſtens durchblättert ſeyn: ſo hat man Mühe zu begreifen, wie das Leben einer Dame — wenn ſie auch in einem Alter zu leſen anfinge, wo z. B. Fleury's Kirchengeſchichte in 20 Bänden, oder des Pere Laſiteau's Geſchichte der Bulle des Unigenitus nicht halb ſo anlockend ſind als die Hiſtorie des Prinzen Titi und der Prinzeſſin Bibi — zureichen ſollte, mit einem ſo weitläuftigen Cours d'Histoire glücklich zu Ende zu kommen.

Doch wie dem auch ſeyn mag, die Anzahl der Deutſchen Damen, die ſich der Hülfe des Herrn Marquis de P. zur Anlegung einer hiſtoriſchen Handbibliothek vielleicht bedienen möchten, iſt zur Zeit noch ſo klein, daß man ſicher darauf rechnen kann, dieſe wenigen werden den Anfang damit machen, ſich den Katalogen des Herrn Marquis ſelbſt anzuſchaffen, und wir überheben uns alſo um ſo eher mehr davon zu ſagen als die Werke, wovon die Rede iſt, ſelbſt größtentheils ſehr bekannt, die Urtheile des Herrn von P. aber nicht immer die zuverläſſigſten, und oft ein wenig cavalieriſch, wie man zu ſagen pflegt, ausgeſprochen ſind. So ſagt er z. B. von

Kämpfers Beschreibung des Japanischen Reichs, sie sey trocken und gehe zu sehr ins Kleine, wiewohl er gesteht, daß sie in einigen Stücken curiös und sehr schätzbar sey. Ueberhaupt bedient er sich des curieux, fort curieux, tout à fait curieux, sehr häufig, um Bücher zu charakterisiren, die er zum Lesen empfehlen will; wir gestehen aber, daß wir keinen bestimmten Begriff damit zu verbinden wissen, wenn er z. B. von des Abbé Irail Geschichte der Vereinigung von Bretagne mit der Krone Frankreichs weiter nichts sagt, als: curieuse. Im Vorbeigehen bemerken wir nur noch, daß er von unsers verdienstvollen Büschings Erdbeschreibung mit ganz besonderer Hochachtung spricht; und bei Gelegenheit der Deutschen Geschichte aufrichtig gesteht, daß es der Französischen Literatur an einem guten Originalwerke in diesem Fache noch gänzlich mangle. Wenn man bedenkt, wie nahe Nachbarn beide Nationen sind, und wie sie, seit Jahrhunderten, wiewohl fast immer zu Deutschlands Unglück, mit einander zu thun gehabt haben; so ist wirklich nichts Seltsameres als die äußerst gleichgültige Unwissenheit der meisten Französischen Gelehrten in unsrer Verfassung, Geschichte, Sprache und Literatur, die so völlig das Ansehen hat, als scheine es ihnen nicht der Mühe werth, von Deutschland nur so gut unterrichtet zu seyn, als sie es von Lappland oder Kamtschatka sind. Noch ganz neulich hat sich ein berühmter Schriftsteller in einem Werke, wo die Natur seiner Untersuchungen und Behauptungen nothwendig einige Bekanntschaft mit den nordischen Sprachen voraussetzte, nicht geschämt, auf eine sehr handgreifliche Art zu verrathen, daß das Wort Berg das einzige deutsche Wort ist, von dem er weiß was es auf Französisch heißt. *)

*) Bailly in seinen Lettres sur l'Atlantide.

Die zweite Lieferung, oder der Theil B. der Mélanges führt den besondern Titel: Manuel des Châteaux (comme qui dirait Handbuch für den Adel auf dem Lande), oder Vorschläge eine Bibliothek von Romanen zu formiren, ein Liebhabertheater einzurichten, und die Ergötzlichkeiten eines Gesellschaftssaals ergötzlicher zu machen; in Briefen an eine Dame. Man sieht schon aus dem Titel, daß sich dieses Handbuch wieder in drei verschiedne Abhandlungen theilt.

Die erste besteht aus einem sogenannten Catalogue raisonné von 600 Stück alter und neuer Romane, welche in dem Boudoir der Frau von *** Platz bekommen sollen.

Die Frau von *** hatte nämlich dem Herrn Marquis geschrieben (und ihr Brief macht wirklich das curiöseste Stück in diesem Theile der Mélanges aus), sie hätte seinen Catalogue raisonné über alle historischen Bücher, welche er den Französischen Damen zu lesen anrathe, mit vielem Vergnügen gesehen; und wäre sehr entschlossen, ihre Winterlectures, oder, welches eben so viel sey, ihre ernsthaften Lectures nach dem Plane des Herrn Marquis einzurichten. Jetzt aber sey die Rede von einem andern Dienste, den sie sich von ihm ausbitten müsse; nämlich, nun auch für ihre Sommer- und Herbstlectüren zu sorgen; das heißt, für Lectüren auf dem Lande, der Jahrszeit angemessen, die den Promenaden und der Zerstreuung gewidmet sey — bei welchen das sentiment (vulgo das Herz) zwar jusqu'à un certain point interessirt wäre, der Verstand aber nie ernsthaft attaschirt würde; mit einem Wort (sagt Madame de ***) für Lectüren, wie sie sich für die Lebensart schicken, welche ich in der charmanten *) Maison

*) Wir bitten alle patriotischen Eiferer für die Reinigkeit unserer Sprache (die uns gewiß nicht weniger als irgend einem unter

de Campagne zu führen gedenke, die mein Mann und ich zu *** gekauft haben.

Wenn es erlaubt seyn könnte, an eine Französische Dame eine indiscrete Allemannische Frage zu thun, so möchte

ihnen am Herzen liegt) an diesem etwas kauderwälsch tönenden Mischmasch von Deutsch und Französisch kein unzeitiges Aergerniß zu nehmen. Da wir bei allen unsern Lesern (beiderlei Geschlechts) so viel Französisch voraussetzen dürfen, um ohne Sorge zu seyn, Ihnen durch die hier beibehaltenen Französischen Worte unverständlich zu werden: so glaubten wir, gerade um desto besser verstanden zu werden, gewisse französische Worte, die sich nicht so übersetzen lassen, daß man bei den Deutschen Worten, die man für jene geben könnte, völlig das nämliche denke, was eine Parisische Dame bei den Französischen denkt, lieber als eine Art von Kunstwörtern, die zur Terminologie des französischen guten Tons gehören, beibehalten zu müssen. So wäre es z. B. leicht gewesen, une maison de campagne charmante, in der gemeinen Uebersetzungsfabrikmanier, durch ein allerliebstes Landhaus zu dolmetschen! Aber fürs erste hätte man demungeachtet bei weitem in dem größten Theile von Deutschland keinen rechten Begriff von der Sache weil es in dem größten Theile von Deutschland keine allerliebsten Landhäuser gibt; und zweitens wäre zwischen einer maison de campagne charmante, so wie es deren zehn Meilen in der Runde um Paris eine Menge gibt, und zwischen einem allerliebsten, oder reizenden, oder wunderartigen Deutschen Landhause noch immer ein großer Unterschied; und, wenn es auch in der Gegend von einigen Hauptstädten des heil. Röm. Reichs Deutscher Lande hie und da (welches wir nicht zu läugnen begehren) ein nach dem neuesten französischen Geschmack gebautes, distribuirtes, und möblirtes Landhaus gibt: so ist das doch, eben deßwegen, kein Deutsches Landhaus, sondern eine scharmante maison de campagne. Ebenso verhält es sich mit dem sérieusement attacher l'Esprit und mit dem intéresse jusqu'à un certain point. — Solche Gallicismen können nicht ganz und rein verdeutscht werden; und ich glaube auch nicht, daß wir viel dabei gewinnen würden, wenn wir unsre Sprache damit, als mit einer unsern alten bösen Nachbarn abge-

man hier wohl (ohne juſt ein Schach Baham zu ſeyn) fragen dürfen: wie weit allenfalls das sentiment einer eleganten und liebenswürdigen Pariſiſchen Dame in der ſchönen Jahrszeit intereſſirt werden dürfe, um nur jusqu'à un certain point und nicht etwa, unglücklicherweiſe, ein Paar Linien Pariſer Maß weiter, intereſſirt zu werden? Denn, wo das sentiment ſo genau und haarſcharf, wie an einem Engliſchen Barometer, abgemeſſen werden muß, da könnten ein Paar Linien über den gewiſſen Punkt großes Unheil anrichten. Ueberhaupt ſcheint Madame de *** dieſen Brief wenigſtens im Anfang der ſchönen Jahrszeit geſchrieben, und alſo nicht ernſthaft genug überlegt zu haben, wie mißlich es ſey, ſich in der Sommerzeit, als der eigentlichen saison de l'amour, wo alles was lebt und webt, ſich liebt und lockt und ſchnäbelt und paart — und noch dazu auf dem Lande, wo dieß allgemeine Beiſpiel der ganzen Natur deſto gefährlicher iſt, weil man ihm dort gar nicht ausweichen kann — kurz, in einer Jahrszeit, wo alles bis auf die Luft Liebe athmet — ſich mit keiner andern Lectüre als Romanen, Feenmährchen und galanten Novellen unterhalten zu wollen. Freilich will Madame de ***

jagten Beute, bereichern wollten. Wir Deutſche leſen entweder ohne alles attachement (wie gemeiniglich; daher uns auch meiſtens Beſſeres und Schlechteres gleichviel, oder wenigſtens in Ermanglung des Vortrefflichen, alles was uns in die Hände fällt, willkommen iſt) oder wir attaſchiren uns sérieusement an das was wir leſen, und werden daher, ordentlicherweiſe, von einer Lectüre entweder gar nicht oder mit Leib und Seele, und nie jusqu'à un certain point intereſſirt; kurz, ächte Deutſche Biedermänner und Biederweiber denken ſich bei einem attachement, das nicht ernſthaft attaſchirt, und bei einem Intereſſe bis auf einen gewiſſen Punkt ſo viel als Nichts! und wohl Ihnen und Ihren Kindern, wenn ſie dieſen Nationalzug noch lange beibehalten! W.

als eine vorſichtige Frau, nur jusqu'à un certain point intereſſirt werden; aber — ſchönſte Madame de ***! wo ſind die Romane, die, ohne eine Dame d'une certaine sensibilité vor Langeweile vergehen zu machen, nur genau bis auf den oftbelobten gewiſſen Punkt, welcher, mit Dero Erlaubniß, ein ſehr ungewiſſer Punkt iſt, intereſſiren dürften? Es iſt eine höchſt kitzliche Sache; und ich möchte nicht derjenige ſeyn, der Ihnen Ihre Sommerlectüren vorſchlagen, und noch weniger derjenige, der einen Roman für Sie ſchreiben müßte; das kann ich Ew. Gnaden verſichern. — In ganzem Ernſte! Die Sache iſt um ſo weniger leichtſinnig zu nehmen, weil Madame von *** alle Hoffnung in der Welt hat, ſehr intereſſante Geſellſchaft in ihrem Landhauſe zu ſehen. Denn, wir haben (ſagt ſie dem Herrn Marquis von P.) zwanzig Betten für Herrſchaften; wir logiren unſre Gäſte; und zwei Meilen in die Runde liegen zwanzig artige Häuſer, aus deren Bewohnern wir uns eine deliciöſe Geſellſchaft bilden können. Wir werden (fährt ſie fort) einen ſehr großen und ſchön bepflanzten Park haben, anmuthige Gärten, ſchönes ſpringendes Waſſer, prächtige (superbes) Küchengärten, Basse-Cours, eine Menagerie, und eine Jagd von ziemlichem Umfang. Alles dieß betrifft und intereſſirt den Herrn von *** (ſchon wieder etwas, das ſich nicht recht auf Deutſch geben läßt; denn eine Deutſche Frau würde geſagt haben, meinen Mann; in Frankreich ſagen die Bauerweiber ſo). Aber was mir am Herzen liegt, das ſind die drei Piecen in meinem Appartement, auf die ich meine größten Beluſtigungen *) gründe. — Madame de *** läßt ſich in eine ziemlich umſtändliche Beſchreibung

*) Amusemens eigentlich; aber nicht einmal für amusement haben wir ein Wort, denn der Deutſche amüſirt ſich nicht.

dieſer drei Piecen ein, wovon die eine ihr Geſellſchaftsſaal, die andere ihre Bibliothek, und die dritte ein Schauſpielſaal iſt. Von dieſen nun iſt die Bibliothek ihr Lieblingszimmer; es iſt (nach ihrem Ausdruck) ein ſcharmantes Boudoir; und außer einer Menge Tabletten, die zum Empfang der Bücher, welche Herr von P. vorſchlagen ſoll, bereit ſind, mit einer wohlgepolſterten Ottomane verſehen, auf welcher Madame de *** ihre Sommerlectüren zu machen, ja wo ſie ſogar mit denjenigen räſonniren will (nur ihrer immer aufs wenigſte zweien — denn in einem ſo ſcharmanten Boudoir, in dem eleganteſten Deshabillé von der Welt, mit einem intereſſanten Roman in der Hand, und in einer ſo gefährlichen Jahrszeit, Madame, möchte es auch wohl nur jusqu'à un certain point zu räſonniren rathſam ſeyn —), welche ſie hoch genug ſchätzen wird, um ihnen ihre Betrachtungen (über den beſagten Roman) mitzutheilen.

Die Frage iſt alſo, womit Madame de *** die Tabletten ihres Boudoirs ausfüllen ſoll? oder vielmehr, dieß iſt keine Frage: „denn womit könnte man ſie ausfüllen, ſagt ſie, als mit Romanen?" — Die Frage iſt alſo nur, mit was für Romanen? Und dieß iſt's, worin ihr der Herr Marquis von P., deſſen unendliche Beleſenheit auch in dieſem Fache ihr angerühmt worden, mit ſeinem guten Rathe an die Hand gehen ſoll. Vermöge einer ſehr exacten Ausmeſſung und Berechnung, welche ſie von ihrem Valet de Chambre-Tapissier erhalten hat, hat ſie, wenn man auf jeden Band in 8vo und 12mo (denn mit Folios und Quartos will ſie nichts zu thun haben) einen in den andern acht Daumen Höhe und anderthalb Daumen Dicke rechnet, in ihrem beſagten Boudoir juſt für 600 Bände Platz; und bittet alſo den Herrn Marquis, ihr unverzüglich das Verzeichniß derſelben zu ſchicken, damit

ſie ſogleich gekauft und eingebunden werden können, und ſie auf Pfingſten alles ſchon an ſeinem Platze finden möge.

Natürlicherweiſe fällt ihr bei dieſer Gelegenheit ein Hiſtörchen ein, das ehemals auf Unkoſten eines gewiſſen Generalpachters, Namens Bourvalais, erzählt wurde. Dieſer wackere Mann hatte ſich, in Kraft der Millionen, die er im Dienſte des Königs und der Nation gewann, ein prächtiges Haus gebaut, und der Baumeiſter hatte nicht ermangelt, l'Appartement de Monsieur auch mit einem ſehr ſchönen Bücherſaal zu verſehen. Einen Bücherſaal? ſagte Herr von Bourvalais: was will der Herr, daß ich mit einem Bücherſaal anfange? Um Vergebung, antwortete der Baumeiſter; ein Bücherſaal iſt eine eben ſo nothwendige Piece in dem Hotel eines Mannes wie Sie, als ein Boudoir in dem Appartement einer Dame. Sie werden ſehen, was für eine prächtige Tapiſſerie dieſe Tabletten machen werden, wenn ſie mit ſchön eingebundenen Büchern angefüllt ſind. Gegen dieſes Argument war nichts einzuwenden. Herr v. Bourvalais ließ alſo ſeinen Tapezierer herbeikommen. „Meſſ' Er die Höhe und Länge dieſer Tabletten, ſagte er, und beſtell' Er mir ſo viel Ellen Bücher als er nöthig hat; aber daß ſie alle aufs magnifikſte und nach der neueſten Mode eingebunden ſind! Verſteht Er mich?" — Der Tapezierer nahm ſein Maß, ging zum nächſten Buchhändler und verlangte für die Bibliothek des Herrn Generalpachters ſo und ſo viel hundert Ellen Bücher von allen Formaten. Der Buchhändler ſah ſogleich, mit wem er's zu thun hatte; und weil er eben mit einer neuen Auflage der Andachtsübungen für die heil. Charwoche (la semaine sainte genannt), die keinen ſonderlichen Abzug hatten, beladen war; ſo lieferte er dem Tapezierer, unter andern, auch ein Paar Schock Ellen semaines saintes ab. Die Bücher machten in

ihrem vergoldeten Band eine ſo gute Figur, daß Herr von Bourvalais ganz ſtolz auf ſeine Bibliothek war, und nichts Angelegneres hatte, als jedermann in ſeine Bibliothek zu führen. Der Buchbinder wurde ſehr bewundert; wie man aber genauer nachſah, ſo waren die Octavfächer mit lauter heiligen Wochen angefüllt. — Madame von *** erklärt ſich alſo, zu Verhütung alles Mißverſtändniſſes, daß ſie, nach der Berechnung ihres Tapezierers, zwar 600 Stück Romane nöthig habe: aber daß ſie ſich ausdrücklich von jedem Roman nur Ein Exemplar ausgebeten haben wolle; auch ſollten es lauter ſolche ſeyn, die entweder durch die Schönheit der sentimens ihr Herz (jusqu'à un certain point) intereſſiren, oder durch die Kunſt der Compoſition und das Sonderbare der Begebenheiten ihren Geiſt (nicht sérieusement) attaſchiren, oder durch die Eleganz der Schreibart ihren Geſchmack befriedigen, oder ſie wenigſtens zu lachen machen könnten.

Der Herr v. P. iſt zwar keiner von den jüngſten Rittern mehr; aber doch viel zu loyal und galant, um ſich im Dienſt einer ſchönen und tugendhaften Dame de par le monde (wie der alte Brantome ſpricht) irgend eine Mühe dauern zu laſſen. Er überſendet alſo der Frau von *** ungeſäumt das verlangte Verzeichniß der 600 Stück Franzöſiſcher Romane; mit der Verſicherung, daß er ſolche aus mehr als 6000 Stücken ditto ausgeleſen; und, weil eins ins andre höchſtens einen kleinen Thaler Einkauf koſten kann, ſo werden Ew. Gnaden, ſagt er, Band und Proviſion des Commiſſionärs mit eingerechnet, für hundert Louis die intereſſanteſte Garnitur für Ihr Boudoir — und wenn Sie auch, die ſchöne Jahrszeit durch, jährlich 50 Bände leſen, für 12 Jahre genug und ſatt zu leſen haben. Und da unter den 5400 Romanen, welche in der Frau von *** Boudoir keinen Platz finden konnten,

noch manche ſind, die ſo viel Recht geleſen zu werden haben als andre; überdieß auch zu hoffen ſteht, daß die Herrn Gens de Lettres und Beaux-Esprits, in Paris und in den Provinzen, es binnen der zwölf nächſten Jahre an neuen Producten in dieſem beliebten Fache nicht fehlen laſſen werden: ſo zweifelt er nicht, daß er überflüſſig im Stande ſeyn werde, ſie, nach Verfluß dieſer Zeit, mit einer neuen Garnitur verſehen zu können.

Das Verzeichniß ſelbſt iſt nach dem Plan der erſten Jahrgänge der Bibliothèque Universelle des Romans eingerichtet, von welcher der Herr v. P. gewiſſermaßen der Stifter war, und welche einige Jahre lang unter ſeiner Oberaufſicht fabricirt wurde. *)

Es enthält alſo 1. überſetzte Griechiſche und Lateiniſche Romane. 2. Ritterromane, und zwar von allen drei Claſſen, die von der Tafelrunde, die von der Ritterſchaft Karls des Großen, und die ganze Familie der Amadiſe. Anhangsweiſe fügt er noch eine hübſche Anzahl Ritterromane und Rittermährchen bei, die zu keiner von dieſen Hauptclaſſen gerechnet werden können, als z. B. die Geſchichte von Robert le Diable und ſeinem Sohne Richard ohne Furcht, die von der ſchönen Meluſine und von Gottfried mit dem großen Zahn, ihrem Sohne; von Peter von Provence und der ſchönen Magellone;

*) Von dieſer Bibliothek, an welcher der Graf Treſſan, de Baſtide Cardonne, Coupé, Mayer u. A. Mitarbeiter waren, erſchienen zu Paris von 1775—1789, 224 Theile in 112 Bänden. 12. S. Erſch gel. Frankr. 2ter Nachtr. S. 402, und Eberts Bibliogr. Wörterb. S. 194. Nach einer Unterbrechung von neun Jahren erſchien als Fortſetzung die Nouvelle Bibl. de R. von 1798 — 1805, jährlich Bände.

von Gerhard von Nevers und der ſchönen Euriant von Savoyen, ſeinem Liebchen; vom kleinen Johann von Saintré, und der Dame aux belles Cousines u. ſ. w. Von den drei letztern hat der Graf von Treſſan ſeitdem in der Bibliothèque des Romans überaus angenehme Auszüge, oder vielmehr Umſchmelzungen (wenn man ſo ſagen darf) gegeben. 3. Hiſtoriſche Romane, vom Triomphe des neuf Preux bis zu Marmontels Bélisaire, beſonders die Romane, die ſich auf die Franzöſiſche Geſchichte gründen, und deren eine ungeheure Menge ſind; ſodann auch die kleinere Anzahl derjenigen, die in die Geſchichte der übrigen Völker einſchlagen. Von allen, deren der Herr von P. erwähnt, gibt die Bibliothèque des Romans Nachricht und Auszüge. 4. Liebesromane, zweihundert an der Zahl; wovon ein beträchtlicher Theil in den großen Sammlungen, die den Namen der Landbibliotheken (Bibliothèques des Campagne) führen, Platz gefunden haben. 5. Geiſtliche, moraliſche und politiſche Romane — von dem ziemlich abgeſchmackten alten Barlaam bis zum vortrefflichen Telemach des in ſeiner Art und in ſeinem Stande einzigen Fenelon; von Gusman d'Alfarache bis zum Sethos des Abts Terraſſon; und vom Wahrheitsbrunnen des Dufresny bis zum Ewigen Juden (Juif errant) der Bibliothèque bleue. 6. Komiſche und ſatyriſche Romane, vom Petron bis zum Eulenſpiegel, oder Tiel l'Espiegle, der dem Deutſchen Originalgeiſt ſo viel Ehre macht und unter den Händen ſeines neueſten Verſchönerers ſo viel gewonnen hat! 7. Novellen und Erzählungen, ein unermeßliches Feld! 8. Romans merveilleux, eine Claſſe, unter welche in der Bibliothèque des Romans alle morgenländiſchen Geiſtererzählungen, Feenmährchen und Reiſen im Lande der Ideen gebracht ſind. Endlich 9. Ausländiſche Romane. Unter dieſen neun Rubriken

recenſirt Herr von P. nicht nur alle Romane, womit Madame de *** ihre Tabletten garniren ſoll; ſondern auch noch eine Menge anderer, die ſich, ſeiner Meinung nach, in den Auszügen, ſo die Bibl. des Rom. davon gibt, beſſer leſen als im Original; und von jenen liefert er, zu Ende ſeines Catalogue raisonné, noch ein ſimples Verzeichniß, worin bloß Titel, Ausgabe, Format und Anzahl der Theile angegeben ſind. Seine Urtheile ſind größtentheils ziemlich zuverläſſig, wiewohl meiſtens zu unbeſtimmt, und oft, bei wahren Meiſterſtücken des Genie's, bis auf den Gefrierpunkt kalt; doch kann ſeine Arbeit überhaupt Allen, die ſich in dem Romanesken-fache das Beſte, was die Franzöſiſche Sprache aufzuweiſen hat, anſchaffen wollten, nützlich ſeyn. Wir bemerken nur noch, daß er auf der 75ſten Seite auch der Contes des jüngern Crebillon erwähnt, unter denen er dem Ecumoire (Schaumlöffel) oder Tanzai und Neadarne (ſo im Jahr 1734 zum erſtenmal erſchien) den Vorzug zu geben ſcheint. Er geſteht, daß dieſe ſogenannte Japaniſche Geſchichte zu frei ſey; meint aber doch, man könne nicht umhin anzuerkennen, es ſey ſehr viel Witz und viel Imagination in allen ihren Details. Indeſſen iſt er ſo weit entfernt, weder dieſem witzigen Schaumlöffel, noch dem Sopha, oder der Nacht und dem Augenblick, oder dem Ah! quel Conte eben desſelben Verfaſſers — der unſtreitig nicht für junge Damen geſchrieben hat — einen Platz in dem Boudoir der Frau von *** einzuräumen: daß er ſogar Bedenken trägt, ihr, auch nur im Vorbeigehen, von dieſen allzumuthwilligen Jeux d'Esprit eines Mannes zu ſprechen, der mit ſehr großen Talenten das Unglück gehabt zu haben ſcheint, nicht in der beſten Geſellſchaft zu leben. Vielleicht könnte uns dieſe Zurückhaltung über das jusqu'à un certain point, bis zu welchem Madame

de *** ſich durch Romane intereſſiren laſſen will, einigen Aufſchluß geben.

Die Frau von *** hat aber auch einen Schauſpielſaal in ihrem Schloſſe, und iſt ſehr entſchloſſen, ihn nicht unbenutzt zu laſſen; zumal da ihre Nachbarn und Nachbarinnen auf dem Lande Verſtand und Witz (man weiß ſelten, welches von dieſen beiden nicht ganz gleichbedeutenden Wörtern man nehmen ſoll, wenn im Franzöſiſchen von Leuten qui ont de l'Esprit die Rede iſt) und Talente, und Welt, und eben ſo wie Madame de *** große Luſt zum Komödieſpielen haben. Das Einzige, was ſie ein wenig verlegen macht, iſt die Wahl der Stücke. Sie erwartet alſo von der unerſchöpflichen Gefälligkeit des Herrn von P., daß er ſie auch mit einem dramatiſchen Repertorio verſehen werde. Zu gutem Glück hat der Herr Marquis ſchon ſo etwas fertig liegen, welches er vor einiger Zeit unter dem Titel: Etrennes dramatiques de Société zum Gebrauch der Liebhaber hatte drucken laſſen wollen. Er verſichert, daß es nicht ganz ſeine eigene Arbeit, ſondern daß der Fonds aus einer Handſchrift, die vor mehr als 20 Jahren in einem Landhauſe gefunden worden, gezogen ſey; wiewohl er geſteht, daß er vieles daran habe ändern müſſen, um es für gegenwärtige Zeit und Umſtände brauchbar zu machen. Dieſes Werk macht alſo unter dem Titel: „Räſonnirtes Verzeichniß aller Tragödien und Komödien des Franzöſiſchen und Italieniſchen Theaters zu Paris, wie auch aller Actes d'Opéra, Komiſchen Opern, Schauſpielen mit Geſang und Proverben (in dramatiſche Handlung geſetzte Sprüchwörter), welche ſich dazu ſchicken auf kleinen Geſellſchafts-Schaubühnen vorgeſtellt zu werden," den zweiten Theil des Manuel

des Châteaux aus; und enthält ein Repertorium von 200 Trauerſpielen, 24 Luſtſpielen und Dramen in fünf Aufzügen, 22 ditto in dreien, 1 in zweien, und 12 in einem Aufzuge, ſämmtlich aus dem Théâtre-Français; 6 ditto von drei, und einem Duzend von einem Aufzug, aus dem Théâtre-Italien; eben ſo viel Actes d'Opéra, 7 Komiſche Opern, 17 Stücke mit Arietten, 7 Sprüchwörter, und zu allem Ueberfluß auch eine Parade. Jeder dieſer Gattungen ſowohl als dem Ganzen ſind einige Vorerinnerungen vorangeſchickt. Zur Probe, wie der Herr von P. dieſes Repertorium eingerichtet, wird folgendes mehr als genug ſeyn.

Iphigenie von Racine.

„In dieſem Stücke ſind fünf ſchöne Rollen, zwei Männerrollen, nämlich Agamemnon und Achill, und drei Frauenzimmerrollen, Klytemneſtra, Iphigenie und Eriphile. Dieſe letztere ſcheint beim erſten Anblick wenig intereſſant; aber mit Talenten kann es nicht fehlen Beifall darin zu erhalten. Des Ulyſſes Rolle iſt mehr ſchwer als ſchimmernd; ſie erfordert eine gewiſſe Herbe (Auſterität) und viel Kunſt; aber wie gut ein Acteur ſie auch machen mag, auf großen Beifall darf er niemals rechnen. Jede Actrice, die ſich zur Klytemneſtra entſchließt, muß in ihr Gedächtniß zurückrufen, wie Mademoiſelle Dumesnil ſie ſpielte. Zur Iphigenie iſt eine junge und hübſche Perſon vonnöthen, die eine zärtliche Seele, ein ungekünſteltes Spiel und einen rührenden Ton der Stimme hat. Eben dieſe Eigenſchaften ſind auch zur Eriphile nöthig; ja es bedarf noch mehr Seele und Talent, um ſolche geltend zu machen. Ueberhaupt fünf Mannsperſonen und zwei Frauenzimmer.“

Le Cercle von Poinſinet.

„Dieſes Stück (in zwei Aufzügen) iſt ein leicht hingeworfenes Gemälde der Sitten und gewiſſer Ridicülen unſrer Zeit. Die Rollen des Liſidor, des Marquis und des Barons ſind ziemlich artig; die des Arztes, des Abbé und des Schöngeiſts ſind pikant, wiewohl kurz. Unter den Frauenzimmerrollen iſt Araminthens die vornehmſte. Dieſe kleine Komödie wird immer gut geſpielt werden, wenn die Acteurs dasjenige erwiſchen können, was man das Enſemble nennt, etwas, das nur durch viele Repetitionen (oder Proben, wenn man will, wiewohl eins ſo Deutſch iſt als das andre) zu erhalten ſteht. In allem ſechs Manns- und fünf Frauensperſonen.“

Viele unſrer Leſer, denen es ganz und gar keine Schande iſt nicht zu wiſſen, was eine Parade für ein Ding ſey, möchten's doch vielleicht nicht ungerne ſehen, wenn ſie es bei dieſer Gelegenheit erführen. Eine Parade alſo iſt eine Art von Poſſenſpiel, wie man ſie auf den Boulevards zu Paris zu ſehen bekömmt, calculirt für eine Art von Zuſchauern, welche gewöhnlich nicht zur guten Geſellſchaft gerechnet werden, woran ſich aber doch auch zuweilen die gute Geſellſchaft zu beluſtigen geruht. Weil es bloß darum zu thun iſt, die Lungen und Zwerchfelle der Badauds de Paris zu erſchüttern, ſo iſt geſunde Vernunft, Wahrſcheinlichkeit und Anſtändigkeit ordentlicher Weiſe gänzlich aus dieſer Art von Poſſen verbannt, und alle Arten von gröberm Witz (Zweideutigkeiten und Zoten nicht ausgenommen) ſind da willkommen; je ungeräumter und leichtfertiger je beſſer; kurz, Herr von P. verſichert ſelbſt, daß in der ganzen Sammlung, le Théâtre des Boulevards genannt,

nicht ein einziges Stück ſey, das man vor Damen ſpielen könnte. Indeſſen kann ſich doch (wie er hinzuſetzt) das Théâtre-Italien rühmen, ein Stück zu beſitzen, das zwar weder mehr noch weniger als eine Parade, aber doch, von Seiten der Decenz, wenigſtens erträglich iſt; und dieß iſt: das redende Gemälde, welches, wenn ich nicht irre, auch in Deutſchland Beifall gefunden hat. Herr von P. meint, mit gutem Fug, es ließen ſich dergleichen Facetien noch darſtellen, und gibt folgendes zu einem kleinen Beiſpiel.

Iſabelle Haubenſtock,
eine Parade.

Perſonen:

Iſabelle, Leander, die Tante, und Nachbar Till (in Oberdeutſchland kann er auch Sepp oder Lipperl heißen).

Canevas des Stücks.

Iſabelle, im Begriff, mit Einwilligung ihrer Tante, Leandern zu heirathen, muß noch vorher mit beſagter Tante eine Reiſe machen; trägt alſo Nachbar Tillen auf, während ihrer Abweſenheit Leandern zu beobachten, und ihr von der Treue, ſo er ihr beim Abſchied geſchworen, Rechenſchaft zu geben. Bei ihrer Rückkunft iſt das erſte, was ſie zu thun hat, ſich bei Nachbar Tillen nach der Beſtändigkeit ihres Liebhabers zu erkundigen. Die Nachrichten, ſo ſie von ihm erhält, lauten nicht zum Beſten. Leander iſt zwar ſelten aus ſeinem Zimmer gekommen; man hat ihn aber alle Morgen und Abende mit einer Unbekannten, die er ſeine Allerſchönſte, ſeine Allerliebſte nannte, in großer Converſation gehört; man konnte zwar nicht alles, aber doch ſo viel davon ver-

ſtehen, daß er ihr die zärtlichſten Dinge von der Welt vorſagte; und was bei dieſer geheimen Intrigue das Wunderbarſte iſt, man hat gleichwohl weder Mann noch Frau bei ihm ein- oder ausgehen geſehen. Iſabelle fängt über dieſe Nachricht Feuer; die Tante beſtärkt ſie in ihrem Argwohn; man macht einen Anſchlag den Ungetreuen zu überraſchen; die beiden Frauenzimmer verſtecken ſich; und Nachbar Till ſoll ihnen heimlich Nachricht geben, wenn Leander wieder zu Hauſe ſeyn wird. Iſabelle macht ſich, in der Wuth ihrer Eiferſucht, ein rechtes Feſt daraus, ihn bei ihrer Nebenbuhlerin zu überfallen. Leander kommt nach Hauſe, geht in ſein Zimmer, verſchließt ſich; bald darauf hört man ihn ſehr zärtlich und feurig mit einem Frauenzimmer ſprechen, welches keine Antwort gibt. Die Sache wird immer verdächtiger. Iſabelle und die Tante ſtürmen wie zwei raſende Medeen hervor, ſprengen die Thür ein, und finden den getreuen Schäfer Leander auf den Knien vor einem — Haubenſtock, den er auf ein Tiſchchen geſtellt und mit einer von Iſabellens abgetragenen ſchmutzigen Nachthauben coeffirt hat. Dieſe Entwicklung befeſtigt, wie billig, das gute Vernehmen der beiden Verliebten, und ſie können nun, der Zuſchauer halber, Hochzeit machen wenn ſie wollen. — Man ſieht, daß eine Parade in dieſem Geſchmack eine kleine dramatiſche Schnurre iſt, deren Werth von Ort und Augenblick, einem guten Einfall und einer lebhaften Ausführung abhängt; und derjenige, der Witz und Laune genug hätte, etliche Duzend dergleichen Dinge zu erfinden, würde ſich um die kleinen Théâtres de Campagne, die auch in Deutſchland immer mehr Mode werden, kein geringes Verdienſt machen.

Doch, wir wollen dieß unſern theatraliſchen Journalen und Almanachen, ſo wie die Anecdotes dramatiques de Société, par un Acteur, ancien amateur de ce genre d'amusement (ohne Zweifel der Herr Marquis von P. ſelbſt) gerne überlaſſen, welche dem vorbeſagten Repertoire angehängt ſind. Sie ſind meiſtens was man ein wenig platt nennen möchte. Das Beſte davon iſt eine Beſchreibung einer ziemlich artigen feenmäßigen Fête, die der Frau Marquiſin von *** während ihrem Wochenbette auf einem ſchönen Landhauſe nicht weit von Paris von ihrem Gemahl und einer auserleſenen Geſellſchaft von Freunden und Verwandten gegeben wurde, und wobei Demogorgon, der König der Genien, und die Fee Caraboſſe ſich mächtig viel zu thun machen. Vermuthlich war der ancien amateur ſelbſt eine Hauptperſon in dieſem romantiſchen Wochenſtubenfeſte; doch muß man geſtehen, daß es luſtiger iſt, bei dergleichen Gelegenheiten Acteur oder Zuſchauer, als geneigter Leſer zu ſeyn.

4.

Bibliothek der Romane. *)

1780.

So ein frivoles Ding ein Roman in den Augen der meiſten ernſthaften Leute iſt, ſo gehören doch ſehr ernſthafte, geſcheidte und gelehrte Männer dazu, uns eine Bibliothek

*) Bei Gelegenheit der Bibliothek der Romane, welche der Gothaiſche Rath und Bibliothekar Reichard (anonym) mit Beihülfe von Mylius u. A. ſeit 1778 bei Himburg in Berlin herausgab.

der Romane zu geben, durch welche die Literatur und die Menſchenkenntniß gewinne. Man kann ſich von den ungenannten Verfaſſern der gegenwärtigen, nach dieſem erſten Bande zu urtheilen, vieles verſprechen — wiewohl wir nicht bergen, daß die Stelle in der Vorrede, wo man uns ſagt „von den älteſten und wenig bekannteſten der inländiſchen Romane, und den intereſſanteſten und neueſten der ausländiſchen, die Skizzen oder den Geiſt zu geben, und gleichſam ihre Miniaturgemälde aufzuſtellen, iſt eine Sache, die dem Leſer die beſte und anziehendſte Unterhaltung gewährt," uns ein wenig aufgefallen iſt. Denn entweder hat der Verfaſſer hier ſeine Feder einen Augenblick allein gehen laſſen, oder wir müſſen glauben, daß er eine Skizze von einem Werk geben, und den Geiſt davon geben, und ein Miniaturgemälde davon aufſtellen, für Ausdrücke halte, deren einer den andern erläutert, und die im Grunde einerlei ſagen wollen. Unſers wenigen Ermeſſens iſt die Skizze eines guten Dichterwerkes ein bloßes Gerippe, höchſtens dem Kenner brauchbar, aber ſehr wenig anziehend für den Liebhaber, der dieß Gerippe mit Fleiſch und Blut bekleidet und belebt, und mit Geiſt beſeelt ſehen will, um Genuß davon zu haben. Der Geiſt eines Werks ohne den Leib iſt ein zu feines flüchtiges Weſen, und verduftet gewöhnlich unter der Operation des Ausziehens. Und Miniaturgemälde von großen Romanen erinnern uns an die kleinen zwei oder drei Daumen breiten Bildchen, worin man uns unlängſt von den Meiſterſtücken der Galerie zu Düſſeldorf eine Idee hat geben wollen. Bei einem Roman, wie bei allen andern Gedichten, machen die eigene Art der Ausführung und Behandlung, die lebendige Darſtellung, die Kraft und Wahrheit des Colorits, die Schönheiten des Details, und der Effect, den dieß alles wieder im Ganzen

zuſammen thut, gerade den Werth des Werks aus; der Geiſt lebt und webt in dem allen. Ihn davon abzuziehen, iſt unmöglich; ihr würdet einen todten Leichnam übrig behalten, und der Geiſt wäre euch unter den Händen entſchlüpft. Der Graf von Treſſan, von dem einige weitläuftige Auszüge aus den Ritterromanen, Cyron le Courtois, Tristan de Lionnois u. A. in der Franzöſiſchen Bibliothèque des Romans ſtehen, hat daher, ungeachtet der ungemeinen Gabe die er hat, einen Auszug durch die Lebhaftigkeit und das Geiſtreiche ſeines Styls intereſſant zu machen, für nöthig befunden, oft mit den eigenen Worten ſeines eigenen Originals zu ſprechen, oft ziemlich große Stellen von etlichen Seiten wörtlich daraus abzuſchreiben, und gerade dieſe Fragmente der Originale ſind das Intereſſanteſte in ſeinen Auszügen. Da nun dieſe in den Auszügen ſeiner Auszüge, die man uns hier unter der Rubrik Ritterromane verſpricht, verloren gehen, ſo geht juſt alles verloren. Iſt die Abſicht der Verfaſſer dieſer B. ein Werk zu unternehmen, das wirklich für Gelehrte und Liebhaber zugleich intereſſant ſeyn ſoll: ſo möchten wir ihnen rathen, uns z. B. Auszüge aus den alten Deutſchen Romanen und Gedichten von der Tafelrunde zu liefern, die in einigen Bibliotheken, z. B. zu Wolfenbüttel, Dresden, Innsbruck u. ſ. w. noch in Handſchriften liegen, und den weiſen König, den Theuerdank und ihresgleichen nicht aus ihrem Plan auszuſchließen. Dagegen möchten ſie bei den Vätern und Müttern unter ihren Leſern und Leſerinnen mehr Dank verdienen, wenn ſie aus der Rubrik Epiſoden und kleine Geſchichtchen ſolche Werkchen ausſchlöſſen, wie die Schäferſtunde *), die freilich, wie ſie ſagen, pikant,

*) Von Dora, aus dem Journal des Dames überſetzt.

aber nur gar zu pikant geſchrieben iſt. Die Herausgeber geſtehen, ſie ſey etwas frei: aber (ſetzen ſie hinzu) wir glaubten, was in einem Journal für Damen ſtehen könnte, würde ſich eben ſo gut für eine Bibliothek der Romane ſchicken. Und hierin haben ſie ſich unſtreitig geirrt; denn in Paris und in dem Cirkel, worin Herr Dorat lebt, ſind unter dem Worte Dames auch etliche tauſend hohe und niedrige Catins begriffen. So weit aber iſt's mit uns Deutſchen noch nicht gekommen. Unſre Schweſtern, Weiber und Töchter, auf welche es doch wohl mit dieſer Bibliothek am meiſten gemünzt iſt, ſind — wenigſtens a priori — keine Dorat'ſchen Dames, ſondern ehrliche Mädchen und Weiber, an denen noch was zu verderben iſt.

5.

Blondel und Richard Löwenherz.

Eine Anekdote aus der alten Geſchichte der provenzaliſchen Dichter.

1777.

Richard, genannt Löwenherz (Coeur de Lion), dritter König von England aus dem Hauſe Plantagenet oder Anjou, und zweiter Sohn König Heinrichs des Zweiten, beſtieg den Engliſchen Thron im Jahre 1189. Kurz zuvor hatte der edelmüthige Sultan Saladin Jeruſalem und das heilige Grab (das durch den abenteuerlichen Fanatismus der Ritterzeit das Grab etlicher hunderttauſend europäiſcher Chriſten wurde) nach der berühmten Schlacht bei Tiberias wieder eingenommen, und dadurch Europa von neuem mit allgemeinem Eifer

entflammt, die durch dieſen Verluſt, nach damaliger Vo
lungsart, auf die ganze Chriſtenheit gefallene Schmach
der zu tilgen und zu rächen. König Richard, der tap
und ritterlichſte Fürſt ſeiner Zeit, war auch der, bei we
dieſer Eifer zur heftigſten Leidenſchaft auffloderte. Um i
nen geldarmen Zeiten die zu ſeinem vorhabenden Kreu
nothwendigen Summen aufzubringen, veräußerte er von
Domänen, Einkünften und Regalien der Krone ſo vi
nur immer konnte. Ich wollte London ſelbſt verkaufen,
er, wenn ich nur einen Käufer dazu finden könnte. K
Philipp Auguſt von Frankreich vereinigte ſich mit ihm zu
ſem Abenteuer: aber, ſo wie er, ſeinem perſönlichen Ch
ter und ſeinem Range nach, ein Recht zu haben glaubte,
Agamemnon unter dem vereinigten Heere der Cruciaten
zuſtellen, ſo hatte Richard hingegen alle perſönlichen Tu
den und Fehler, um die Rolle des Achills zu ſpielen. S
bis zum Romantiſchen getriebene Unerſchrockenheit und
zu Abenteuern erwarb ihm den Beinamen Löwenherz,
machte ihn zum Helden eines der berühmteſten Ritterb
des dreizehnten Jahrhunderts.*) Sein Name ward ſo fu
bar unter den Saracenen und Türken, daß die Mütter,
ihre kleinen Kinder zum Schweigen zu bringen, ſie mit
König Richard bedräuten. Joinville, der in ſeinem Leben
heiligen Ludwigs dieſen Umſtand erzählt, ſetzt noch einen
dern hinzu: wenn die Araber ritten, und ihre Pferde
irgend einem ungewöhnlichen Gegenſtande ſtutzig wurden
pflegten ſie, indem ſie ihnen den Sporn gaben, zu ſa
wie? meinſt du, du ſeheſt den König Richard? Ich
nicht ob ſich ein ſtärker zeichnender Zug denken läßt.

* S. Wartons History of English Poetry. Vo.. 3 und 4.

Romanciers dieſer Zeiten fanden etwas ſo Wundervolles in den ritterlichen Thaten dieſes Prinzen, daß ſie ſich nicht anders zu helfen wußten, als vorzugeben, er ſey im Beſitz des in der fabelhaften Geſchichte des Königs Artus ſo berühmten magiſchen Schwertes, Kaliburn oder Eskalibor genannt, geweſen; wiewohl der Roman von König Artus ſagt, ſein Schildknappe habe ſolches auf Befehl ſeines Herrn nach deſſen Tod in die See geworfen.

Indeſſen blieben doch alle Großthaten dieſes Helden und ſeiner Mitverbundenen ohne den abgezielten Erfolg. Eine fatale Eiferſucht trennte die chriſtlichen Fürſten, und entkräftete eine Macht, die durch Eintracht den Saracenen hätte verderblich ſeyn können. König Richard ſelbſt war zu ſtolz und zu heftig in ſeinen Leidenſchaften, um die übrigen ſeine perſönliche Ueberlegenheit nicht zuweilen ſtärker fühlen zu laſſen, als die Klugheit es erlaubte. Der König von Frankreich, der Herzog von Burgund, Leopold Herzog von Oeſterreich (der nach dem unglücklichen Tode des Kaiſers Friedrich Rothbarts und ſeines Sohnes an der Spitze der deutſchen Cruciaten geblieben war) trennten ſich von ihm gerade zu einer Zeit, da man die größte Hoffnung hatte, Jeruſalem den Händen der Ungläubigen wieder zu entreißen.

Richard blieb allein; und die Frucht aller ſeiner Heldenthaten war, nebſt der Eroberung von Askalon, ein Waffenſtillſtand, wodurch den Chriſten der Beſitz des Wenigen, was ſie mit ſo großem Aufwand wieder gewonnen hatten, und die Freiheit das heilige Grab zu Jeruſalem ungehindert zu beſuchen, auf drei Monate, drei Wochen, drei Tage und drei Stunden verſichert wurde.

Unternehmungen, wie dieſe, wo große Monarchen ihre Erbländer verlaſſen und an Menſchen und Geld erſchöpfen,

um in einem entlegenen Welttheil ohne Plan und feſten Zweck Abenteuer zu beſtehen; wo mit ungeheuern Kräften am Ende — nichts geſchafft, und die ganze Unternehmung, ſogar im Moment der Gewißheit eines vollſtändigen Erfolgs, mit eben dem Schwindelgeiſte, womit ſie begonnen worden, wieder aufgegeben wird: eine ſolche Art zu verfahren, muß uns, nach den Grundſätzen einer geſunden Politik beurtheilt, unſinnig vorkommen. Aber die Kreuzzüge, und beſonders König Richards ſeiner, müſſen aus dem damals in ganz Europa herrſchenden Taumel der irrenden Ritterſchaft erklärt werden. Richarden war es bloß darum zu thun, in die entlegenſten Länder auf ritterliche Abenteuer zu ziehen, ſich mit Saracenen und Rieſen und Löwen herum zu ſchlagen, und den Minſtrels, die ihn begleiteten, Stoff zu Romanzen und Ritterbüchern zu geben. Dieſen Zweck hatte er erreicht, und das Uebrige bekümmerte ihn wenig. Entwürfe auf bleibende Eroberungen, Unternehmungen von welchen eine dauerhafte Ruhe die Frucht wäre, kamen damals nicht in die Köpfe der Helden. Man trieb und tummelte ſich herum, ohne einen andern Zweck dabei zu haben, als ſich herum zu treiben; man lebte, ſo zu ſagen, von den Abenteuern des Tages; und man wollte ſich ſelbſt und andern immer noch Arbeit für den folgenden übrig laſſen. Dieß war der Geiſt der Ritterzeit!

Richard hatte bei der Belagerung von Askalon und bei andern Gelegenheiten den Herzog oder Markgrafen von Oeſterreich, Leopold, auf eine ſehr empfindliche Art beleidigt, und Leopold, dem es an Muth fehlte ſich die Genugthuung eines Ritters zu verſchaffen (die ihm Richard nicht verweigert haben würde), hatte ſich mit dem verſchloſſenen Grimm einer unmächtigen Rachbegierde nach Hauſe begeben. Aber, was er wahrſcheinlicher Weiſe nicht hoffen konnte — eine Gelegenheit,

Rache an ſeinem Feinde zu nehmen ohne ſeine eigne Perſon in Gefahr zu ſetzen — ſpielte ihm das Schickſal und Richards Unvorſichtigkeit ganz unvermuthet in die Hände. König Richard, durch die einheimiſchen Unruhen ſeines Reichs und den unedlen Einfall des Königs Philipp in ſeine Franzöſiſchen Erbländer zur Rückkehr gezwungen, hatte bei Aquileja Schiffbruch erlitten, und an dieſem Orte die Kleidung eines Pilgrims angelegt, um unerkannt ſeinen Weg durch Deutſchland zu nehmen, weil er in Frankreich nicht ſicher zu ſeyn glaubte. Um den Nachſtellungen des Gouverneurs von Iſtrien zu entgehen, nahm er einen Umweg über Wien; und hier verrieth er ſich durch einen Aufwand und Freigebigkeiten, die an einem Pilgrim um ſo mehr Aufmerkſamkeit erregten, da er zu ſehr das Air eines Helden hatte, um für das angeſehen zu werden, was ſeine ſchlechte Kleidung ankündigte. Kurz Richard wurde entdeckt, angehalten, und nach Linz in ein enges, der königlichen Würde höchſt unanſtändiges Gefängniß gebracht. Und hier ſoll ihm die Aventure begegnet ſeyn, welche der Stoff der gegenwärtigen Erzählung iſt.

Richard hatte ſeine Jugend meiſtens in ſeinen Franzöſiſchen Erbländern, und einen ziemlichen Theil derſelben in der Provence gelebt, wo die Kunſt des Geſangs um dieſe Zeit in der höchſten Blüthe ſtand, und nicht nur eine der gemeinſten Ergötzlichkeiten der Großen bei Gaſtmählern und Feſtivitäten ausmachte, ſondern auch von vielen unter ihnen ſelbſt mit Ruhm getrieben wurde — wie es im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte bei uns Deutſchen auch war. Hier ſog Richard die ſonderbare Liebe zu der Kunſt der Troubadours oder Minſtrels ein, die ihn ſein ganzes Leben durch nie verließ. Ja die Liebe, welche von jeher ſo viel Sänger gemacht hat, machte auch ihn zum provenzaliſchen Dichter; denn das

Provenzaliſche wurde damals für angenehmer und ſingbarer als das Franzöſiſche, und für die eigentliche Sprache der zärtlichen Leidenſchaften gehalten. In der Folge war ſein Hof, wie der des Landgrafen Hermann von Thüringen, ein Sammelplatz der berühmteſten Minſtrels ſeiner Zeit, unter welchen Fouquet von Marſeille, Anſelm Faydit und Blondel de Nesle als ſeine Lieblinge genannt werden.

Der letzte hatte auf dem vorerwähnten Kreuzzuge (wohin dem Franzöſiſchen Adel, nach Maſſieu's Ausdruck, ganze Legionen Dichter folgten) ſich beſonders dem König Richard gewidmet, und war ein Augenzeuge, ohne Zweifel auch ein Sänger ſeiner vornehmſten Thaten geweſen — wiewohl um dieſe Zeit die Beſtimmung der Dichter von der Würde, die ſie in den ältern Zeiten der Barden und Skalden behauptet hatte, ſchon ziemlich herabgeſunken war. Denn ehemals wurden die Barden als von den Göttern begeiſterte Männer angeſehen, und ihr Amt war ein heiliges und öffentliches Amt. Es war für ſie Pflicht, die Kriegsmänner ihres Volkes auf ihren Heerzügen zu begleiten, ihnen den Schlachtgeſang zu ſingen, Beobachter und Richter ihrer Heldenthaten zu ſeyn, und nach geendigter Schlacht den Tapfern durch Siegesgeſänge zu belohnen, den Feigen hingegen durch Verachtung und Spott zu brandmarken. Dieſe Beſtimmung bezog ſich unmittelbar auf die Verfaſſung der alten Celtiſchen, Germaniſchen und Nordiſchen Völker — roher, wenig zahlreicher, von Jagd, Raub und Krieg lebender Haufen, in denen das Gefühl der Freiheit, mit dem Drang der gemeinſamen Noth verbunden, dieſen Gemeinheitsgeiſt, dieſes für Einen Mann Stehen hervorbrachte, wovon große policirte Nationen, vermöge ihrer bürgerlichen und militäriſchen Verfaſſung, keinen Begriff mehr haben; wo jeder allen und alle jedem angehörten;

wo eines Mannes persönliche Tugend als ein Eigenthum und gemeines Gut seiner Kaste oder seines Gaues angesehen wurde, und Verachtung des Lebens, wenn's die gemeine Sache galt, die erste aller Tugenden war, und es, wofern die kleine Nation sollte bestehen können, seyn mußte.

Aber all dieß fand, bei so sehr veränderten Umständen, unter den Nachkommen dieser Völker in den Zeiten der Ritterschaft und der Kreuzzüge nicht mehr statt. Die Feudalverfassung hatte, durch ganz natürliche Folgen, jenen Gemeinheitsgeist beinahe ganz ausgelöscht. Die Vasallen waren mehr oder minder mächtige, und die mächtigsten unter ihnen beinahe ganz unabhängige Herren geworden. Jeder bekümmerte sich nur um sich selbst, dachte nur auf seine eigene Erhaltung und Vergrößerung, und hielt seinen eigenen Hof. Die zufälligen Verbindungen der Noth oder des Eigennutzes, die der Moment knüpfte, löste der Moment wieder auf; persönliche Freundschaften unter den Rittern, und (wiewohl höchst selten) persönliche Treue gegen den Oberlehnsherrn, waren noch die einzigen Bande, welche Stärke genug hatten Probe zu halten, und wohl gar das ganze Leben auszudauern. In solchen Umständen konnten die Musenkünste nicht mehr die Wunder thun, die sie ehemals gewirkt hatten. Sie waren nicht mehr unentbehrliche Triebfedern, nicht mehr Zunder und Nahrung des Gemeingeistes; der Dichter und Sänger war nicht mehr ein Diener des Staats. Stufenweise, so wie die Verfassung, Umstände und Sitten der Staaten selbst sich änderten, sanken sie zu bloßen Künsten des Vergnügens herab, und machten einen Theil des Luxus ihrer Zeit aus. Die Troubadours und Minstrels wurden eine Art von Hofdienern, die man zur Pracht und zum Zeitvertreib hielt; man liebte, man ehrte sie sogar noch: aber weniger um ihrer

[illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] weil sie sich zur Befriedigung ihrer Wünsche gemeinschaftlich zu machen wußten; weil man ihre Lieder mit Vergnügen hörte, und weil Treue, Kunst und [illegible] Kunst. Wo ich in der Folge wieder von einander [illegible], [illegible] vor eine einzige Profession ausmachen und von [illegible] Meistern getrieben werden. Die Großen moch-ten es, [illegible] sie natürlich wohl leiden, wenn sie von ihren Dichtern besungen wurden: aber das Lob, das sie [illegible], war weniger der verdiente Preis ihrer Tugenden, als Belohnung ihrer Eitelkeit, und konnte auch nicht wohl mehr seyn, da doch am Ende der am meisten gelobt wurde, der am besten bewirthete und die reichsten Geschenke gab. — Doch dieß ist ein [illegible], dessen Verfolg uns zu weit von unserem Gegenstande abführen würde.

Blondel hatte den König Richard auf seiner Rückreise aus dem heiligen Lande begleitet; aber durch den Sturm, der den König an die Küste von Istrien warf, war das Schiff, worauf unser Minstrel sich befand, in die Lagunen von Venedig getrieben worden. Blondel verfolgte seine Reise durch Deutschland und die Niederlande, und forschte allenthalben fruchtlos nach dem König, seinem Herrn und Freunde. Er kam endlich nach England: aber auch da wußte man nicht, was aus Richarden geworden seyn könnte; denn seine Gefangenschaft blieb ein ganzes Jahr lang ein Geheimniß. Der Minstrel beschloß seinen geliebten Herrn auszufinden, und wenn er ihn auch in der ganzen Welt suchen müßte. Er reiste lange vergebens, bis endlich ein dumpfes Gerücht, oder eine Vermuthung, die durch die ihm wohlbekannte Erbitterung zwischen Richard und Leopold wahrscheinlich gemacht wurde, ihn in die Staaten des letztern leitete.

Nachdem er ſie viele Tage lang durchwandert hatte, ohne auf eine nähere Spur zu kommen, langte er zuletzt bei einem alten Schloß an, in deſſen Thurm ein Gefangener (wie er ausforſchte) ſcharf bewacht wurde. Wiewohl ihm niemand etwas Näheres ſagen konnte, ſo ſchlug ihm doch gleich das Herz, daß es ſein Herr ſeyn könnte. Da es aber unmöglich war, ſich auf irgend eine gewöhnliche Art, ohne verdächtig zu werden, davon gewiß zu machen, ſo verſuchte er's folgendermaßen. Er fand Mittel, ſpät in der Nacht ſo nahe an den Thurm und unter das Fenſter des Gefangenen zu kommen, daß ſeine Stimme von dieſem gehört werden konnte; und nun, nachdem er auf ſeiner Cither eine Weile präludirt hatte, fing er ein Lied an, welches Richard ſelbſt in Paläſtina zu einer Zeit gemacht hatte, da er ſeiner Liebe zu der ſchönen Margarite Gräfin von Hennegau am ſtärkſten nachzuhangen Gelegenheit gehabt. Denn die Gräfin hatte, nach dem Beiſpiel der meiſten Damen dieſer Zeit, ſich auch mit dem Kreuz bezeichnen laſſen, und war ihrem Gemahl nach dem heiligen Lande gefolgt. Da es unſern Leſern wenig Troſt geben möchte, wenn wir ihnen (falls wir's auch könnten) dieſes Lay in der provenzaliſchen Sprache, worin Richard es geſetzt, vorſingen ließen; ſo haben wir verſucht, es, ſo gut es gelingen wollte, in unſre Mutterſprache überzutragen — herzlich wünſchend, daß es wenigſtens mehr von der Kraft und Treuherzigkeit des Orginals in ſich haben möchte, als die galantiſirte Ueberſetzung der Mſelle l'Heritier. *)

---

*) In einem kleinen, wenig bekannten Roman, der den Titel führt: La tour ténébreuse et les jours lumineux. Contes Anglais, tirés d'anciens Manuscrits, contenant la Chronique, les Fabliaux et autres Poésies de Richard I., surnommé Coeur de Lion. Paris 1705. 12.

Blondel alſo fing zu ſingen an, wie folget:

Brennend tobt' in mir das Fieber,
Sengte jedes Lebensband,
Meiner Augen Licht ward trüber,
Und herüber
Aus dem finſtern Schattenland
Streckte ſchon der Tod nach mir die kalte Hand.
Da kam mein Lieb mit holdem Blick
Und Tod und Fieber wich zurück.

Hier hielt der Minſtrel ein; denn das Lied hatte bei jeder Stanze einen Refrain; und er zweifelte nicht, wenn der Gefangene derjenige wäre, den er ſuchte, ſo würde er ſich bei dieſer Gelegenheit verrathen.

Seine Erwartung betrog ihn nicht. Eine dumpfe, aber, wie er wohl hörte, des Geſangs gewohnte Stimme aus dem Innern des Thurms hervor, vollendete die Stanze mit folgendem Refrain:

Ich ſag' es ohn' Erröthen,
Das ſüße werthe Weib
Es hilft in allen Nöthen,
Und tröſtet Seel' und Leib.

Blondel fuhr fort:

Ringsum mit Gefahr umfangen,
Focht ich in der wilden Schlacht;
Dicht, wie Gottes Hagel, drangen
Spieß' und Stangen
Auf mich ein mit aller Macht:
Schon erſank mein Arm und um mich her ward's Nacht:
Da rief ich meine Dame an,
Und Sieger blieb ich auf dem Plan.

Die nämliche Stimme antwortete:

Ich ſag' es ohn' Erröthen,
Das ſüße werthe Weib
Es hilft in allen Nöthen,
Und tröſtet Seel' und Leib.

Blondel beſchloß mit der letzten Stanze des Liedes:

Laßt das Feldgeſchrei erſchallen,
Wie im ungeſtümen Meer
Winde brauſen, Donner knallen,
Alles fallen,
Alles ſplittern um mich her,
Hohes Muthes wird mein Herz doch nimmer leer:
Kein Schickſal mich zu Boden fällt,
So lang' die Lieb' empor mich hält.

Die Stimme antwortete abermal:

Ich ſag' es ohn' Erröthen,
Das ſüße werthe Weib
Es hilft in allen Nöthen,
Und tröſtet Seel' und Leib.

Groß war Blondels Freude; denn er konnte nun kaum zweifeln, daß es König Richard ſey, der ihm geantwortet: aber um ſich gleichwohl noch völliger zu überzeugen, ſetzte er aus dem Steigreif die vierte Stanze in der nämlichen Weiſe hinzu:

Neid und feige Rachgier lauern
Nachts im Wald dem Löwen auf,
Zwingen ihn in finſtern Mauern
Auszudauern;
Treue leitet Blondels Lauf:
Harre, Löwenherz! bald ſpringt dein Kerker auf'

Und alſobald antwortete die Stimme, gleichfalls aus dem Stegreif:

O wäre Margot nur bei mir,
Der Himmel, ſpräch' ich, wäre hier!
Denn — ſollt' ich deß erröthen?
Das ſüße werthe Weib
Es hilft in allen Nöthen,
Und tröſtet Seel' und Leib.

Nun glaubte der getreue Blondel ſeiner Sache völlig gewiß zu ſeyn; aber ſeinem Herrn unmittelbare Hülfe zu leiſten, war ihm unmöglich. Indeſſen hatte Richard wenigſtens die Stimme ſeines geliebten Minſtrels erkannt, und er mochte nun glauben, daß es Blondel ſelbſt oder ſein Geiſt geweſen ſey, immer mußt' es ihm Troſt und Muth geben, nach einer ſo langen Todesſtille und Verlaſſenheit von allem was ihm lieb war, eine Freundesſtimme gehört zu haben, die ihm Befreiung verſprach.

Blondel flog nach England zurück, machte den Baronen des Reichs den Ort bekannt, wo ihr König gefangen gehalten würde, und beförderte dadurch deſſen Befreiung, welche einige Monate darauf — wiewohl mit vieler Mühe und Umſtänden, die dem Kaiſer Heinrich dem Sechsten und dem Herzog Leopold wenig Ehre machen — auch wirklich erfolgte. S. Fauchet, Recueil de l'origine de la Langue et Poésie Erançaise p. 93.

6.

Bolduci.

1790.

Wenn Sie etwa den ehrwürdigen Pater Bolduci, Capuciner, und ſeinen Stammbaum des Menſchengeſchlechtes, von Erſchaffung der Welt an, noch nicht kennen, ſo rathe ich Ihnen mit dieſem außerordentlichen Kopfe Bekanntſchaft zu machen, ſobald Sie fühlen, daß Ihnen eine nachdrückliche Erſchütterung der Hypochondrien heilſam ſeyn dürfte. Doch da dieß ziemlich oft Ihr Fall iſt, warum ſollte ich nicht das gute Werk an Ihnen thun, und Sie zum voraus mit der Medicin verſehen, die ich Ihnen anrathe, da ich ſicher genug vermuthen kann, daß Ihnen die Exiſtenz des guten Capuciners Bolduci etwas eben ſo Neues iſt, als ſie es mir noch vor wenigen Tagen war, und das Buch, dem ich ſeine Bekanntſchaft zu danken habe, wiewohl es vielleicht ſchon (unverdienter Weiſe) unter den Händen eines unſrer zehntauſend unermüdlichen Ueberſetzer ſeufzet, Ihnen demungeachtet noch lange unbekannt geblieben ſeyn könnte.

Capucinerwitz ſteht, wie Sie wiſſen, ſchon lange nicht im beſten Geruche: aber wie beträchtlich auch die Anzahl der ſchwerleibigen Seraphinen ſeyn mag, die den Witz ihrer Brüder in einen ſo ſchlimmen Ruf gebracht haben, ſo iſt es doch ungerecht, den ganzen Orden entgelten zu laſſen, was einige verſchuldet haben. Wohin verſteckt ſich zuweilen die Weisheit? dachte ich mehr als einmal in meinem Leben, da ich ſie ſogar in einer Capucinerkutte fand. Und wundern Sie ſich nicht darüber. Die Capuciner verdienen mehr als

irgend ein andrer Mönchsorden den Namen der modernen oder chriſtlichen Cyniker: warum ſollte es, unter mehr als fünfundzwanzigtauſend Capucinern, womit die chriſtliche Welt beſeligt iſt, nicht auch, wie ehmals unter den zahlreichen Bocksbärten des Cynoſarges zu Athen, einen Demetrius oder Demonax *) gegeben haben, oder noch geben?

Um alſo — ohne uns irgend einen höhniſchen Seitenblick, der ein ehrwürdiges Individuum von den ſpitzcapuzigen Zweigen der Familie des heil. Paters Franz von Aſſiſi kränken könnte, zu erlauben — auf obbeſagten P. Bolducius zurückzukommen, ſo ſcheint dieſer wackere Mann von der Vortrefflichkeit und Unentbehrlichkeit des Mönchsſtandes ſo tief durchdrungen zu ſeyn, daß er ihn ſogleich mit Erſchaffung der Welt entſtehen läßt; ja man ſollte, ſeiner Vorſtellungsart nach, denken, die Welt ſey endlich bloß der Mönche wegen erſchaffen worden, und die übrigen Söhne und Töchter von Adam und Eva wären zu keinem andern Ende da, als dafür zu ſorgen, daß es dem Erdboden nie an Kloſterbrüdern, und den Kloſterbrüdern nie an Hülle und Fülle gebreche. Wundern Sie ſich alſo nicht, mein lieber S., zu hören, daß Enos, Adams Enkel, der Stifter des berühmten Ordens der Enoſſäer, der einige tauſend Jahre ſpäter den Namen der Eſſäer oder Eſſener trug, und überhaupt der Patriarch aller Mönche, ſo wie ſein Sohn Kenan der Erzvater aller Mindern Brüder (Minoriten) und Bettelmönche war.

Nach Verlauf einiger Jahrhunderte erlebten dieſe heiligen Väter an ihren Kindern, was der gute Seraphiſche Vater Franz an den ſeinigen erleben mußte, wiewohl er es nicht höher als bis auf fünfundvierzig Jahre brachte. Sie re-

*) S. dieſe Artikel.

larirten ſich, und St. Henoch, Groß-Urenkelſohn von St. Enos, ſah ſich genöthigt, eine große Reformation mit den Antediluvianiſchen Mönchen vorzunehmen; konnte aber dennoch nicht verhindern, daß das Dichten und Trachten der Menſchen in dem nächſtfolgenden Jahrtauſend immer böſer wurde. Die Kinder Gottes (die Mönche) beſchliefen die Töchter der Menſchen, und zeugten gewaltige Leute in der Welt mit ihnen, die es zuletzt ſo arg trieben, daß es den lieben Gott endlich gereuete und in ſeinem Herzen bekümmerte die Menſchen gemacht zu haben, und er bei ſich beſchloß, alles was Odem hatte, vom Menſchen an bis auf das Vieh, und bis auf das Gewürm, und bis auf die Vögel unter dem Himmel von der Erde zu vertilgen. Bekanntermaßen wurde der einzige Noah mit ſeinen drei Söhnen, und ihren Weibern, und einem Paar von jeder Gattung der vierfüßigen Thiere, der Vögel und der Gewürme, in der Arche aus der Sündfluth gerettet, die eine Folge dieſes furchtbaren Entſchluſſes war: aber, was wir ohne den ehrwürdigen P. Bolduci nicht wüßten, iſt, daß es Bruder Japhet, Noahs dritter Sohn war, der, nach Wiederherſtellung der Sachen auf dem Erdboden, unter dem Namen Saturnus (der von dem Hebräiſchen Worte Satar, ſich verbergen, abſtammen ſoll) ſich ins Latium zurückzog, und ſeinen Sohn Pikus den Kureten zur Erziehung übergab, einer Art von Mönchen, wie (nach unſerm ſcharfſinnigen Capuciner) ſchon ihr bloßer Name beweist; es ſey nun, daß er von dem Griechiſchen Worte Kura, Tonſur, oder (was ihm noch wahrſcheinlicher iſt) von dem Hebräiſchen Rapha abgeleitet wird, von welchem die Mönche dieſer uralten Zeiten den Namen Raphaim (Therapeuten) erhielten; ſo daß die Filiation dieſer Kureten von dem älteſten Mönchsorden des heil. Vaters Enos — außer allem Zweifel iſt.

Pikus zeugte mit der andächtigen Schweſter Pika, ſeiner Gemahlin, in ſeinem zwanzigſten Jahre einen Sohn, Namens Faunus, und begab ſich bald darauf in ein Kloſter, wo er bei ſeiner Einkleidung den Namen Jupiter oder Jovis erhielt, welcher, da er von Jehovah abſtammt, augenſcheinlich bezeugt (ſagt mein Capuciner), daß der ehemalige Pikus dadurch, daß er Gemahl und Vater wurde, das Gelübde der Keuſchheit nicht gebrochen, und der junge Faunus ſein Daſeyn vielmehr dem eifrigen Gebet ſeiner Eltern als der gewöhnlichen Art, wie die Menſchen in die Welt kommen, zu danken hatte. Bruder Jupiter brachte ſein Leben in einem Kloſter auf der Inſel Kreta zu, ſtarb, trotz aller Leichtfertigkeiten, die ihm die blinden heidniſchen Dichter instigante Diabolo nachſagten, im Geruch der Heiligkeit, und ſeine Reliquien wurden in hohen Ehren gehalten.

Faunus, weit entfernt aus der Art ſo religiöſer Voreltern zu ſchlagen, ging, ſobald er konnte, in eine Wildniß, und ſtiftete unter dem Namen Mercurius einen Orden, der in der Folge zu einem lächerlichen Quiproquo Anlaß gab. Er und ſeine Jünger lebten nach einer ſehr ſtrengen Regel. Ihr Kloſter war ein Wald, ein hohler Baum ihre Zelle; ſie nährten ſich von Kräutern und Wurzeln, und kleideten ſich in ungegerbte Ziegenfelle. In dieſem etwas wilden Ordenshabit ſahen ſie zwar den Einſiedlern, welche in ſpätern Zeiten die Thebaiſche Wüſte bevölkerten, ziemlich ähnlich: aber die Nachwelt, die ſich nicht einfallen ließ, hinter dieſen Waldmenſchen in behaarten Ziegenfellen morgenländiſche Mönche zu ſuchen, verwandelte den ehrwürdigen Pater Abt Mercur und ſeine geiſtlichen Brüder in eine Art von Waldteufel oder Bockmenſchen, und den Hebräiſchen Namen Sairim, den ſie

vermuthlich ihres ziegenböckiſchen Anſehens wegen geführt hatten, in Satyri.

Ich erlaſſe Ihnen, wie billig, das Mährchen vom Melchiſedech, dem König von Salem, welches P. Bolduci aus dem heil. Anthanaſius anführt, und begnüge mich nur zu ſagen, daß dieſer Melchiſedech, nachdem er ſieben Jahre auf dem Berge Tabor ganz allein, bis auf den Gürtel nackend, und von wilden Früchten lebend, in Beſchaulichkeit und Abtödtung ſeines Fleiſches zugebracht hatte, wieder herabſtieg und zu Salem eine Art von regulirter Chorherren ſtiftete, deren Vorſteher nach ihm Heber, der Großureltervater Abrahams, war. Dieſes Stift war eine Zeitlang in ſehr blühenden Umſtänden, und das allgemeine Noviziathaus aller jungen Raphaim oder Therapeuten in Paläſtina; bis ſich die Jebuſiter von Jeruſalem Meiſter machten, und die Religioſen des heil. Melchiſedech nöthigten, ihren Sitz im Thale Raphaim aufzuſchlagen. Dieſe bewieſen ſich hier ſo mächtig in Worten und Werken, daß ſie den Namen Gibborim, die Starken, oder die Rieſen erhielten. Nimrod und ſein Sohn Ninus waren Mönche dieſes Ordens. Der erſte, der deßwegen ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn heißt, ſtarb im Geruch der Heiligkeit, und ſein Sohn ließ ihm ein Grabmal errichten, worauf ſeine Bildſäule in koloſſaliſcher Größe, unter dem Namen St. Baal (ſo viel als der Titel Vestra Dominatio, oder Vestra Reverentia, den die Mönche ihren Obern zu geben pflegen) noch lange hernach ein Gegenſtand der öffentlichen Verehrung war.

Auch der ehrwürdige Bruder Job (Hiob) zog ſich in ſeinen alten Tagen in eines von den Klöſtern dieſes Thales zurück; und Dom Abraham, außerdem daß er ihr Kloſter-Vater (père temporel) war, und ſich die Beförderung ihres Zeitlichen

ſehr angelegen ſeyn ließ, machte ſich auch durch Stiftung eines eigenen Ordens von Hoſpitalier-Rittern verdient, deren viertes Gelübde war, alle Bedrängten, vornehmlich Wittwen und Waiſen, in ihren Schutz zu nehmen. Er hatte eben dreihundert und achtzehn Knappen dieſes Ordens bei ſich, als er ſeinen Bruderſohn Loth aus den Händen der vier Könige, oder Kaziken, rettete, die ihn, nach der Niederlage des Königs von Sodom und ſeiner vier Bundesgenoſſen, mit aller ſeiner Habe gefangen davon führten. Denn daß die 318 jungen Männer, mit deren Hülfe Abraham dieſe That verrichtete, weder ſeine Söhne noch ſeine Knechte, ſondern Religioſen ſeines Ordens, die aber noch im Noviziat ſtanden, geweſen ſeyen, iſt unter anderm auch daraus klar (ſagt P. Boldici), weil ſie in der Vulgata ausdrücklich Novitii genennt werden. Sein Enkel Joſeph erhielt das große Kreuz dieſes Ordens aus den Händen des Königs Pharao, der damals Großmeiſter war, vermuthlich weil Abraham dem Könige Abimelech, ſeinem Vorfahren, dieſe Würde erblich aufgetragen hatte. Unter den folgenden Großmeiſtern zeichneten ſich Moſes und Joſua vorzüglich aus, und der Orden ſtieg unter ihnen zu ſeinem größten Glanz. Das Haus der Wittwe zu Sarepta, der Teich zu Siloa u. ſ. w. waren nichts anders als Ordenshäuſer dieſer Abkömmlinge von Henoch, die unter den verſchiedenen, aber immer ebendenſelben heiligen Orten bedeutenden Namen der Nephilim, Raphaim, Gibborim, mit Rieſenſchritten zur (mönchiſchen) Vollkommenheit emporſtiegen. Bei allem dem kann uns doch der ehrliche Pater Bolduci nicht verhalten, daß dieſe Religioſen nach Moſes und Joſua's Zeiten ziemlich ſchnell dermaßen aus der Art ſchlugen, daß der Zorn Gottes endlich auf eine ſchreckliche Art über ſie ausbrach, und die Iſraeliten Befehl erhielten, den

ganzen Orden (bis auf einige gesunde Schößlinge, die auf den Berg Carmel verpflanzt und in der Folge von Elias wieder reformirt wurden) mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Dank dem Himmel! — höre ich Sie rufen — und in der That besorge ich, Ihnen zu viel auf einmal von dem Klosterwitz meines ehrlichen Capuciners vorgesetzt zu haben. Ich setze also nichts weiter hinzu, als daß P. Bolduci dieß alles wenigstens mit eben so viel Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Gründlichkeit dargethan zu haben scheint, als der berühmte Bischof von Avrauches, Daniel Huet, aufwandte, da er in seiner Demonstratio Evangelica bewies, daß Prometheus, Osiris, Anubis, Apis, Vulcanus, Apollo, Aesculapius, Mercurius, Bacchus, Faunus, Minos, Orpheus, Cecrops, Perseus, Tiresias, Adonis, Vertumnus und — Priapus alle zusammen genommen, in dem einzigen Moses, so wie Cybele, Isis, Diana, Minerva, Venus, und die Musen, in Maria, oder Mirjam, seiner Schwester, existirt hätten. — Sollten Sie wohl denken, mein Freund, daß es selbst in unserm achtzehnten Jahrhundert noch gelehrte Männer gibt, die in diesem Geschmacke demonstriren?

An Ebendenselben.

Wie, mein Herr? Sie finden es unglaublich, daß jemals ein menschlicher Mensch, sollte es auch nur ein Capuciner seyn, gelebt haben könnte, welcher Imagination genug gehabt hätte, die alten Patriarchen zu Stiftern und Superioren von Mönchs- und geistlichen Ritterorden zu machen, und die Riesen der ältesten Zeiten, die Nephilim, Raphaim und Gibborim unsrer heiligen Bücher in Mönche zu verwandeln. Sie

finden dieß ſo unglaublich, daß Sie ſich nicht enthrechen können, mir mit aller möglichen Höflichkeit und Delicateſſe zu verſtehen zu geben, daß ich Ihnen entweder den Capuciner Bolduci in Perſon, oder ſein Buch in natura vor Augen ſtelle, oder wenigſtens die Quelle entdecken müſſe, woraus ich meine Angaben geſchöpft habe, wenn Sie nicht glauben ſollten, daß alle dieſe Ungereimtheiten dem ehrlichen Bruder von irgend einem Mißgönner des ſeraphiſchen Ordens aus frevelhaftem Muthwillen angedichtet worden ſeyen. Wohlan denn, weil Sie mir doch ſo nahe zu Leibe gehen, ſo ſollen Sie alles erfahren, was ich ſelbſt von der Sache weiß.

Was alſo zuvörderſt die Perſon des Paters Bolduci betrifft, ſo wäre es mir zwar, ſchon um der einzigen Urſache willen, daß er mehr — als hundert Jahre lang todt und begraben iſt, nicht wohl möglich, ihn ſelbſt ohne Hülfe eines magiſchen Rauchs und einer Zauberlaterne vor Ihre Augen zu ſtellen: aber daß um das Jahr 1640 ein Jakob Bolduci oder Bolducci, Capuciner-Ordens, zu Bologna floriret, und außer verſchiedenen andern gelehrten Werken ein Buch de Ecclesia Dei ante legem, sive de ordine Ecclesiae a Mundi principio usque ad Mosen (von der Kirche Gottes und ihrer innern Verfaſſung von Anfang der Welt bis auf Moſes), herausgegeben hat: dafür kann ich Ihnen das Jöcheriſche Gelehrten-Lexikon als einen unverwerflichen Gewährsmann darſtellen. *) Die Entdeckungen dieſes eruditen Capuciners,

*) Die Biographie universelle nennt ihn Jacques Bolduc, und gibt an, er ſey 1580 zu Paris geboren. Von ſeinen Werken werden angeführt: 1) Commentarius in Epistolam S. Judae, Par. 1620. 4. — 2) Commentaria in librum Job, Par. 1619. 4. 1631. 1639. 2 Bde. f. 3) De ecclesia ante legem, Lyon 1626. 8. und zweite

die ich Ihnen in meinem vorigen Briefe mitgetheilt habe, ſind freilich nicht aus der Quelle ſelbſt geſchöpft, zu welcher ich mir den Zugang noch nicht habe verſchaffen können; ich ſchöpfte ſie nur aus der zweiten Hand, nämlich aus einem im vorigen Jahre erſchienenen Buche: Nécessité de supprimer les Ordres Monastiques en France, prouvée par l'Histoire Philosophique du Monachisme betitelt: es iſt aber kein Zweifel, daß der Verfaſſer desſelben das beſagte Bolduciſche Werk ſelbſt vor Augen liegen gehabt habe, wiewohl er (nach Gewohnheit der meiſten Franzöſiſchen Compilatoren) unnöthig fand, ſich genauer darüber zu erklären, und wenigſtens nur den Titel des Buchs, woraus er einen Auszug liefert, anzugeben. Eben ſo wenig Urſache finde ich zu zweifeln, daß er in Darſtellung der ſeltſamen Meinungen dieſes Capuciners über den Urſprung und Fortgang des Mönchthums nicht ehrlich und getreu zu Werke gegangen ſey; denn das Gegentheil wäre in einem Werke, deſſen Endzweck für ganz Frankreich von großer Erheblichkeit iſt, eine mauvaise plaisanterie, die man dem Verfaſſer ohne Ungerechtigkeit nicht zutrauen könnte. Ich halte mich alſo verſichert, daß wir aus dem Buche des P. Bolduci ſelbſt wenig klüger werden dürften, als aus dieſem Auszuge, auf deſſen Zuverläſſigkeit wir uns um ſo gewiſſer

---

Ausgabe mit einem zweiten Theil unter dem Titel: De ecclesia post legem, liber unus Anagogicus, Par. 1630. 4. Straßb. 1664. u. 1706. 4) De orgio Christiano libri tres, in quibus declarantur antiquissima S. Sanctae Eucharistiae typica mysteria. Lyon 1640. 4. Hierin ſucht B. zu beweiſen, daß Adam und Noah die Stifter des heil. Abendmahles ſeyen; der erſte habe Weizen gepflanzt, und der zweite Wein bereitet, als die ſinnlichen Subſtanzen, mit denen es das größte Myſterium der chriſtlichen Kirche zu thun habe.

verlaſſen können, da das Original wahrſcheinlich in den Franzöſiſchen Kloſterbibliotheken häufig genug zu finden ſeyn wird, um dem Verfaſſer den Gedanken einer Verfälſchung moraliſch unmöglich zu machen; wiewohl nicht zu läugnen iſt, daß er in Darſtellung und Zuſammenordnung der Thatſachen, womit ſein Werk angefüllt iſt, das Lob der Präciſion, welches ihm ertheilt worden, nicht immer verdient. Ueberhaupt fehlt ſo viel daran, daß es den Namen einer philoſophiſchen, d. i. mit philoſophiſchem Geiſte und alles umfaſſendem Scharfblicke geſchriebenen Geſchichte des Mönchthums verdiene, daß der erſte Theil (wenigſtens) nicht einmal mit der Ordnung und Methode geſchrieben iſt, an welche Franzöſiſche Schriftſteller in Werken dieſer Art ſonſt Anſpruch zu machen pflegen. Kurz, wiewohl es eine ganz brauchbare und unendlich viel Detail enthaltende Compilation iſt, ſo iſt es doch immer nur Compilation; und wenn Sie jemals Luſt und Beruf in ſich fühlen ſollten, eine philoſophiſche Geſchichte des Mönchthums zu unternehmen, ſo würden Sie ſich, dieſer angeblichen Histoire philosophique ungeachtet, immer mit gutem Gewiſſen als den Beſitznehmer von einer Provinz, die noch niemand angehört, betrachten können.

7.

Borussias von Jenisch. *)

1709.

a.

Ein episches Gedicht, dessen Held Friedrich der Große und Einzige, und dessen Thema der siebenjährige Krieg ist, kann, ohne Uebertreibung, für das kühnste und schwerste Unternehmen gelten, dessen sich jemals ein Dichter unterwunden hat. Der bloße Gedanke eines solchen Werkes, das bloße Gefühl, sich der Ausführung desselben zu getrauen, beweiset schon viel für oder wider den Unternehmer.

Ich hoffe also, mein Freund, Sie werden mich weder einer gezierten Bescheidenheit noch einer allzugroßen Furchtsamkeit beschuldigen, wenn ich über die Fragen — ob der

*) Erschien 1794 zu Berlin bei Himburg. Jenisch war gewiß ein Mann von vielem Geist und seltnen Talenten und Kenntnissen, der ein gerechtes Selbstvertrauen zu sich haben durfte, sich aber doch wohl überschätzte, und in den Tempel des Ruhms einzustürmen suchte, und dieß von so vielen Seiten versuchte, bis der Unglückliche — der in der That nicht so geschätzt wurde wie er es verdiente — mißmuthig über die Gränze des Lebens hinüberstürmte. Auch die Borussias fand nicht die gehoffte Aufnahme und die Xenien sprachen sich darüber nur allzu sarkastisch aus, vielleicht gerade um so mehr, weil Schiller selbst sich mit einer ähnlichen Idee herumgetragen, sie aber hatte fallen lassen aus Gründen, wie sie Wieland hier anführt. Kretschmanns Urtheil des Barden Ringulf, der mit Jenisch in die Schranken treten wollte, findet man in dessen Briefen an Gleim im jetzigen Jahrgange des Conversationsblattes. Wie gelungen oder mißlungen aber das Gedicht sey, so wird man zugeben, daß Wielands Erklärung darüber Beachtung verdiene.

Ungenannte durch die mitgetheilten Proben bereits bewieſen habe, daß er den Ulyſſesbogen ſpannen könne? Ob ſeine Seele groß genug ſey die große Seele Friedrichs des Einzigen zu umfaſſen, von ihr ganz durchdrungen zu werden, und ſich innig genug mit ihr zu identificiren, und mit Friedrichs Augen ſehen, Friedrichs Gedanken denken, ihm auf jede Höhe, die er erfliegt, in jede Tiefe, in die er herabſchießt, folgen zu können? Ob er er auch in der gehörigen Stärke gefühlt habe, daß ſein Sujet eine ihm eigene Art von menſchlicher Größe und Erhabenheit in ſich habe, die, wofern er ſich ihrer ganz zu bemächtigen weiß, ſeinem Gedichte, in Anſicht der Wirkung, die es auf alle Menſchen aller Zeiten, von welcher Nation und Partei ſie ſeyn mögen, thun müßte, den Vortheil über alle Iliaden, Aeneiden und Henriaden geben, und es zu einem ſo einzigen Dichterwerke machen würde, als ſein Held, und das ganze große Drama ſeines ſiebenjährigen Kampfes mit ſechs gegen ihn verſchwornen Mächten, mit dem Schickſal und ſelbſt mit den Schranken der menſchlichen Natur — einzig in der Geſchichte iſt? — Sie werden (ſage ich) es mir nicht mißdeuten, wenn ich über alle dieſe Fragen noch kein entſcheidendes Urtheil fälle. Alles was ich Ihnen darüber ſagen kann, iſt, daß ich — wahrlich nicht aus einem Ueberfluß von ſelbſteignem Muthe — ein wenig für den Dichter zittre. — Hat er (er, der ſelbſt geſtehet, daß ihm die Idee dieſes Gedichtes erſt vor wenigen Wochen gekommen) auch wohl die ganze furchtbare Größe ſeiner Unternehmung lang und reiflich genug überdacht? Hat er alle Schwierigkeiten ermeſſen, die er zu überwinden hat, ſich alle Gefahren vorgezählt, die ihm bis auf den letzten Augenblick den Sieg aus der Hand zu winden drohen? Denn hier möchte wohl mit dem raſchen Entſchluß jenes jungen Franzöſiſchen Paladins,

— unmöglich oder nicht,
Ich unternehm's —

nicht durchzukommen ſeyn!

Faſſen Sie aber gleichwohl aus meinem Zittern kein nachtheiliges Vorurtheil gegen den Dichter der Boruſſias! Was iſt natürlicher als ein wenig zu erſchrecken, wenn wir einen andern etwas Gefahrvolles unternehmen ſehen, deſſen uns zu unterfangen wir ſelbſt nicht gewagt hätten? Würden Sie nicht auch ein wenig gezittert haben, wenn Sie dabei geſtanden wären, als der ſchöne Phaëthon, von jugendlichem Selbſtgefühl und Vertrauen gebläht, vor den Sonnenort trat, ſich die Gewährung einer Bitte zuſchwören ließ, und dann um die Erlaubniß bat, ſeinen Flammenwagen einen Tag lang um den Himmel zu führen? — nur allzuwahrſcheinlich,

— Vitreo daturas
nomina ponto!

Doch, wenn der muthige Wagehals uns entgegenruft:

„Was daraus entſtehen kann, das mag daraus entſtehen,
„Mir ziemt es nicht ſo was voraus zu ſehen!“

deſto beſſer für ihn und uns! — Alſo nichts weiter hievon! Ferne ſey es von uns, jemand abſchrecken zu wollen, der etwas Großes in unſern Tagen zu beginnen Muth hat! Und gewiß wird ſich auch der Mann, der ein ſolches Abenteuer beſtehen kann, durch unſer Zittern nicht erſchrecken laſſen!

Aber eine andre Frage, über welche ich mich nicht enthalten kann, Ihnen ein Paar Worte zu ſagen, iſt dieſe: ob es rathſam geweſen ſey, einen erſt vor wenigen Jahren verſtorbenen Deutſchen Fürſten zum Helden, und alſo eine noch ſo friſch in aller Menſchen Andenken liegende Geſchichte,

wie der ſiebenjährige Krieg iſt, zum Stoff einer Epopöe zu erwählen? — Und da geſtehe ich unverhohlen, daß ich ſogar den Helden der Henriade noch zu modern, noch zu nahe an uns finde, wiewohl es ſchon bald zweihundert Jahre ſind, daß er nur noch in der Geſchichte lebt. Es mag vielleicht nur Aberglaube und Täuſchung ſeyn, aber wenigſtens ſcheint es (vielleicht bloß von Gewohnheitswegen) den meiſten Menſchen natürlich zu ſeyn, ſich einen noch ganz neuen Helden nicht ohne einen geheimen Widerwillen als die Hauptperſon einer Epopöe zu denken. Wir ſehen ihn und ſeine Thaten noch als ein ausſchließliches Eigenthum der Geſchichte an, und je mehr uns daran gelegen iſt, von einem ſehr großen Manne nichts als die reine Wahrheit zu erfahren; je mehr wir ein ganz getreues und unverſchönertes Bildniß (wenn es auch nur eine Silhouette wäre) von ihm zu beſitzen wünſchen, je größer der Werth iſt, den wir auf die kleinſte zuverläſſige Anekdote ſetzen, die uns einen Zug ſeines Charakters liefert: deſto ungeneigter ſind wir, einem Dichter die Erlaubniß, ihn zu idealiſiren, einzuräumen. Und, wenn dieſer ſich auch noch ſo genau an die bloße hiſtoriſche Wahrheit zu halten verſpricht, und wirklich hält, ſo bleibt doch, da er nun einmal ein Dichter iſt und die Gewalt quidlibed audendi von Rechts- und Gewohnheitswegen in Händen hat, immer eine Art von geheimer Beſorgniß übrig, daß er ſich ſeines Rechts bedienen, und aus dem hiſtoriſchen Helden, an dem wir alles bis auf ſeine Fehler, Schwachheiten und Muttermale lieben, einen romantiſchen und idealiſchen machen werde, der uns, wie edel und exemplariſch er auch ſeyn möchte, nur bloß darum ſchon zuwider iſt, weil er nicht mehr der Mann ſelber iſt, den wir aus ſeiner Geſchichte, aus dem ganzen Zuſammenhang ſeines Lebens, und (was bei Friedrich II hauptſächlich

in Betrachtung kommt) aus ſeinen eigenen Werken kennen, und von welchem wir uns aus allem dieſem Gegebenen, jeder nach ſeinem Vermögen, ein beſtimmtes Bild in unſrer eignen Seele gebildet haben, das nun auf immer mit ſeinem Namen in uns verbunden iſt, und in welchem allein wir ihn zu erkennen glauben. Kurz, lieber Freund, mich dünkt, wir müſſen den Helden einer Epopöe ſchon ſo viele Jahrhunderte lang todt und begraben wiſſen, daß ſeine Geſchichte (zumal wenn ſie ſo viel Unglaubliches hat wie Friedrichs des Großen) wo nicht zu einer Art von romantiſchem Mythus für uns geworden iſt, wenigſtens doch aus einer ſo großen Zeitferne einen gewiſſen edlen Roſt des Alterthums gewonnen, und der Held ſelbſt das Koloſſaliſche und Götterähnliche in unſrer Einbildung bekommen hat, welches er haben muß, um zu der epiſchen Behandlung und dem hohen Trompetenton der heroiſchen Muſe qualificirt zu ſeyn.

Doch geſetzt auch, man erlaubte einem Dichter ſich über die Bedenklichkeit wegzuſetzen — und wer ſich zum Sänger Friedrichs II geboren fühlt, wird ſich dieſe Erlaubniß wohl ſelbſt nehmen, und zu ſeiner Rechtfertigung Gründe genug finden — ſo bleibt noch eine andere, über die man nicht leicht ungeſtraft wegſpringen kann. Und dieſe iſt: daß es, eben wegen der Neuheit der Begebenheiten, ſchwer, wo nicht unmöglich iſt, daß der Dichter einer Boruſſias, zumal wenn er ein Boruſſe iſt, nicht Partei gegen die Feinde ſeines Helden nehme, und im Feuer ſeiner begeiſterten Liebe für ſeinen König und ſein Vaterland den Charakter, die Beweggründe, Geſinnungen und Handlungen jener Fürſten und Nationen, die am Ende doch bloß ein entgegengeſetztes politiſches Intereſſe zu Gegnern ſeines Helden machte, in ein falſches, gehäſſiges, oder doch nachtheiliges Licht ſtelle. Eine Parteilichkeit,

welche — außer dem, was in andern wichtigern Rückſichten gegen ſie einzuwenden iſt — für den Dichter ſelbſt und für ſein Wort den Nachtheil hat, nur für die Unterthanen der Preußiſchen Monarchie gearbeitet zu haben, und ſich wenig Beifall von allen jenen Nationen verſprechen zu dürfen, die ſich in ihrem Fürſten von ihm mißhandelt glauben. Denn da ihm nun einmal alles daran gelegen iſt, die Gerechtigkeit auf ſeines Helden Seite zu haben: ſo ſieht er ſich gezwungen, um alles Verhaßte des verderblichen menſchenfreſſenden Krieges, den er beſingen will, auf die Gegenpartei zu wälzen, ihr die abſcheulichſten Leidenſchaften und Geſinnungen zuzuſchreiben; und dieſe Unbilligkeit (denn Unbilligkeit iſt und bleibt es immer in den unverfälſchten und recht richtenden Augen des Weltbürgers) wird dadurch nur ſchlecht gemildert, daß der Poet ein ſcheußliches Ungeheuer von einem Dämon dichtet, der die Herrſcher der Völker, wenn ſie die Menſchen nicht lieben, zu ſeinen Genien weiht, und mit Ehrgeiz, räuberiſcher Habſucht, Neid, Rache, und der grauſen Hyäna Politik, an der Seite, ihnen ſeine Wuth in die ehernen Buſen einhauchet,

daß ſie die ſeeptergehorchenden Völker dem Elende geben u. ſ. w.

Denn weil kein Menſch an die Exiſtenz eines ſolchen Dämons glaubt, ſo fällt alles auf die armen Könige, und hauptſächlich auf Maria Thereſia zurück, welche die Seele des geheimen Bündniſſes gegen Friedrich II war, aber (wie alle Welt weiß) im Grunde keine andere Abſicht dabei hatte, als ihr liebes Schleſien wieder zu bekommen, welches Friedrich doch wahrlich nicht kraft eines rechtlichen Spruchs der Aſträa und Themis von ihr genommen, ſondern ihr durch blutige Siege abgedrungen hatte. Die Parteilichkeit, die der Dichter durch

die moraliſche Darſtellung der Sache begeht, wird in den Augen aller Unparteiiſchen deſto auffallender und widerlicher, weil es weltbekannt iſt, daß es nicht der Dämon, der mitten in der Hölle, da wo die Ströme des Feuers, ewige Marter aufflutend, die flammendſten Wirbel vermiſchen, von der wüthendſten Furie geboren wurde, ſondern daß es der große Friedrich ſelbſt war, der durch ſeine Eroberung Schleſiens den Anfang machte, den ſeligen Frieden, der in Deutſchland herrſchte und vom Segen der Lande und Städte troff, zu ſtören, und die Freuden des ſeligen Deutſchlands zu trüben — und der dieſe von ſeinem Anti-Macchiavel ſo grell abſtechende Handlung in ſeinen eigenen Schriften, durch keine andern Gründe rechtfertigen kann noch will, als durch ſolche, die ihm die grauſe Hyäna Politik in den Buſen gehaucht hatte. — Warum muß ſich nun Maria Thereſia von dem Dichter mit einem ehernen Buſen beſchenken, und nebſt ihren Alliirten mit einer Räuberbande, die einen ſchlummernden Rieſen überfällt, vergleichen laſſen: der Rieſe Friedrich hingegen als der gerechteſte, mildeſte und menſchenfreundlichſte aller Helden geſchildert werden?

Ich glaube alles zu wiſſen, was der Dichter der Boruſſias zu ſeiner Entſchuldigung ſagen kann: aber die Welt läßt in Werken des Genie's und der Kunſt nicht Entſchuldigung gelten. Homer, wird ſie ſagen, war ein Grieche, und liebte ſein Vaterland wohl ſo gut als ein anderer; und doch würde man in ſeiner ganzen Iliade auch nur den Schatten einer Vorliebe für die Griechen oder einer Unbilligkeit gegen die Trojaner vergebens ſuchen. Sein Jupiter ſelbſt iſt nicht ſo unparteiiſch als er. Dafür iſt aber auch dieſes reine menſchliche Verhältniß gegen alle ſeine Perſonen ohne Ausnahme kein geringes Verdienſt des großen Dichters qui nil molitur

inepte, oder vielmehr es ist gerade sein höchstes Verdienst; es ist das, was ihn, ungeachtet sein Sujet an sich selbst so kleinlich ist und so wenig allgemeines Interesse verspricht, zum wahrsten, menschlichsten, allgemeinsten, anziehendsten und unterhaltendsten aller Dichter macht. Warum stellte sich der Verfasser der Borussias den Homer, den er sich in Absicht der Menge und der Ausbildung seiner Gleichnisse zum Muster genommen zu haben scheint, nicht lieber in einem so wichtigen Punkte, als diese politische Unparteilichkeit ist, zum Muster vor? — Freilich würde nicht nur die Art der Ausführung dadurch etwas anders, als sie jetzt ist, geworden seyn, sondern vermuthlich das Ganze mit allen seinen Theilen sich auf eine andre Art in seinem Kopfe geordnet haben! Da es aber eine Frage ist, ob er sich auf einem Wege, der dem von ihm eingeschlagenen so entgegengesetzt ist, zum Ziele zu kommen getraut hätte: so wäre es unbillig, sich länger bei diesem Vorwurf aufzuhalten, den er vielleicht, vermöge seiner ganzen Vorstellungsart, nicht vermeiden konnte, ohne sein großes Vorhaben selbst aufzugeben — welches ich auf keine Weise wünsche.

---

b.

1792.

Friedrich II ist indeß vielleicht auch darin der Einzige, daß er groß genug war, um schon in dem ersten Jahrzehnt nach seinem Ableben der Held einer Epopöe zu seyn. Kein anderer hat dem Dichter, der Muth und Kraft in sich fühlt, ihn zu seinem Helden zu erwählen, die Arbeit zugleich leichter und schwerer gemacht; — leichter, weil es keiner Erdich-

tungen, keiner Hülfsquellen aus dem Reiche der Phantaſie und des Wunderbaren bedarf, um ſeinen Charakter und ſeine Thaten zu veredeln und intereſſanter zu machen; ſchwerer, weil auch dem größten aller Dichter vor einer Unternehmung grauen müßte, wobei ihm ſein Held kaum ein anderes Mittel übrig ließ, ſich von dem Geſchichtſchreiber zu unterſcheiden, als poetiſche Darſtellung der bloßen hiſtoriſchen Wahrheit. Aber wenn in dieſer Rückſicht der Sänger des frommen Aeneas und des Capitano

che il gran sepolcro liberà di Cristo,

große Vortheile über den Sänger Friedrichs hatte: ſo kommt dafür dieſem letztern zu Statten, daß ſein Held ſelbſt beinahe alles für ihn gethan hat, und daß er (außer den Requiſiten, die ihm mit dem Geſchichtſchreiber gemein ſind) kaum etwas anders als die Gabe der lebendigſten Darſtellung und einen hohen Grad deſſen, was man unter Poeſie des Styls und Muſik der Verſification verſteht, nöthig hat, um ein vortreffliches und ewig dauerndes Werk aufzuſtellen.

— — — Die Boruſſias iſt bereits vollendet, und befindet ſich in dieſem Augenblick in den Händen der Ariſtarche und Quintile, welche der Dichter glücklich genug iſt zu Freunden zu haben, und denen man mit größter Gewißheit zutrauen darf, daß ſie es an dem corrige sodes hoc et hoc nicht werden ermangeln laſſen; welches ich, in einem Falle wie dieſer, für eine große und verdienſtliche Pflicht anſehe. Es ſey auch mir erlaubt, etwas, ſo wenig es auch iſt, zur Auspolirung eines Werkes beizutragen, das nur durch den möglichſten Grad von Vollkommenheit ſeines Gegenſtandes und Zwecks würdig ſeyn kann.

Versification. Der Hexameter ist, meines Erachtens, die schwerste und künstlichste aller Versarten in unsrer, gegen die Griechische, so ungeschmeidigen Sprache; und ich glaube so ziemlich die große Majorität aller Deutschen Ohren auf meiner Seite zu haben, wenn ich sage, daß Deutsche Hexameter entweder bis zu einem hohen Grade des Wohlklangs ausgearbeitet seyn müssen, oder unausstehlich sind. An der Versification der Borussias ist (so weit sich nach den Proben urtheilen läßt) überhaupt mehr zu loben als zu tadeln, und der Verfasser scheint auf diese Partie vielen Fleiß verwendet zu haben: aber eben darum wünsche ich, daß er auch nicht einen einzigen harten, oder sonst übel organisirten Vers stehen lasse. —

Ich halte es mit Hrn. Moritz für ein allgemeines Gesetz unsrer Prosodie, welches zu überschreiten man sich nicht leicht erlauben sollte: „daß der Accent allein die Länge der Sylben entscheidet," und also alle dreisylbigen Wörter, wenn sie den Accent auf der ersten Sylbe haben, immer (wenigstens nie ohne einen erheblichen Grund) als Daktylen gebraucht werden müssen. Dieser Regel zufolge kann ich keinen Vers, wie dieser, gelten lassen,

Nicht verzärtelte Weichlichkeit und üppige Pracht nicht,

Weichlichkeit wird hier wie _ ⏑ ⏑ _ scandirt; da es aber ein Daktylus ist, so hat der Vers, wenn er recht gelesen wird (denn das [illegible]türliche Nachhelfen durch langsames Aussprechen der letzten [illegible]n sollte nicht gelten, es wäre denn daß ein [illegible]ter N[illegible]ruck im Declamiren auf das ganze Wort zu [illegible]re, [illegible]ches hier nicht der Fall zu seyn scheint), eine [illegible]ig.

Die gleiche Bewandtniß hat es mit dem Verſe,

— ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑
und die Empfindſamkeit, viel ſinnend mit denkender Stirne.

Von Verſen, welche wenigſtens mein Ohr (keine auriculam asini, wie ich mir ſchmeichle) durch Härte und ſchweren Gang beleidigen, führe ich nur zwei zum Beiſpiel an:

„über die ſchamerröthende Wange rollte, daß er ſelbſt
— — — „den Schrecken
„ſeiner Feinde, übt er unnachläſſig zum Streite."

Ich habe mich ſchon bei mehrern Gelegenheiten gegen die Verſe erklärt, worin der Herameter durch die Cäſur in zwei gleiche Theile geſpaltet wird, wie z. B.

„der gottheiligen Menſchheit || hochgeweihete Rechte,"

(wo überdieß der Artikel „der" entweder, als kurz gebraucht, einen Jambus macht, oder nur durch einen ungehörigen Accent zur Ungebühr lang gedehnt wird) und

Wie der Beherrſcher des Himmels || wenn die Richter der Menſchen ꝛc.

Einmal kommen ihrer gar zwei hintereinander vor:

„Sieger der Königin Deutſchlands || nennen den Helden der Brennen
„alle Völker der weiten || menſchenernährenden Erde."

Der unmittelbar folgende

„Sein, ſein ſind Sileſiens || waffenerſtrittene Gauen."

thut, weil der den Abſchnitt machende Fuß ein Daktylus iſt, nicht völlig dieſelbe widrige Wirkung, fällt aber doch, ſeiner beiden Vorgänger wegen, ein wenig auf. — Sehr ſelten, wiewohl immer ungern, möchte ich einen Vers dieſer Art

hingehen lassen: aber ich fürchte, sie kommen in der Borussias zu häufig vor. Das Beispiel Homers kann hierin einem Deutschen Versificator nicht zu Statten kommen; theils, weil man Homern nicht in seinen Nachläßigkeiten nachahmen soll, theils weil diese Art Verse in der Griechischen Sprache nicht so widrig klingen als in der unsrigen.

Beiwörter. Ob der Dichter der Borussias nicht überhaupt die Beiwörter zu sehr liebe, und ob neun malende, zum Theil fünf- und sechssylbige Beiwörter in achthalb Versen (wie in dem einen Gleichniß a) nicht zu viel seyn möchten, will ich andern zu entscheiden überlassen; wenigstens wünsche ich alle müßigen, und im Grunde bloß den Vers ausfüllenden verbannt zu sehen; wie z. B. der „scepter- und krongeschmückte Jüngling, thronende Fürsten, menschenernährende Erde, der männerlenkende Mavors," und dergleichen. — „Der gottheiligen Menschheit hochgeweihete Rechte," habe ich schon oben als einen übelorganisirten Vers erwähnt; hier denunciire ich die beiden Beiwörter vor Ramlers und Moritzens Richterstuhle. Die großen zusammengesetzten Beiwörter, wie die „trübsalumdrängte Seele, die waffenerstrittenen Gauen, die sceptergehorchenden Völker, der hüttenbestreuete Flecken," und dergleichen, würde ich (ohne Furcht, daß Homers Schatten deßwegen auf mich zürne), so viel immer möglich, und solche Zusammensetzungen wie Sirenen-Verlockerinnen, gänzlich zu vermeiden. Auch gegen den Vers

Kummerlinderer, Zährenabtrockner, Sorgenbefreier
nennen sie ihn, —

lehnet sich etwas in mir auf, das mir nicht erlauben würde, ihn stehen zu lassen.

Gleichnisse. Herr J. hält gutgewählte und ausgemalte Gleichnisse mit Recht für ächte Auszierungen eines

epiſchen Gedichtes; und hierin zu homeriſiren, wie er öfters thut, finde ich liebenswürdig, wenn der Dichter es in eigner Perſon thut. Nicht ſo, wenn er Friedrichs alten Lehrer dem Großfürſten Peter die Erzählung von Friedrichs Erziehung, Charakter und Thaten machen läßt! Da dünkt mich (zumal in dem Munde eines modernen Neſtors), ſind ausgemalte Gleichniſſe, wie deren gleich zu Anfang zwei hintereinander vorkommen, und wie das an ſich ſehr ſchöne Gleichniß von dem „jungen Eichenſprößling" auf der ragenden Alpe „hochbeſchneietem Gipfel," und das andre „wie am lieblichen Abend" b) jedes in achthalb Verſen, ſehr ungehörig. Schön — sed nunc non erat hic locus, ſagt Horaz. Ganz widrig auffallend aber iſt die monotoniſche Conſtruction der in dieſer Rede des alten Neſtors ſo ſehr gehäuften kleinen Gleichnißbilder mit Wie und Alſo.

Solche ambitiosa ornamenta — delere jubebat Quintilius.

Nur noch einige Kleinigkeiten, weil ich hier doch einmal die Pflicht eines zu Rathe gezogenen viri boni ac prudentis auf mich genommen habe.

Ich verwerfe den Gebrauch veralteter einfacher Zeitwörter ſtatt der gewöhnlich zuſammengeſetzten, wie wahren ſtatt bewahren, walten ſtatt verwalten, nicht ſchlechterdings: aber ich tadle ihren gar zu häufigen Gebrauch.

Neue Wörter zu prägen hat Horaz den Dichtern billig erlaubt; ob aber auch ſolche, wie der hehre Wäger, der kühne Schwinger, und zwar zu keinem wichtigern Gebrauch als um nicht immer Friedrich ſagen zu müſſen, weiß ich nicht.

Ich billige den Gebrauch des veralteten, aber aus Luthers Bibel bekannten Wortes hehr; nur, däucht mich, ſollte es nicht pro lubitu ſtatt eines andern ähnlichen, ſondern nur als die ſtärkſte poetiſche Farbe in der ganzen Schattirung,

zu der es gehört (ehrwürdig, ernſt, erhaben, furchtbar, majeſtätiſch, heilig, hehr), und alſo ſehr ſparſam gebraucht werden; welches, meines Erachtens, überhaupt von mehreren alten Wörtern gilt, die, eben wegen ihrer Ungewöhnlichkeit, in der poetiſchen Farbengebung Effect machen könnten, wenn man ſie nur ſelten und immer am rechten Ort anzubringen wüßte.

Herr J. nennt Friedrichs große Gegnerin, die Kaiſerin Maria Thereſia, mitunter auch Thereſe. Dieß klingt in der Hälfte von Deutſchland (wo es oft in einem Hauſe drei, vier, und noch mehr Thereſen gibt) nicht edel genug für den Ton des Heldengedichts und die Würde der Tochter Karls VI. Ich würde ſie, wo ich ihren Namen nennte, nie anders als Thereſia heißen; und das eben aus dem Grunde, warum ich die Ruſſiſche Katharina weder Kathrine noch Thrine nennen würde. Thereſe und Kathrine ſind völlig eines Schlags.

Unter die kleinen Nachläſſigkeiten, welche der wichtiger beſchäftigten Aufmerkſamkeit ſo leicht entwiſchen, gehört wohl auch die ſchwellende Seele, die am Schluß eines Verſes auf die fürſtliche Seele folgt, welche in dem unmittelbar vorhergehenden die nämliche Stelle einnahm. Ich habe das Kunſtwort vergeſſen, womit die Grammatiker dieſe maculam beehrt haben; aber eine macula iſt es gewiß. Eben ſo unvermerkt ſcheint ſich auch das „der Neſtor — ermangelte nicht," u. ſ. w. aus dem Kanzlei- und Zeitungsſtyl eingeſchlichen zu haben; eine Art zu reden, die wohl allenfalls in einem komiſchen Heldengedicht ihren rechten Platz finden könnte, aber aus der Sprache der höhern Poeſie verbannt bleiben muß.

Doch manum de tabula! — Ich habe nur kleine Flecken, zur Probe, gerügt, und überlaſſe wichtigere Ausſtellungen den Kunſtrichtern, denen das Ganze vorgelegt wird, und die

mehr Muße dazu haben als ich. Beiläufig erinnere ich nur noch, daß ich (zumal in billiger Rückſicht auf mein eigenes Intereſſe) auf den Horaziſchen nonum prematur in annum in Abſicht der Boruſſias keineswegs beſtehen möchte. Ich bin von Hrn. J. verſichert, daß er mit einem Werke von dieſer Wichtigkeit nicht zu früh in die Welt eilen, und uns das Ganze nicht eher geben wird, bis alles ſo gut und fehlerlos iſt, als er ſelbſt, mittelſt der Erinnerungen ſeiner Ariſtarchen, es dermalen nur immer machen kann. Ein novem musis caelatum und omnibus numeris perfectum opus iſt kein Sterblicher von einem Sterblichen zu fordern berechtigt; und hier gilt das ubi plurima nitent etc. mehr als bei irgend einem kleinen Product der Muſenkunſt. Aber ein Werk wie dieſes wird durch den erſten Druck der Feile des Verfaſſers nicht entzogen. Da er nichts Größeres mehr unternehmen kann, ſo bleibt es immer das Hauptgeſchäft ſeines Lebens, an der Vollkommenheit desſelben zu arbeiten, und der Tod allein kann ihn nöthigen, die Hand davon abzuziehen.

a) — — — Wie auf der ragenden Alpe
Hochbeſchneietem Gipfel ein junger Sprößling der Eiche
In der Mitte des raſenden Sturms, der rollenden Donner
Und des rauſchenden Bergſtroms ſteht, und wächst, und im kühnen
Kampfe kühner nur ragt, bis er — zum Maſte gehauen,
Stolz auf dem Ocean wogt, und, ein Trutz der Orkan' und der Donner,
Den vielrudrigen ſegelgeflügelten Wagen Poſeidons
Ueber die weithinſchallenden Tiefen des Meeres hinſteuert:
Alſo bildet ſich Friedrichs erhabene Seele im Unglück.

b) — — — Wie am lieblichen Abend,
Wenn die Sonn' am röthlichen Himmel gefällig verweilet,
Unter des dichtbeblätterten Baumes schirmendem Laubdach,
Welches der hangende Ball mit sanftem Schimmer vergoldet,
Alle Wohner des nahen Gebüsches, dem regenumträuften
Hain entschlüpfend, die letzte Wonne des sterbenden Tages
Trinken, und jubelnd Gesang zum schallenden Himmel ertönen,
Daß der hinhorchende Pflüger die schwere Egge nicht fühlet:
Also flocken die Wohner des fernen Auslands in Friedrichs
Menschenernährenden Staat.

8.

Ueber

Sebastian Brants Narrenschiff *)

und

Dr. Johann Geylers von Kayserberg Weltspiegel.

1776.

Sebastian Brants Narrenschiff ist eine Art von Lehr- und Strafgedicht, woran das poetische Verdienst das geringste ist. Der Titel könnte vermuthen machen, daß eine Dichtung zum Grunde liege; aber nichts weniger. Das ganze Buch

*) Sebastian Brant, geb. 1458 zu Straßburg, studirte zu Basel, wurde 1489 Doctor der Rechte, die er auch bis 1494 lehrte. Wegen seiner Rechtskenntniß berühmt, wurde er von Maximilian I. an dessen Hof berufen und zum kaiserlichen Rath ernannt; zuletzt war er Kanzler in seiner Vaterstadt, wo er 1520 starb. Man sehe außer Jördens im Lex. Deutsch. Dichter und Prosaisten Eschenburgs Denkmäler Altdeutscher Dichtkunst S. 297—338.

ist eine Sammlung von Sittenlehren und Satyren über alle Arten von Lastern, Untugenden und Mißbräuchen im bürgerlichen und häuslichen Leben, als Narrheiten betrachtet, und unter 113 Kapitel oder locos communes gebracht, die keinen andern Zusammenhang haben, als daß sie mit einem gemeinschaftlichen Titel zusammengebunden sind. Das Buch ist voll gesunden Verstandes, Welt- und Menschenkenntniß, und hat mehr Sokratischen Geist als Lucianisches Salz in sich. Sprache und Vortrag haben wenig poetisches Leben; doch fehlt es hier und da nicht an feinen Wendungen und glücklichen Ausdrücken, die dem elegantesten Gedicht in dieser Art Ehre machen würden. Körnig und gedrungen wird sein Ausdruck am meisten, wo er die Eitelkeit des Stolzes, des Eigendünkels, der Projectenmacherei, Polyhistorei und des Schwätzens rügt, und über den Unbestand der Dinge dieser Erde philosophirt. Man kann sich leicht vorstellen, daß seine Sittenlehren und Satyren meistens Gemeinplätze sind; aber man muß auch bedenken, daß vor beinahe 300 Jahren, als dieß Buch herauskam, sich noch nicht so viel Moralisten in Prosa und Versen darauf herumgetummelt hatten, und daß die alten classischen Schriftsteller der Griechen und Römer, die ihm einen großen Theil seines Stoffs geliefert haben, damals in Deutschland noch nicht so ausgeplündert, ausgezogen und ausgesogen waren, als sie es seither geworden sind. Brants Sprache ist die Schwäbische seiner Zeit, die von der damaligen Obersächsischen wenig verschieden war. Sie schwebt zwischen der Sprache der Minnesänger und unserm heutigen Hochdeutschen in der Mitte, und hat viele Wörter und Redensarten, die zum Theil noch jetzt in Schwaben üblich, und (mit einer Menge andrer brauchbarer alter Wörter) von spätern anmaßlichen Sprachverbesserern unverständiger Weise aus der

Schriftſtellerſprache ausgemerzt worden ſind. Es wäre zu wünſchen, daß ein guter Theil dieſer außer Curs gekommenen Wörter wieder zurückgeholt, und (wenigſtens) in die komiſche, launige, ſatyriſche und burleske Schreibart — verſteht ſich, mit Auswahl und Geſchmack — eingeführt würden. Das alte Heldenbuch, die vier erſten Bücher des verdeutſchten Amadis von Gallien, der Theuerdank, der Froſchmäusler, die Werke Hans Sachſens und viele andere würden, nebſt dem Brantiſchen Narrenſchiffe, reichliche Ausbeute zu dieſer Sprachbereicherung an die Hand geben. Daß wir deſſen ſehr bedürfen, iſt wohl keine Frage, wenigſtens ſehe ich kein beſſer Mittel, wie unſrer Armuth an Reimen abgeholfen und zugleich unſre ziemlich abgeſchloſſenen poetiſchen Farben wieder aufgefriſcht werden könnten.

Der Werth des Narrenſchiffs iſt alſo nach dem Bedürfniß der Zeiten Sebaſtian Brants, und nicht nach dem Effect, den es auf die unſrige machen würde, abzuwägen. Als ein Gedicht betrachtet, iſt es weit unter denjenigen von unſern Dichtern des 16ten Jahrhunderts, welche claſſiſches Anſehen verdienen, und, ſo der Himmel will, auch noch erhalten ſollen. Indeſſen wollen wir doch den Leſern, die das Original nie geſehen haben, zu Gefallen, einige vorzügliche Stellen zur Probe ausheben.

* * *

Gar oft verdirbt ein Hantwerksman
Der viel Gewärb und Hantwerk kan,
Wer jagen will, und uf eyn Stund
Zwen Haſen vohen (fahen) mit eym Hund,
Dem wirt (wird) ettwan kum (kaum) eyner vol,
Gar dick (oft) wirt im ganz nüt zumol (nichts zumal)

Wer ſchießen uß vil Armbruſt vill
Der trifft kaum etwann wol das Ziel.

* * *

Wer uf ſich ſelbſt viel Aempter nymbt
Der mag nit tun das jedem zymbt.
Der hie muß ſyn und anderſwo
Der iſt recht weder hie noch do.
Wer tun will, was eym jeden g'falt
Der muß han Ottem (Athem) warm und kalt.
Und ſchlucken viel das im nit ſchmeckt
Und ſtrecken ſich nach dem Gedeckt, (Decke)
Und künnen pfulwen underſtrowen (ſtreuen)
Eyn jedem underm Ellenbowen
Und ſchmyeren yedem wol ſyn Styrn
Und lügen daß er keynen erzürn.
Aber viel Aempter ſchmecken wol
Man wermbt ſich bald bei großem Kol (Kohlfeuer)
Und wer vil Wyn (Wein) verſuchen dut
Dem dunkt doch nit eyn yeder gut.
Dann ſchlecht geſchmydt iſt bald bereit
Dem Wiſen liebt Eynfaltigkeyt.

* * *

Syner Muter Schild gar mancher fürt
Das er vielleicht am Vater irrt.
Viel Hant des Brief und Sygel gut
Wie daß ſie ſint von edelm Blut,
Sie went (wollen) die erſten ſyn von recht
Die edel ſint in irm Geſchlecht;

Wie wol ichs nit ganz ſtraff noch acht
Uß Tugend iſt all Adel gemacht.
Wer noch gut Sitt, Ehre, Tugend kan,
Den halt ich für eyn edel Mann;
Wer aber hett keyn Tugend nitt
Keyn Zucht, Scham, Ehre noch gute Sitt
Den halt ich alles Adels leer
Ob joch (auch) eyn Fürſt ſyn Vatter wär.
Adel alleyn by Tugend ſtat (ſteht)
Uß Tugend aller Adel gat (geht).

* * *

Ich weiß noch einen, heiſt Hans Miſt,
Der will alle Welt deß überreden
Er ſey zu Norwegen und Schweden
Zu Alkair geweßt und zu Granat
Und do der Pfeffer wechſt und ſtaht
Der doch nie kam ſo fern hinus,
Hett ſyn Mutter daheim zu Hus
Ein Pfannkuch oder Wurſt gebachen
Er hätts geſchmeckt (gerochen) und hören krachen.
Des rhümeris iſt uf Erd ſo vil
Daß es zu Zyten nem groß wyl;
Denn jedem Narren das gebrißt *)
Daß er will ſyn, das er nit iſt. —

* * *

*) Von gebreſten. Seine Krankheit, ſein Uebel beſteht darin.

Die sogenannten Predigten über das Narrenschiff von Dr. Johannes Geyler von Kayſersberg (ſ. dieſen Artikel) ſind (wie ich aus dem „Alten aus allen Theilen der Geſchichte“ 1. Bd. S. 244 fg. finde) um das Jahr 1498 von dieſem Theologen zu Straßburg öffentlich gehalten, nach deſſen Tod im Jahr 1511 von Jacob Otther geſammelt und unter dem Titel: Navicula, sive speculum Fatuorum, in Lateiniſcher Sprache zum Druck befördert, auch im Jahr 1513 nebſt der Lebensbeſchreibung Dr. Geylers von Beatus Rhenanus zum zweitenmale herausgegeben worden. Ich kenne dieſe Homilien oder Discurſe über Brants Narrenſchiff bloß aus einer deutſchen Ausgabe, ſo folgenden Titel hat: „Weltſpiegel, oder Narrenſchiff, darinn aller Ständt Schand und Laſter, üppiges Leben, grobe narrechte Sitten, und der Weltlauf, gleich als in einem Spiegel geſehen und geſtraft werden: alles auf Sebaſtian Brants Reimen gerichtet; aber mit viel andern herrlichen, chriſtlichen, auch nützlichen Lehren, Exempeln und Vermahnungen zu einen ehrbarn chriſtlichen Leben. Sampt gewiſſer Schellen Abtheilungen, dardurch eines jeden Standes Laſter zu erkennen. Weiland durch den Hochgelahrten Johann Geyler, Doctor der H. Schrift, in Lateiniſcher Sprache beſchrieben, jetzt aber mit ſonderm Fleiß aus dem Latein in das recht hoch Teutſch gebracht, und erſtmals in Truck ausgegangen. Durch Nicolaum Honiger von Tauber Königshoffen. Getruckt zu Baſel, durch Sebaſtian Heinric Petri im Jahr MDLXXIIII.“

In dieſer Ausgabe machen Brants Reime den Text und Geylers Discurſe den Commentarius, worin er ſich jeden Narrengeſchwarm (deren in allen hundert und eilf ſind) als mit einer Menge Schellen behängt vorſtellt, und dann unter dieſem Namen der Schellen, die verſchiedenen Subdiviſionen,

Geſtalten und Effecte der Thorheit, wovon in jedem Kapitel die Rede iſt, beſchreibt und ſtraft. Man erkennt in dieſen Discurſen einen guten richtigen Sinn, geſunden Verſtand und ſtattliche Kenntniß der Welt und ihres Lauf ſowohl aus Büchern als unmittelbarem Anſchauen und langer Erfahrenheit. Hier und da laufen hübſche Exempelchen mitunter, die als komiſche Erzählungen verarbeitet zu werden verdienten. Auch als Urkunde der Sitten, Lebensart, Moden in Kleidung, Putz, Ergötzlichkeiten u. ſ. w. der Zeiten Kaiſers Maximilian I. würde dieß Buch von einem Deutſchen Hume — wenn uns anders einer aufbehalten iſt — zu benutzen ſeyn. Diejenigen, welche Geylern übelgenommen haben, daß er dieſe Homilien gehalten, müſſen nicht überlegt haben, daß ſeine Art in den beſonderſten Detail der ſittlichen, häuslichen und bürgerlichen Thorheiten und Mißbräuche aller Stände, Geſchlechter und Profeſſionen hineinzugehen, gerade die einzige iſt, wie man Moral predigen müßte, wenn wirklicher Nutzen dadurch geſchafft werden ſollte. Dieſe Art zu predigen war im 16ten Jahrhundert ſehr gewöhnlich; und nicht deſto beſſer, daß man ſie im 18ten gegen mehr oder minder ſcientiſche, oder rhetoriſche, geblümte und verbrämte, philoſophiſche oder ſentimentaliſche, aber immer à la modiſche Declamationen über moraliſche und theologiſche Gemeinplätze, oder auch wohl (ut ſit) gegen Reden, die wie ein Geſchwätz im Schlafe tönen, vertauſcht hat.

9.

Frau von Buchwald.

An Sophie von la Roche.

1790.

Wenn Sie, liebe Fr., die kleine Schrift des Hrn. Gotter, „zum Andenken der Frau von Buchwald," noch nicht kennen ſollten, ſo rathe ich Ihnen, ſich je bälder je lieber in den Beſitz derſelben zu ſetzen. Denkmäler wie dieſes ſind in Deutſchland noch eben ſo ſelten als Perſonen, die ein ſolches Andenken hinter ſich laſſen. Wie wenige verſtehen die Kunſt, ſo zu loben, daß es wirklich ehrenvoll iſt, von ihnen gelobt zu werden; zu loben ohne zu ſchmeicheln, oder auch dann, wenn ſchonende Liebe oder Ehrerbietung ihren Pinſel führt, zu ſchmeicheln ohne der Wahrheit Abbruch zu thun! Die kleine Schrift, die ich Ihnen empfehle, zerfällt in zwei Abſchnitte: der erſte enthält eine Schilderung des Charakters der Fr. v. Buchwald; der andere eine kurze Darſtellung ihrer Lebensgeſchichte, welche gleichſam die Belege zu dem erſten liefert. Anhangsweiſe iſt eine Ueberſetzung zweier noch ungedruckter Briefe von Voltaire an die ſel. Fr. v. Buchwald beigefügt.

Wenn ich nicht ſehr irre, ſo ſind die Geſetze, welche der berühmte Vorſteher der Malerakademie in London, Sir Joſua Reynolds, den Portraitmalern, unter welchen er ſelbſt eine der erſten Stellen einnimmt, in einer ſeiner akademiſchen Reden vorgeſchrieben hat, auch auf die moraliſchen Bildniſſe einzelner Perſonen anwendbar, und enthalten alles, was man von einem Seelenmaler, der den individuellen Charakter des

Geiſtes und Herzens, der Sinnesart und der Sitten einer intereſſanten Perſon entwerfen will, fordern, und alles was man ihm zugeſtehen kann, wenn er nicht bloß für die Welt, ſondern (wie es meiſtens der Fall iſt) auch für die Freunde dieſer Perſon malt; zumal, wenn ihn ſein eignes Herz zum Verſchönern geneigt macht, und er alſo gewiſſermaßen mitten im Arbeiten immer gegen ſich ſelbſt auf der Hut ſeyn muß. Nach Reynolds Theorie iſt es nicht nur erlaubt, ſondern ſogar Pflicht des Portraitmalers, eine Perſon, ſo, wie ſie ſich uns zu ihrem größten Vortheile zeigt, darzuſtellen, inſofern es geſchehen kann ohne der Aehnlichkeit zu ſchaden, und alſo die Wahrheit zu verletzen, die an dem Bildniß einer merkwürdigen Perſon gerade das iſt, was uns am ſtärkſten intereſſirt, und wovon es allen ſeinen Werth erhält. Dieß (werden Sie vielleicht ſagen) könne bei einer Perſon von ſo außerordentlichen Vorzügen und Verdienſten, wie die Fr. v. B. war, eben keine ſchwere Arbeit ſeyn. Aber mir ſcheint es, gerade deßwegen, deſto ſchwerer. Erwägen Sie, ob es leicht iſt, mit einem vollen und überfließenden Herzen, nie zu viel zu ſagen? — ob es leicht iſt, in dem Bildniß einer allgemein verehrten und geliebten Perſon auch denjenigen eine Genüge zu thun, die von Jugend an mit ihr lebten, und in einer langen Reihe von Jahren mit den feinſten, zarteſten und individuellſten Zügen und Formen ihres Geiſtes und Herzens vertraut genug werden mußten, um ſelbſt den kleinſten Fehler des Malers zu bemerken und verzeihlich zu finden; kurz, die ſich (wenn ich mich ſo ausdrücken kann) zu lange unter dem Zauber, womit dieſe ſeltene Frau auf alles wirkte, was in ihren Kreis trat, befunden hatten, um nicht ein wenig mit dem glücklichen Irrthum aller Liebenden behaftet zu ſeyn, und zu finden, daß ſogar ein kleines Mal an dem Gegenſtande ihrer

Bewunderung eine Grazie, oder ein Lichtpunkt ſey, der die Schönheit des Ganzen erheben helfe — erwägen Sie das alles, und geſtehen, daß eben eine ſo leichte als feſte Hand, und ein ſehr zarter Pinſel dazu gehöre, von einer ſolchen Perſon ein Bildniß aufzuſtellen, deſſen Aehnlichkeit jeden, der ſie kannte, beim erſten Anblick frappirt, und bei der genaueſten Prüfung der einzelnen Züge ſelbſt diejenigen, die am meiſten zu fordern und am wenigſten zu verzeihen geneigt ſind, befriedigen muß.

Da es keineswegs meine Meinung iſt, Ihnen das Leſen einer ſo leſenswürdigen Schrift unnöthig zu machen, ſo erwarten Sie nicht von mir, daß ich Ihnen weder einen vollſtändigen Auszug vorlege, noch alle die Stellen anzeichne, die ich Ihrer Aufmerkſamkeit vorzüglich würdig halte, welches mich nöthigen würde, unvermerkt das Ganze abzuſchreiben. Indeſſen kann ich mir doch nicht verwehren, zur Probe eine einzige, wiewohl etwas lange Stelle auszuheben, wo Hr. G. denjenigen Vorzug der Fr. v. B., worin ſich alle ihre übrigen Gaben, Talente und Tugenden, ſo zu ſagen, concentrirten, auf eine ſehr meiſterhafte Art charakteriſirt. Er hatte unmittelbar vorher von den ſeltenen Gaben geſprochen, womit die Natur ihren Geiſt ausgeſtattet hatte, und die bei ihr durch Erziehung, Fleiß und glückliche Umſtände auf einen ungewöhnlichen Grad von Vollkommenheit entwickelt und ausgebildet worden waren. — „Blühende Einbildungskraft (ſagt er) ſtand bei der Fr. v. B. mit überraſchender Gegenwart des Geiſtes, der ſchnellſte Scharfſinn mit dem glücklichſten Gedächtniß, und bezaubernder Witz mit tiefer Einſicht in der ungewöhnlichſten Verbindung. Und bei allen dieſen unter ſich ſo verſchiedenen Eigenſchaften war ſie ſo ſehr Meiſterin des Ausdrucks, daß er ſich ihren Ideen ohne den geringſten Schein

von Kunſt oder Mühe anſchmiegte, und daß nichts der Beſtimmtheit, der Energie, dem Feuer ihrer, von der angenehmſten Stimme und lebhafteſten Pantomime unterſtützten, Rede gleich kam.“ — Und nun fährt er fort: „weit entfernt aber, die Ueberlegenheit ihrer Talente auf Koſten anderer geltend zu machen, ehrte ſie vielmehr fremdes Verdienſt mit ungeheuchelter Auszeichnung. Niemand kann bereitwilliger ſeyn als ſie war, einen jeden, der ſich ihr nahte, in Vortheil und Wohlbehagen zu ſetzen, ſich zu dem Grade ſeiner Fähigkeiten herabzulaſſen, in die Eigenheiten ſeiner Lage, in die Falten ſeines Charakters hineinzugehen, das Schwache zu ſchonen, den Irrenden unvermerkt zu Recht zu weiſen, und dem, den die Natur ſtiefmütterlich behandelt hatte, gleichſam von ihrem Verſtande zu leihen. Wie ſchwer iſt dieſe Kunſt! wie viel Reichthum und Geſchmeidigkeit des Geiſtes, welch ein Umfang von Menſchenkunde, und welche Zartheit des Gefühls wird nicht dazu erfordert! Die Fr. von Buchwald beſaß dieſes Geheimniß ganz, und in ihm den unfehlbarſten Talisman der Herzen. Darum fanden Fremde beiderlei Geſchlechts und jedes Standes in ihrer Unterhaltung gleiche Befriedigung, und verließen ſie nie, ohne von ihr entzückt zu ſeyn. Darum war ſie das Orakel und die Luſt ihrer Freunde! Darum fühlte ſich, wer ſeine Zuflucht zu ihr nahm, durch die unwiderſtehlichen Eindrücke ihres zuvorkommenden und theilnehmenden Weſens ſelbſt dann beruhigt und aufgerichtet, wenn ſie ſeinen Wünſchen keinen günſtigen Erfolg verſprechen konnte. Darum ebneten ſich ihr bei Unterhandlungen die abſchreckendſten Hinderniſſe, gelang es ihr, innerhalb ihres Wirkungskreiſes, überall Gleichgewicht und Eintracht zu erhalten, und oft ſelbſt den Wetteifer der Parteien zum Werkzeuge rühmlicher Abſichten zu machen. Darum endlich behauptete

ſie, bis zum letzten Augenblicke, ein Anſehen, deſſen unerſchütterliche Grundpfeiler Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit waren."

Welch ein Ideal von einem Weibe, höre ich Sie ausrufen. Eine ſolche Frau würde nicht nur der Stolz eines jeden Hofes, ſie würde die Zierde eines jeden Thrones geweſen ſeyn! — Ganz gewiß, l. S. Und dieſes Ideal war die Fr. v. B. Alles was Sie ſo eben geleſen haben, war ſie im buchſtäblichen Verſtande der Worte, und ſo viel auch damit geſagt iſt, ſo werden alle, die ſie gekannt haben, geſtehen, daß ihr Biograph keine Sylbe zu viel geſagt hat.

Dieſe bewundernswürdige Frau hatte ſchon ihr achtundſechzigſtes Jahr zurückgelegt, als mir mein glücklicher Stern den erſten Zutritt zu ihr verſchaffte — — und, m. Fr., ich ſchwöre es Ihnen bei den Grazien und Muſen, quarum sacra fero, niemals hat ein menſchliches Weſen mit einem ſolchen Zauber auf mein Gemüth gewirkt wie dieſe — alte Dame. Ich kenne keine Art von Unterhaltung, wie anlockend und glänzend ſie immer hätte ſeyn mögen, die ich, auch noch mehrere Jahre ſpäter, dem Vergnügen vorgezogen hätte, neben ihrem grünen Kanapee zu ſitzen, und die ſüße Rede wie Honig von den welken Zauberlippen dieſes weiblichen Neſtors zu hören. Es iſt vielleicht nichts, das Ihnen einen anſchaulichern Begriff von dem Umfang und Reichthum ihres Geiſtes, von der unbegreiflichen Leichtigkeit, womit ſie von einem Gegenſtande zum andern, von jeder Tonart der Seele (wenn ich ſo ſagen kann) ſelbſt zur entgegengeſetzteſten überging, verſchaffen kann, als wenn ich Ihnen ſage: daß eben die ſiebzigjährige Frau, von welcher vielleicht kurz zuvor irgend ein großer Held oder Staatsmann, ein feiner Weltmann, oder ein adoniſirter Elegant bezaubert weggegangen war, ſich auf einmal

mit der größten Leichtigkeit in eine Platonische Diotima verwandeln, und einen Menschen, der in seinem ganzen Leben immer (wie Gozzis Pantalon) mit dem Herzen in der Hand sprach, und der ausgemachteste Antipode von einem Hofmann war, der sich jemals an einen Hof verirrt haben mag, ein paar Abendstunden lang über Gegenstände des Geschmacks, des moralischen Sinnes, der Philosophie des Herzens u. dgl. so zu unterhalten wußte, daß ihm die Minuten zu Augenblicken wurden, und daß er den geistigen Schmaus, den diese wundervolle Fee seiner Seele gab, während sie seinen animalischen Theil aus ihren kleinen Töpfchen und Schüsselchen wohl oder übel fütterte, dem Nektar und Ambrosia der Götter und einem Platz zwischen Venus und ihren Grazien vorgezogen hätte.

Es wäre eine lächerliche Eitelkeit, deren Sie mich hoffentlich nicht fähig halten, m. Fr., wenn ich mir auf die Merkmale von Achtung und Wohlwollen, womit auch ich, wie so viele tausend Andere, von der seligen Frau v. Buchwald begünstigt zu werden die Ehre hatte, bei dieser Gelegenheit viel zu Gute thun wollte: aber, da es dem Herrn G. beliebt hat, des Umstandes zu erwähnen, daß Oberon, vor seiner öffentlichen Erscheinung, an ihrem grünen Kanapee im Manuscripte vorgelesen worden, so sehe ich es für eine Art von Pflicht an, Ihnen nicht zu verschweigen, daß ich es dem immer sichern Geschmack der Frau v. B. und ihrem äußerst feinen Sinn für das Schickliche zu danken habe, daß Oberon einige Flecken weniger hat.

Doch es ist Zeit daß ich abbreche, da ich hoffen darf, Sie begierig genug gemacht zu haben, sich diese kleine Schrift selbst anzuschaffen, die, wie gesagt, sowohl wegen ihres Gegenstandes, als der meisterhaften Ausführung und des guten

Tons der durch das Ganze herrscht, des allgemeinsten Beifalls eben so gewiß seyn kann, als sie dem Orte Ehre macht, von welchem Hr. G. mit Wahrheit sagt, daß er, bei dem Glück eine Frau von Buchwald mehr als funfzig Jahre zu besitzen, ihrem unläugbaren Einflusse auf Bildung des Geschmacks und Verfeinerung des Tons zahllose Verbindlichkeiten habe u. s. w.

Ich füge nur noch bei, daß Hr. G. das Unterhaltende einer an sich schon so interessanten Schrift auch noch durch einige Charakterzeichnungen verschiedener, theils früher theils später vom Schauplatz abgetretener merkwürdiger Personen, die in die Lebensgeschichte seiner Heldin eingeflochten waren, zu vermehren nicht vergessen hat. Vorzüglich schön werden Sie das Gemälde einer Freundschaft finden, die schon zwischen zwei Frauen eine große Seltenheit, aber zwischen einer Fürstin und einer Privatperson vielleicht ohne Beispiel, und nur zwischen einer Fürstin, wie diese, und einer Oberhofmeisterin wie die Fr. v. B. denkbar ist. „Es war, sagt Hr. G. (denn ich kann dem Trieb nicht widerstehen, Ihnen diese Stelle noch abzuschreiben), es war eine Freundschaft, deren Lebhaftigkeit an Schwärmerei gränzte, ohne in Uebertreibung zu fallen. Es war ein beständiger Wettstreit von Edelmuth und Delicatesse. Eine jede las in der Seele der andern. Aber je bescheidener die eine sich mit dem Abglanze begnügte, der vom Thron ihrer Gebieterin auf sie zurückfiel, je ehrerbietiger sie den Eifer ihrer Liebe in Pflichten und Huldigungen hüllte; um so gütiger zog die andere sie zu sich hinauf, um so sinnreicher war sie, ihre Freundin bei jeder Gelegenheit in das vortheilhafteste Licht zu stellen, gleichsam als hätte sie selbst durch die allgemeine Billigung ihrer Wahl einen Zuwachs des Ruhms erhalten können.“ — Sie werden in dieser

Stelle, wie überhaupt in der ganzen Schrift, der Deutſchen Sprache unbeſchadet, einen gewiſſen Franzöſiſchen Ton (der aber nicht der jetzige Pariſer Ton iſt) bemerken, den Sie nicht mit Unrecht als ein Beiſpiel deſſen, was vorhin von dem Einfluß der Fr. v. B. auf die Verfeinerung des Tons in dem Ort ihres Aufenthalts geſagt wurde, anſehen können.

C.

1.

Der Chor in der Tragödie. *)

1806.

Ein mit A. W. bezeichneter Ungenannter belehrt uns in einem kleinen Aufſatze über den Chor in der Griechiſchen Tragödie: „der Chor ſey die nothwendige Baſis der Tragödie; er ſey es, aus welchem die handelnden Perſonen ſich gleichſam kryſtalliniſch abſetzen, und in ihm, dem Chor, liegen die Elemente alles deſſen ungetrennt und gleichſam zeit- und raumlos, was nun, in Zeit und Raum auseinandergelegt, als Handlung ſich darſtelle — Und wie das ganze Weſen der Tragödie darin verſire, daß der Held — ein großer Menſch, der ſich frei um eine Idee bewege — dieſe Idee in ſich zu verkörpern ſtrebe, indem hingegen ſie, die Idee, die Bande

*) In Beziehung auf Nr. 55. der Zeitſchrift Elyſium und Tartarus, welche im J. 1806 Falk in Weimar herausgab, bis der 14. October jenes Jahres ſie unterbrach.

seiner Individualität lösend, ihn in sich zu vergeistigen trachte: so sey auch der Chor selbst, in Bezug auf diese Idee, gleichsam der durchsichtige und feste Krystallkern, welcher übrig bleibe, wenn man seine nach verschiedenen Richtungen gehenden Blätter auseinandergelegt habe" — u. s. w.

Ich vermuthe, daß die meisten Leser, denen diese neue Offenbarung des ganzen Wesens der Tragödie und des Chors der Griechen nicht allzuverständlich seyn dürfte, sich gern mit mir vereinigen werden, den Herausgeber jener Zeitblätter zu ersuchen, daß es ihm gefallen möchte, von seinen unmittelbaren Verbindungen mit den Bewohnern Elysiums zu unsern Gunsten Gebrauch zu machen, und die zu ihrer Zeit berühmten Meister der Kunst, Aeschylos, Sophokles und Euripides, allenfalls auch die Philosophen Sokrates, Platon und Aristoteles, ihre Zeitgenossen, um ihre Meinung von der Sache zu befragen, und, wo möglich, sich einen kleinen Commentar über diese neue Theorie von ihnen auszubitten. Bis dieser etwa erfolgt, begnüge ich mich zu sagen, daß — gesetzt auch die Idee, die der Ungenannte sich vom Chore der Griechischen Tragödie a priori macht, passe auf alle anderen Stücke des Aeschylos, Sophokles und Euripides, was sich jedoch niemand, der sie mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, überreden lassen dürfte — wenigstens der Chor in der Helena des Euripides eine schreiende Ausnahme macht. Dieser ist so weit davon entfernt, die Personen der Handlung, Helena, Menelaos, Theonoe und Theoklymenos (nichts von Teukros, der alten Schloßmagd, dem alten Diener des Menelaos und dem Hofbeamten zu sagen) krystallinisch aus sich abzusetzen, daß vielmehr der Dichter (wenn es ihm erlaubt gewesen wäre) ihn gänzlich hätte weglassen, und an seiner Stelle eine einzige Griechische Sklavin als Vertraute der Helena, und im

fünften Act ein Paar Hausbediente des Theoklimenos hätte aufstellen können, ohne daß wir neuern Leser die Abwesenheit des Chors vermißt hätten, oder der poetischen Wahrheit und Vollständigkeit der Handlung das Mindeste abgegangen wäre. In keinem der Euripidischen Dramen fällt es stärker in die Augen, als in diesem, wie lästig ihm der Chor war; wie schwer es ihm wurde, ihm eine schickliche Rolle darin zu geben; wie geflissentlich er ihn auf die Seite zu schaffen suchte, und wie er sich sogar genöthigt sieht, ihn zwischen dem dritten und vierten Act einen episodischen Gesang anstimmen zu lassen, der mit der Handlung nicht in der geringsten Beziehung steht. Im ganzen Stück finden sich nur zwei Stellen, wo der Chor einen warmen und thätigen Antheil an der Handlung nimmt: im ersten Act, wo er Helenen den Rath gibt sich an Theonoe zu wenden, und im fünften, wo er den König mit Feuer und Entschlossenheit, auf die Gefahr sich seinen höchsten Unwillen zuzuziehen, von dem Vorhaben seine Schwester zu ermorden abhält: aber jenes hätte, wie gesagt, durch eine Vertraute, und dieses durch ein paar alte Diener des Theoklymenos eben so gut verrichtet werden können.

Was ich, mit Berufung auf den gesunden Verstand aller Leser, von diesem Chor behaupte, gilt mehr oder weniger, wo nicht von allen, doch gewiß von dem größten Theil der Tragödien der Griechen, die auf uns gekommen sind. Es gehört entweder eine seltsame, nur aus dem Schwindelgeist unsrer Zeit erklärbare Art von Verblendung, oder eine gänzliche Unwissenheit der Geschichte der dramatischen Dichtkunst dazu, um nicht zu sehen, was die wahre Ursache davon war. Mehrere Jahrhunderte, bevor man von dem, was zu Euripides Zeiten Tragödie hieß, den mindesten Begriff hatte, hießen die dithyrambischen Gesänge, womit eine Anzahl begeisterter

oder Begeiſterung affectirender Sänger an den Bacchusfeſten der Athener ſich öffentlich hören ließen, Tragödien, und machten eine dieſem Gott geheiligte feſtliche Volksluſtbarkeit aus. Da der Trieb, das was wir, oder andre vor uns, erfunden haben, zu vervollkommnen, dem Menſchen eben ſo natürlich iſt als die Liebe zur Veränderung und zum Neuen, ſo konnte es nicht fehlen, daß dieſe ewigen Lobgeſänge auf den Bacchus und ſeine Wunderthaten endlich Langeweile zu machen anfingen. Die Unternehmer dieſer Chöre ließen ſich alſo angelegen ſeyn, ſie durch glückliche Veränderungen nach und nach den Zuhörern intereſſanter zu machen. Theſpis ſcheint der erſte geweſen zu ſeyn, der die Chorgeſänge mit einer Art von monodramatiſchen Schauſpielen verband, die in ihren Anfängen bloße Intermezzi oder Zwiſchenſpiele waren, nach und nach aber (indem Aeſchylos die zweite und Sophokles, durch den guten Erfolg dieſer Neuerung kühner gemacht, die dritte, vierte Perſon auftreten ließ und in die mimiſch vorgeſtellte Handlung verwickelte) die Geſtalt der Art von dramatiſchen Compoſitionen annahmen, welche von dieſer Zeit an den Namen der Tragödien ausſchließlich erhielten. Natürlicher Weiſe führte dieß, ebenfalls nach und nach, weſentliche Veränderungen in der Natur und Beſtimmung des Chors herbei. Seine Geſänge, welche vorher die Hauptſache geweſen waren, wurden nun eine Art von Zwiſchenſpiel zwiſchen den Acten des Schauſpiels; und da man, ſobald dieſe neue dramatiſche Dichterei zur Kunſt wurde, die Nothwendigkeit fühlte, aus beiden Ein Ganzes zu machen: ſo erhielt der Chor überdieß noch die Rolle eines bei der Haupthandlung intereſſirten, und, durch guten Rath, ja in Fällen wo es nothwendig war, auch thätig an derſelben theilnehmenden Zuſchauers. Die Perſonen, woraus der Chor beſtand, mußten nun, durch eine natürliche

Folge, allerlei, von dem was sie ehmals vorstellten sehr verschiedene, Gestalten annehmen. — Im Prometheus erscheinen sie als die 50 Töchter des Okeanos; in den Eumeniden als eben so viele Furien; in andern Stücken ist der Chor aus Kriegsleuten, aus den angesehensten Bürgern einer Stadt, aus einer Anzahl kriegsgefangener Sklavinnen oder Dienerinnen in einem großen Hause u. s. w. zusammengesetzt. Da aber unter der großen Menge von Fabeln aus der Götter- und Heroenzeit, womit die Dichter die tragische Bühne in einem Zeitlauf von mehr als hundert Jahren bereicherten, nicht alle so beschaffen waren, daß der Chor, so wie er nunmehr organisirt war, mit Wahrscheinlichkeit und Schicklichkeit die Rolle eines an der Handlung theilnehmenden Zuschauers spielen konnte: so begreift sich leicht, wie der Dichter öfters dadurch in Verlegenheit und, trotz allem seinem Genie und Scharfsinn, nicht selten in die Nothwendigkeit gesetzt wurde, wider seinen Willen Unschicklichkeiten zuzulassen, die er gewiß vermieden hätte, wenn ihm erlaubt gewesen wäre, in Stücken dieser Art den Chor wegzulassen und Vertraute an seine Stelle zu setzen. Aber dieß stand schlechterdings nicht in seiner Willkür. Die Zuschauer waren nicht nur seit so langer Zeit an den Chor und seine Gesänge gewöhnt, sondern die Religion selbst erlaubte nicht, hierin eine Aenderung zu treffen. Die dithyrambischen Chorgesänge an den Bacchusfesten wurden von uralten Zeiten her als ein religiöses Institut betrachtet; und seitdem das tragische Drama aus ihnen entstanden war, dieses aber dem Chor und seinen Gesängen in den Zwischenacten eine andere Bestimmung gegeben hatte, so fand man, um sich nicht gröblich an Bacchus und seinem Dienst zu versündigen, keinen andern Ausweg als die aus jenen uralten Bacchischen Festgesängen entstandenen sämmtlichen

Schauſpiele, die Tragödien und Komödien, als dieſem Gott geheiligt und zur Feuer ſeiner Feſte ſchlechterdings nothwendig anzuſehen; und daher würde man eine Art von Sacrilegium zu begehen geglaubt haben, wenn man die Weglaſſung eines ſo lange für weſentlich gehaltenen Theils der Tragödie zugelaſſen hätte.

Die Grafen zu Stolberg hatten bereits im J. 1787 Schauſpiele mit Chören herausgegeben, aber dieß Beiſpiel war ohne Erfolg geblieben. Dieſe Chöre waren auch ſo wenig der Griechiſche Chor, als jene Nephen, welche Lohenſtein in ſeinen Trauerſpielen aufgeführt hatte. Im Jahre 1788 gab Ilgen ſeine Abhandlung heraus: Chorus Graecorum tragicus qualis fuerit et quare usus ejus hodie revocari nequeat, und bei dem, was hier ausgeſprochen war, blieb es im Weſentlichen, bis A. W. Schlegel mit ſeinem Jon die antike Tragödie wieder auf die Bühne zu bringen verſuchte, und dadurch Schillern anreizte, ſeine Braut von Meſſina zu dichten. Nicht ohne polemiſche Tendenz führte dieſer den Griechiſchen Chor hier ein, und ſuchte dieſe Einführung äſthetiſch zu rechtfertigen. So weit dieß nur gelingen kann, iſt es Schillern gelungen. Uebertroffen in der Form hat ihn noch Apel in ſeinen antiken Tragödien; Eingang gefunden und Eindruck gemacht hat nur Schillers Chor: aber — war denn dieß auch der Griechiſche? Schlegel, der natürlich „mit den Grundſätzen, die Schillern bei der Braut von Meſſina geleitet haben, nicht einverſtanden ſeyn kann," erklärt, daß der Sinn der Alten dabei verfehlt ſey. (Ueb. dramat. Kunſt u. Lit. 2. Th. 2te Abth. S. 411—413.) Was in jener Zeit zu erwarten war, geſchah; man konnte Schillern nicht in der

Praxis gleichen, und suchte ihn daher zu übertreffen in der Theorie, wobei denn Manchem begegnete, statt des Seltenen das Seltsame zu sagen, und Unsinn für Gedankentiefe zu halten. Das Beste, was darüber gesagt wurde, ist von Schlegel (a. a. O. Bd. 1. S. 113. fgg.); ich lasse dahin gestellt seyn, ob in Beziehung auf diese Erklärung Wielands. Gestehe ich aber gleich, daß Schlegel das Beste gesagt, so sage ich darum doch nicht, daß dieß Beste auch zugleich das Wahre sey. „Wir müssen, sagt er, den Chor begreifen als den personificirten Gedanken über die dargestellte Handlung, die verkörperte und mit in die Darstellung aufgenommene Theilnahme des Dichters, als des Sprechers der gesammten Menschheit. Dieß ist seine allgemeine poetisch gültige Bedeutung." Recht schön, wenn es so ist; wo aber ist der Beweis, daß es durchgängig so war? — Ohne diesen Beweis geliefert zu haben, maße sich niemand an gegen Wieland zu entscheiden.

2.

Cicero.

Einen chronologischen Auszug aus dessen Lebensgeschichte lieferte Wieland als Einleitung zu den verschiedenen Büchern, in welche er seine Uebersetzung der sämmtlichen Briefe Cicero's (Bd. 1. Zürich 1808 — Bd. 6. herausg. von Gräter 1816) eingetheilt hat.

3.

Charlotte Corday.

1793.

Die Frage: ob dieſe junge Dame berechtigt geweſen ſey, ihr Vaterland von dem halbwahnſinnigen Volksfreunde Marat durch einen Meuchelmord zu befreien? muß (wie jedermann ſieht) eigentlich ſo geſtellt werden: gehört der Fall, worin ſich dieſe Franzöſiſche Jael oder Judith befand, unter die Fälle, die von der allgemeinen Vernunft als Ausnahmen von der allgemeinen Regel erkannt werden? Niemand zweifelt, daß Charlotte Corday ſich ſelbſt gegen einen gewaltſamen Angriff ihres Lebens oder ihrer Ehre, von Seiten Marats, im äußerſten Nothfall, auf Koſten des Lebens des Angreifers hätte vertheidigen dürfen. Dieß iſt, unter den beſagten Bedingungen, einem jeden gegen einen jeden erlaubt. — Aber gilt dieß auch von dem Falle, da ein Bürger den andern eigenmächtig des Lebens beraubt, weil er ihn für einen ruchloſen Böſewicht und Urheber des öffentlichen Elends ſeines Vaterlands hält? So wie bei jener Frage die bejahende Antwort ſogleich auf jedermanns Lippen ſchwebt, ſo wird hingegen bei dieſer jedermann ſtutzen, und ſich zwiſchen Ja und Nein in Zweifel befangen fühlen. Denn auf der einen Seite iſt es Pflicht, das Vaterland mit Gefahr ſeines eigenen Lebens zu retten; auf der andern, was würde aus der perſönlichen Sicherheit der Bürger eines Staates werden, wenn eines jeden Leben bloß von der (vielleicht irrigen) Meinung, die irgend ein anderer von dem Grade ſeiner (vielleicht nur eingebildeten) Gemeinſchädlichkeit gefaßt hätte, abhinge? Wer

weiß nicht, wie sehr eine exaltirte Einbildungskraft und der Fanatismus überspannter Leidenschaften die Urtheilskraft eines Menschen, zumal eines Weibes, irre führen können? — Ich zweifle sehr, daß die That der Corday, in dieser Rücksicht, dadurch gerechtfertiget sey, wenn man sagt: ihr Vaterland befinde sich gegenwärtig in einem schwankenden Mittelzustand zwischen Anarchie und Unterdrückung, indem es seit Abschaffung der gesetzmäßigen königlichen Autorität der Willkür einer tyrannischen Rotte Preis gegeben sey, die dem Willen so vieler Millionen für frei und gleich erklärter Menschen die schmählichsten Fesseln anlegt, und, mit einer wahrhaft Jakobinischen (Dominicanischen) Intoleranz, jeden freien Gebrauch der Vernunft, der mit ihren Meinungen und Absichten nicht zusammenstimmt, zu einem Capitalverbrechen macht. Denn gesetzt auch, daß sich Frankreich wirklich in einem Zustande von gänzlicher Anarchie oder Auflösung aller politischen Bande und positiven Gesetze befinde (welches sich doch wohl so schlechterdings nicht behaupten läßt) — so würde doch eine Gewaltthat, welche jedem exaltirten Kopfe das Recht gäbe, jeden vermeinten Feind des Vaterlandes aus dem Wege zu räumen, durch das Moralgesetz allein, dessen allgemeine Verbindlichkeit von positiven Gesetzen ganz unabhängig ist, für unerlaubt erklärt.

„Woher kommt es denn also, daß, außer den geschwornen Freunden und Brüdern Marats, schwerlich jemand die Geschichte der Charlotte Corday gehört oder gelesen hat, ohne eine unfreiwillige Regung in sich zu fühlen, die ihn zu gleicher Zeit zum Mitleiden und zur Bewunderung für dieses außerordentliche Mädchen nöthigte?"

Diese zweite Frage wird, dünkt mich, leicht zu beantworten seyn, wenn wir die mancherlei verschiedenen Empfin-

dungen, die hier unvermerkt zu Einem Gefühl zusammenfließen, gehörig von einander scheiden. Marat war schon lange (seine Partei ausgenommen) ein Gegenstand des allgemeinen Abscheues; man betrachtete diesen fanatischen Volksfreund, bei dem die tollste Wuth gegen alles was sich mit seinem demokratischen Lieblingssystem nicht vertrug, seit mehrern Jahren zum habituellen Zustand und zur andern Natur geworden war, als eine Art von Ungeheuer, dessen Reden und Handlungen auch den unbefangensten Zuschauer zweifelhaft ließen, ob man ihn für einen Wahnsinnigen oder einen Bösewicht, für einen Menschen oder einen Teufel halten sollte. Am Ende fand sich's denn doch, daß er nur ein Mensch, wiewohl ein höchst verkehrter, verschrobener, und (was vielleicht nicht wenig beitrug, ihn so giftig, blutdürstig und wüthend zu machen) ein von Scorbut und Verole zerfressener elender Ruin von einem Menschen war. Da er, während der Revolution, als Verfasser des Ami du peuple, und besonders seit der Sitzung des Nationalconvents, als Deputirter, eine sehr abscheuliche Rolle gespielt hatte; da man ihn mit Recht für einen der thätigsten Urheber der Zerrüttung seines Vaterlandes ansah, und sein Tod längst schon der Wunsch aller, die es mit Frankreich wohlmeinten, gewesen war: so war auch, bei der ersten Nachricht von seiner Ermordung, eine unfreiwillige Anwandlung von Vergnügen über die Gerechtigkeit, welche die göttliche Nemesis durch die Hand eines Weibes (wer sie auch seyn möchte) an ihm ausgeübt zu haben schien — bei mir wenigstens, ich gestehe es — das erste, was ich zwar unfreiwillig in mir fühlte, aber was meine Vernunft selbst nicht mißbilligte; und natürlicherweise konnte dieß Gefühl derjenigen, die dem Schicksal ihren Arm geliehen hatte, nicht anders als günstig seyn. Indessen gesellte

ſich beinahe in dem gleichen Augenblicke die Reflexion dazu: er war ein Menſch — ein elender kranker Menſch — zwar ſchädlich und übelthätig, aber doch nicht mit dem Willen es zu ſeyn, ſondern im Gegentheil mit der völligſten Ueberzeugung, daß er auf dem Wege, den er ging, ſich um ſein Volk und um die ganze Menſchheit unendlich verdient mache. Natürlich erregt dieſe Reflexion das mitleidige Gefühl, deſſen ſich beim Anblick des gewaltſamen Todes eines Menſchen, wäre es auch der größte Verbrecher, kein andrer Menſch, am allerwenigſten einer, der ſich mit Leichtigkeit an den Platz eines jeden zu ſetzen gewohnt iſt, erwehren kann. Zu dieſem Gefühl geſellte ſich eben ſo ſchnell der nicht weniger natürliche und gerechte Abſcheu vor jedem Meuchelmorde, als deſſen Vorſtellung an ſich ſelbſt etwas zugleich Verhaßtes und Verächtliches hat. Beide Regungen konnten nicht anders als der Mörderin ungünſtig ſeyn. Wäre nun Charlotte Corday, nach vollbrachter That, glücklich entwiſcht und der Strafe entgangen, die jedem Meuchelmorde gebührt: ſo wäre es bei jenem dreifachen Gefühl geblieben; ich hätte die Gerechtigkeit der göttlichen Nemeſis angebetet, den Elenden bedauert, den die Natur zu meinem Bruder gemacht hatte, ſo wenig ehrenvoll mir auch die Verwandtſchaft war, und der Enthuſiaſtin zwar das Glück, der Guillotine entgangen zu ſeyn, herzlich gegönnt, aber ohne damit die Handlung, womit ſie ſolche verdient hatte, gut zu heißen. Allein die Mörderin entkam nicht, hatte auch nicht die geringſte Anſtalt dazu gemacht; es zeigt ſich vielmehr, daß ſie, zu eben der Zeit, da ſie den Marat als einen dem Vaterlande höchſt verderblichen Böſewicht zu tödten beſchloß, ſich auch freiwillig entſchloſſen hatte, es auf Koſten ihres eigenen Lebens zu thun. Weit entfernt, ſich die That, bei welcher ſie ergriffen wurde, reuen zu laſſen,

die Schuld von ſich auf andere abwälzen zu wollen, oder (wie man ihr zumuthete) Mitſchuldige anzugeben, beharrete ſie dabei, das, was ſie gethan, aus eigenem Beweggrunde gethan zu haben; ſie war ſtolz darauf, in einem Alter von 25 Jahren mit freiwilliger Aufopferung ihres eigenen Lebens ihrem Volke eine der größten Wohlthaten erwieſen zu haben; ſie ging dem Tode mit der ruhigſten Herzhaftigkeit entgegen, und erhielt ſich in dieſer Faſſung, ohne die geringſte Schwäche zu zeigen, bis zum letzten Augenblick. Alles dieß ſchien eine ungewöhnlich große Seele zu beweiſen, und erregte zugleich Bewunderung, Liebe und Bedauern. Das, was an ihrer That unrecht war, verſchwand, ſo wie man ſich verſichert hielt, daß ſie in ihrem Gewiſſen überzeugt war, recht und edel gehandelt zu haben. Und wie hätte man nicht hiervon verſichert ſeyn ſollen, da ſie weder durch Rachſucht (denn Marat hatte ſie ja nicht perſönlich beleidiget), noch durch irgend einen eigennützigen Beweggrund (denn ſie wußte ja, daß ſein Tod unfehlbar auch der ihrige ſeyn würde), alſo — bloß durch die reinſte Vaterlandsliebe, und durch das Verlangen, ihren Mitbürgern ein großes Beiſpiel zu geben, dazu angetrieben worden ſey?

Allein war nicht dieſer letzte Schluß vielleicht doch wohl zu voreilig? Gab es nicht noch einen andern, nicht ſo reinen Antrieb, deſſen Reiz einer Perſon von ungewöhnlich lebhafter Einbildung, an welcher ohnehin nichts als ihr Geſchlecht weiblich ſchien, und die vielleicht mehr als Eine geheime Urſache des Lebens überdrüſſig zu ſeyn, haben mochte — den Tod gleichgültig, ja ſogar wünſchenswerth machen konnte? Konnte es nicht der Ehrgeiz ſeyn, durch eine ſo außerordentliche That — als es dieſe war, den vom Pariſer Volk beinahe angebeteten Volksfreund auf Koſten ihres eigenen Lebens

mitten in Paris, mitten unter dem Volke, deſſen Abgott er war, zu tödten, ſich über ihr ganzes Geſchlecht zu erheben, und einen Nachruhm zu erwerben, der ſo lange dauern würde, als die Franzöſiſche Nation und die Annalen des Menſchengeſchlechts? Ich müßte mich ſehr irren, oder der Ton und die Sprache ihrer beiden Briefe ſelbſt verräth dieſen Beweggrund ziemlich deutlich; und warum ſollte denn auch die bloße Franzöſiſche Eitelkeit, die ſchon ſo viel Wunder gethan hat, in der Seele einer romantiſchen ci-devant Demoiselle nicht auf einen ſo hohen Grad haben ſteigen können, daß ſie dem Gedanken, „durch die Guillotine mit Brutus vereinigt zu werden“ und „im Kreiſe der edelſten Seele ihrer Art zu wandeln,“ eben ſo wenig widerſtehen konnte, als ein zärter organiſirtes, ſchwächeres Mädchen einem Liebhaber, der ſie in den Kreis aller Götter von Paphos und Cythere zu verſetzen verſpricht? — Doch, ohne mich bei dieſer Möglichkeit aufzuhalten, auch Patriotismus, wenn er zu einer fanatiſchen Leidenſchaft wird, hört auf eine verdienſtliche Tugend zu ſeyn, und verliert ſeine Anſprüche an unſere Hochachtung. Brutus ſelbſt wird wegen ſeiner Theilnahme an der Ermordung Cäſars nur von einſeitigen Enthuſiaſten bewundert, die es für nichts rechnen, daß dieſe That vielmehr ein Unglück als eine Wohlthat für die Republik war, indem es mit ihr dahin gekommen war, daß ſie ohne ein Oberhaupt nicht länger beſtehen konnte, und unter allen Römern keiner beſſer dazu taugte als Cäſar. — Von dieſem auf Marat iſt nun freilich ein ungeheurer Abſtand! Da ihn aber gleichwohl die Imagination unſerer Heldin überſprungen hat, und da ſie in ihren eigenen Augen die Vergleichung mit Brutus aushält; ſo frage ich: was für große Vortheile konnte ſie ihrem Vaterlande von der Ermordung eines Marats

verſprechen? Welche Wahrſcheinlichkeit hatte ſie, daß ihrem Volke dadurch geholfen ſey? Oder konnte ſie etwa, wie Brutus, auf das, was ſie ſelbſt dazu beitragen würde, rechnen? Was half es dem gemeinen Weſen, von Einem Böſewicht befreit zu ſeyn, der zu wahnſinnig war um auf andre Weiſe Schaden zu thun, als inſofern er von viel größern und ſchlauern Böſewichtern als bloßes Werkzeug gebraucht wurde? Wie konnte ſie glauben, daß dieſer einzelne Kopf der Jakobiniſchen Hyder nicht ſogleich durch zehn andre erſetzt werden würde? Warum überließ ſie den ausſätzigen Marat nicht dem weit ſchrecklichern Schickſal, das ihm bevorſtund, und ſtieß ihren Dolch nicht lieber einem Robespierre, oder Danton, oder Chabot, oder Barrère ins Herz, deren jeder eben ſo viel Schuld an dem Verderben ihres Vaterlandes hatte als Marat, und von deren Leben es noch ungleich mehr Böſes zu erwarten hat, als ihm das bereits halbvermoderte Geſpenſt noch zufügen konnte? Sollte man nicht beinahe glauben, daß auch ſie nur ein verblendetes Werkzeug des perſönlichen Haſſes geweſen ſey, den die Buzot und Barbaroux dem über ſie triumphirenden Volksfreunde geſchworen hatten?

Das Reſultat aller dieſer Betrachtungen dürfte vielleicht das Horaziſche Nil admirari ſcheinen, welches auf die anomaliſchen Handlungen ungewöhnlicher Menſchen wohl am richtigſten anzuwenden iſt. Doch ſo weit wollen wir dieſe Gleichmüthigkeit nicht treiben, daß wir ſogar der heroiſchen, ſich ſelbſt aufopfernden Tugend unſere Bewunderung verſagen ſollten! Nur muß uns erlaubt ſeyn, uns erſt gewiß zu machen, ob es auch wirklich Tugend, oder vielleicht nur ein ſchimmerndes Meteor, wo nicht etwa gar (wie Sanct Auguſtin von den Tugenden der Heiden behauptete) ein glänzendes Laſter ſey, was man uns für heroiſche Tugend gibt. Verdient

Charlotte Corday wirklich die Bewunderung der Nachwelt, so wird mir ihr Schatten gern verzeihen, wenn ich wünsche, daß wir durch genauere und zuverlässigere Nachrichten von ihren Umständen, ihrer Erziehung, ihrem vorigen Leben, der Geschichte ihres Geistes und Herzens, ihrem Charakter, ihren Verbindungen und Aussichten, in den Stand gesetzt werden möchten, über sie und ihre That so richtig und unbefangen zu urtheilen, daß unser Beifall einer großen Seele, die nichts mehr von uns zu hoffen noch zu fürchten hat, angenehm seyn könne.

Eben da dieß geschrieben war, erhielt ich den Moniteur vom 29., 30. und 31. Julius, worin sowohl der ganze Proceß der Corday, als die beiden Briefe, so sie am Tage vor ihrem Tode an Barbaroux und an Herrn d'Armans, ihren Vater, schrieb, in extenso mitgetheilt werden. Ich ersehe daraus, daß Charlotte Corday entweder zweierlei Briefe, sowohl an Barbaroux als an ihren Vater geschrieben haben müßte, oder daß die zwei kleinen Briefe, die man bereits in andern Zeitblättern gelesen, unächt und untergeschoben sind — welches, allen Umständen nach, das Wahrscheinlichste ist. Der Brief an Barbaroux, den der Moniteur mittheilt, ist Dienstag den 16. Julius Abends um 8 Uhr datirt, und nimmt in besagtem Blatte zwei große Columnen ein. Er fängt mit den Worten an: „Ihr habt Verlangen getragen, Bürger, daß ich euch von meiner Reise einen umständlichen Bericht erstatte; ich werde euch also nicht die geringste Anekdote erlassen.“ Und nun folgt eine Erzählung alles dessen, was ihr auf ihrer Reise und zu Paris bis auf den Augenblick begegnet, da sie die That vollbrachte, worüber sie ganz kurz ist, weil Barbaroux

den Detail davon in den Journalen zu leſen bekommen würde. Nur was ſie von Marats letzten Worten ſagt, verdient ausgehoben zu werden. Sie drückt ſich bei dieſer Gelegenheit ſo aus, daß man beinahe denken ſollte, ſie ſey, als ſie zu Marat kam, noch nicht völlig entſchloſſen geweſen. „Hier, ſagt ſie, ſind die letzten Worte, die er zu mir ſprach, nachdem er euer aller (vermuthlich der entflohenen Deputirten) und der Adminiſtratoren von Calvados Namen von mir erfragt hatte. Er ſagte nur, um mich zu tröſten: er würde euch in wenig Tagen zu Paris guillotiniren laſſen. Dieſe letzten Worten entſchieden ſein Schickſal.“ — „Ich geſtehe (ſetzt ſie gleich darauf hinzu), daß das, was mich völlig zum Entſchluß gebracht hat, der Muth iſt, womit ſich unſre Freiwilligen“ (aus dem Departement von Calvados) „am letzten Sonntag den 7. Julius anwerben ließen. Sie erinnern ſich, wie groß meine Freude darüber war. Ich verſprach mir ſelbſt, ich wollte wohl machen, daß Petion ſich den Argwohn, den er wegen meiner Geſinnungen zeigte, gereuen laſſen ſollte. Wär' es Ihnen denn leid, wenn ſie nicht marſchirten? ſagte er. — Kurz, ich bedachte, es wäre Schade, wenn ſo viel brave Leute nach Paris kämen, um den Kopf eines einzigen Menſchen zu holen, den ſie vielleicht doch hätten verfehlen können, oder der den Verluſt vieler braver Bürger nach ſich gezogen hätte; er wäre (dacht' ich) ſo vieler Ehre nicht werth; die Hand eines Weibes wäre dazu ſchon hinreichend.“ — Einige Zeilen darauf kömmt wieder eine Stelle, die angezeichnet zu werden verdient. „Zu Paris (ſagt ſie) begreift man nicht, wie ein unnützes Weib, deſſen Leben doch zu nichts gut wäre, ihr Leben mit kaltem Blut aufopfern kann, um ihr Vaterland zu retten. Ich erwartete nichts anders, als daß ich auf der Stelle getödtet werden würde. Einige

herzhafte und in der That über alles Lob erhabene Männer schützten mich gegen die sehr verzeihliche Wuth derjenigen, die ich (durch Marats Tod) unglücklich gemacht hatte. Weil ich bei kaltem Blute blieb, so war mir das von einigen Weibern gegen mich erhobene Geschrei empfindlich; aber wer sein Vaterland rettet, achtet nicht was es ihn kosten mag. Möchte doch der Friede so bald, als ich es wünsche, hergestellt seyn! Ein großer Bösewicht ist nun weniger; ohne dieß hätten wir ihn nie erhalten können. In mir ist es schon seit zwei Tagen Friede. Das Glück meines Vaterlandes ist das meinige." — Sie erwähnt hierauf ihres Vaters mit einiger Besorgniß, daß er ihrentwegen beunruhiget werden möchte, und bittet den Barbaroux und seine Collegen, sich solchenfalls der Ihrigen anzunehmen. Und nun fährt sie fort: „Ich habe in meinem Leben nur ein einziges Wesen gehaßt, und ich habe meinen Charakter gezeigt. Diejenigen, die mich betrauern, sollen sich freuen, mich in den Elysei'schen Feldern bei Brutus und einigen Alten zu sehen; denn die Neuern tentiren mich nicht; es sind so schlechte Leute! Es gibt wenig wahre Patrioten, die für ihr Vaterland zu sterben wissen; sie sind fast alle Egoisten." — „Man hat mir, setzt sie hinzu, zwei Gendarmes zugegeben, damit ich keine lange Weile habe; bei Tage hab' ich dieß sehr gut gefunden, aber nicht bei Nacht; ich habe mich über diese Unanständigkeit beklagt, aber das Comité hat nicht für gut gefunden sich darum zu bekümmern. Ich denke es war ein Einfall von Chabot, nur ein Capuciner kann solche Ideen haben . . ."

Sie spricht nun von ihrem Verhör — von ihrem fehlgeschlagenen Vorhaben, dem Departement von Calvados ihr Portrait zu schicken — von der Wahl ihres gerichtlichen Vertheidigers — wie sie über ihr übriges Geld zu disponiren

denke — verwundert ſich, daß das Volk ſie ſo ruhig nach der Conciergerie habe bringen laſſen, und will, daß Barbarour „den guten Einwohnern von Caen, die ſich zuweilen kleine „Inſurrectionen erlaubten u. ſ. w., dieſe neue Probe der „Mäßigung des Pariſer Volks zum Muſter vorhalte. Morgen „um 8 Uhr (ſetzt ſie nun unmittelbar hinzu) richtet man „mich; wahrſcheinlich um Mittag werd' ich gelebt haben, um „die Römerſprache zu reden. Man wird nun doch wohl an „den Muth der Einwohner des Calvados glauben, da ſogar „die Weiber dieſes Landes Feſtigkeit zu beweiſen fähig ſind. „Uebrigens weiß ich nicht, wie die letzten Augenblicke meines „Lebens vorbeigehen werden, und nur das Ende krönt das „Werk. Ich habe nicht nöthig, Unempfindlichkeit über mein „Schickſal zu affectiren; denn bis jetzt ſpüre ich nicht die „geringſte Furcht vor dem Tode; ich habe das Leben nie „anders als nach dem Nutzen, den es haben konnte, geſchätzt."

Mit dieſer Kaltblütigkeit, in dieſem ſimpeln, gelaſſenen, prunkloſen Ton iſt der ganze Brief geſchrieben. Die Unzierlichkeit und Nachläſſigkeit der Sprache macht es mir wahrſcheinlich, daß auch die wenige Ordnung, die darin auffallend iſt, nicht ſowohl von dem Zuſtande ihres Gemüthes, als von ihrer in dieſem Stücke vernachläſſigten Erziehung und von wenig Uebung im Schreiben zeuge. Uebrigens ſcheint mir gerade dieſe Kaltblütigkeit und Ruhe, und dieſe alltägliche Proſa, die ſie in ihrem Briefe ſpricht, ihrem Charakter mehr Ehre zu machen, als die begeiſterte, auf Kothurnen daher ſchreitende komödiantiſche Sprache des kleinen Briefes, den ſie an Barbarour geſchrieben haben ſoll, und vermuthlich nicht geſchrieben hat. Mir iſt ganz wahrſcheinlich, daß irgend ein enthuſiaſtiſcher Bewunderer unſerer Heldin durch dieſe verſchönerte Einkleidung ihrer in dem ächten Brief an B. nur

in ſchlichter Proſa ausgedrückten Geſinnungen ſich um ihre Manen verdient zu machen geglaubt hat.

Auch der Brief an ihren Vater, den der Moniteur mittheilt, und der ebenfalls am 16ten geſchrieben iſt, lautet anders als derjenige, den man ſonſt (aus dem Journal de Paris vermuthlich) geliefert hat. Da er kurz iſt, ſo will ich ihn ganz herſetzen, damit der Leſer, den dieß etwa intereſſiren mag, ſelbſt urtheilen könne. „Verzeihen Sie mir, lieber Papa, daß ich ohne Ihre Einwilligung über mein Leben disponirt habe. Ich habe viel unſchuldige Schlachtopfer gerächt; bin vielem Unheil zuvorgekommen: das Volk, wenn ihm die Augen einſt aufgehen, wird ſich freuen, von einem Tyrannen befreit worden zu ſeyn. Daß ich Sie zu bereden geſucht habe, ich gehe nach England, kam daher, weil ich damals hoffte, incognito bleiben zu können; aber ich habe die Unmöglichkeit bald eingeſehen. Ich hoffe, man werde Sie ganz und gar nicht beunruhigen; allenfalls werden Sie Vertheidiger in Caen finden. Adieu, mein lieber Papa; ich bitte Sie mich zu vergeſſen, oder vielmehr ſich über mein Schickſal zu erfreuen. Sie kennen Ihre Tochter; ein tadelhafter Beweggrund hätte ſie nicht leiten können. Ich umarme meine Schweſter, die ich von ganzem Herzen liebe, ſo wie alle meine Verwandten. Vergeſſen Sie den Vers des Corneille nicht:

Le crime fait la honte et non pas l'échafaud.

Das Laſter ſchändet bloß, nicht das Schaffot.

Morgen um 8 Uhr wird man mich richten.“

Ich geſtehe, daß ich den ſchlichten Styl dieſes Briefes dem pompöſen und aufgeſchraubten des andern weit vorziehe.

Da ich mich ſchon ſo lange bei dieſer normanniſchen Heldin aufgehalten habe, ſo wird es den Leſern vielleicht nicht unangenehm ſeyn, auch die kurze, aber meiſterhafte Ver-

theidigung (weil sie die einzig mögliche war, die allenfal
noch etwas zu ihren Gunsten hätte wirken können) zu sehe
welche der ihr vom Gericht gesetzte Defensor Chauveau f
sie ablegte.

„Die Beklagte gesteht kaltblütig die entsetzliche That,
sie begangen hat; sie gesteht kaltblütig, lange damit in G
danken umgegangen zu seyn; sie gesteht die abscheulichst
Umstände derselben; mit Einem Worte, sie gesteht alles, u
sucht sich auch nicht einmal zu rechtfertigen. Dieß, Bürge
Geschworne, ist ihre ganze Vertheidigung. Diese unerschütt
liche Ruhe, diese gänzliche Verläugnung ihrer selbst, ob
einiges Zeichen einer Gewissensrüge, und dieß, so zu sage
im Angesicht des Todes — diese Ruhe und diese Selbstve
läugnung, wie sublim sie auch in gewissem Sinne seyn möge
sind nicht in der Natur; sie lassen sich nicht anders erkläre
als aus der Exaltation des politischen Fanatismus, der i
den Dolch in die Hand gegeben. Euch, Bürger, kommt
nun zu, zu urtheilen, wie viel Gewicht diese moralische B
trachtung in der Wagschale der Gerechtigkeit haben soll: i
überlasse dieß eurer Klugheit."

Die Beklagte war mit dieser Vertheidigung so wohl z
frieden, daß sie, nachdem das Tribunal ihr Todesurtheil (a
worauf alle Geschwornen gestimmt hatten) ausgesprochen, s
gegen Chauveau wandte, und sagte: „Sie haben mich a
„eine zarte und edelmüthige Art vertheidiget; dieß war d
„einzige, die sich für mich schicken konnte; ich danke Ihn
„dafür; sie hat mir eine Hochachtung für Sie eingeflößt, u
„von ich Ihnen einen Beweis geben will. Diese Herr
„sagen mir so eben, daß mein Vermögen confiscirt sey;
s im Gefängniß schuldig; ich trage Ihnen auf di
bezahlen." — Ich denke, dieser Zug, und di

ganze Impromptu, unmittelbar nach empfangenem Todesurtheil, ist viel werth.

Als sie hierauf nach der Conciergerie zurückgebracht wurde, bot ihr ein Beichtiger seine Dienste an. Danken Sie, sagte sie zu ihm, in meinem Namen den Personen, welche Sie überschickt haben, aber ich bedarf Ihres Amtes nicht. (Je n'ai pas besoin de votre ministère.)

Als (eine Stunde darauf) der Nachrichter kam, sie zum Tode zu führen, schrieb sie eben an folgendem Billet, welches sie ihn endigen und siegeln zu dürfen ersuchte.

An Doulcet-Pontecoulant!

„Doulcet-Pontecoulant ist eine Memme (un lâche), daß er sich geweigert hat, mich zu vertheidigen, da dieß doch eine so leichte Sache war. Der, der es gethan hat, hat sich mit aller möglichen Würde benommen, ich werde ihm bis zum letzten Augenblick dankbar dafür seyn."

Marie Corday.

Indem sie zum Schaffot ging (sagt der Moniteur), hörte sie unterwegs nichts als Applaudissements und Bravos. Ein Lächeln war das einzige Zeichen, wodurch sie ihre Empfindungen ausdrückte. Auf dem Schaffot selbst behielt ihr Gesicht noch die frische Farbe einer vergnügten Frauensperson (la fraicheur et le coloris d'une femme satisfaite).

Ich denke, nach allen diesen Thatsachen bedürfen wir keiner weitern Nachrichten, um unser Urtheil von Marie Anne Charlotte Corday zu berichtigen, wenn wir es nicht lieber bloß bei dem, was uns das Gefühl für sie sagt, wollen bewenden lassen.

4.

Cordière, la belle,

ſ. Labé.

5.

Cousine, la,

ſ. Guillet.

6.

Die Cyklopen-Philoſophie und das Cyklopen-Recht in Nuce.

1793.

(Aus dem Cyklops des Euripides V. 315—345.)

Polyphemos und Odyſſeus.

Der Reichthum, kleines Wichtchen, iſt der Weiſen Gott:
Das andre all iſt Tand und Wortgepränge.
Was frag' ich nach den Tempeln, wo mein Vater
An eurer Meere ſteilen Ufern thront?
Umſonſt berufſt du dich auf ſie; ich weiß
Euch keinen Dank dafür. Ich fürchte, mußt du wiſſen
Mich ſelbſt vor Zeus und ſeinen Blitzen nicht.

Ich kenne keinen größern Gott als mich,
Und werd' um euren Zeus mich nie bekümmern.
Fragst du warum? So höre! Kommt ihm etwa
Der Einfall, einen Regenguß herabzuschütten,
So hab' ich hier in dieser Felsenhöhle
Ein festes regendichtes Obdach, wo ich rücklings,
Die Beine streckend, lieg', und während er
Da oben wettert, ein gebratnes Kalb
In guter Ruhe schmause, oder ein Stück Wild;
Und hab' ich dann noch einen Eimer Milch dazu
Rein ausgeleert, so lüft' ich mich, und donnere
Nach meiner Art mit Zeusen in die Wette.
Wenn Boreas von Thraciens Bergen Schnee
Herunter schüttelt, hüll' ich mich in Pelzwerk ein,
Und zünde Feuer an, und scheere mich
Nicht so viel um den Winter. Auch die Erde muß,
Gern oder ungern, Gras, um meine Schafe fett
Zu machen, wachsen lassen, die ich, wem wohl sonst
Als mir? — den Göttern wahrlich nicht! — und diesem Bauch,
Dem größten aller Götter, opfre. — Kurz,
Sich Essen und Trinken alle Tage schmecken
Und keinen Gram zum Kopfe steigen lassen,
Das ist gescheidter Leute Jupiter!
Die Constitutionenmacher aber, die
Durch kunterbunte Gesetze des Menschen Leben
Verkünstelt haben, mag der Henker holen!
Ich werde ihretwegen meiner Seele nicht
Um einen Titel minder gütlich thun, und, traun!
Dich nur mit desto größerm Appetit verzehren.
Indeß, damit du mir nichts vorzurücken habest,
Sollst du zum Gastgeschenk ein tüchtig Feuer

Und jenen Keſſel dort empfangen, der hübſch warm
Dich halten und dein wohlgenährtes Fleiſch
Gar trefflich kochen ſoll. — Nun, kriecht hinein,
Und macht euch fertig, mir zum Feſt des Gottes, der
Hier wohnt, ein ſtattlich Opfermahl zu geben!

Es bedarf wohl kaum erinnert zu werden, daß der Cyklops des Euripides in dieſer merkwürdigen Rede als Repräſentant aller Gewaltigen ſeines Gelichters ſpricht. Denn ſie enthält, in möglichſter Kürze und Klarheit, eine ſehr vollſtändige kategoriſche Erklärung der Geſinnungen und Grundſätze aller ein- und zweiäugigen Cyklopen, die von Anbeginn der Welt cyklopiſirt haben, und bis ans Ende der Tage cyklopiſiren werden. Wenn auch (wie ich nicht in Abrede bin) die Cyklopen unſrer aufgeklärten und höchſt verfeinerten Zeiten zum Theil nicht immer ſo frank und frei, wie Polyphemos, von der Leber wegſprechen, und — aus einer Klugheit oder Heuchelei, welche ſie ſich bei dem großen Haufen der kleinen Wichtchen, die vor ihrem Weberbaum, wie billig, Reſpect tragen, ſehr füglich erſparen könnten — wohl gar bei Gelegenheit ganz entgegengeſetzte Maximen und Geſinnungen hören laſſen: ſo zeigt doch der Augenſchein, daß ihre Handlungen ächt cyklopiſch, und (wenn anders Conſequenz in ihrer innern Verfaſſung iſt) nur aus der alten Cyklopen-Philoſophie und dem höchſt einfachen und bequemen Cyklopen-Recht erklärbar ſind, welche des Euripides Polyphemos ehrlich genug iſt, ohne alle Bemäntelung und Verkleiſterung, in ihrer ganzen, wiewohl uns kleinen Wichtchen ein wenig

anſtößigen, Nacktheit darzuſtellen. Was noch weiter über dieſe reichhaltige Materie zu ſagen wäre, überlaſſen wir dem denkenden Leſer zu eignem Nachdenken, und ſetzen nichts weiter hinzu, als: ſelig ſind, die ſich nicht an Polyphemos noch über Polyphemos ärgern!

D.

1.

Demetrius.

1787.

Die Alten sahen es für eine Pflicht der Menschlichkeit an, einen unbegrabenen Unbekannten zur Erde zu bestatten. Aus einem ähnlichen Gefühle halte ich es für Pflicht eines Schriftstellers, das Andenken vortrefflicher Menschen, die durch die Länge der Zeit in Vergessenheit gekommen sind, wieder zu erwecken, und wenigstens ihre Büsten aus dem Schutte hervorzuziehen und wieder aufzustellen. — Es ist etwas so Menschliches und Herzerhebendes in der Vorstellung, auch dann, wann uns der Tod den Augen und dem Umgang der Menschen auf ewig entrückt hat, im Gedächtniß einer noch ungebornen Welt fortzuleben, ihnen noch werth, und durch das, was das Beste von uns war, noch nützlich oder angenehm zu seyn! Ganz gewiß haben die edelsten und besten Menschen diesen Gedanken gehegt und geliebt; und da es bloß von uns abhängt, ob es bloße Täuschung gewesen seyn

ſoll, oder ob wir ihm Wirklichkeit geben wollen: warum ſollten wir ihren Geiſtern eine Befriedigung verſagen, die uns ſelbſt nützlich werden kann?

Die Züge zu dem Schattenriſſe des Demetrius werde ich aus den Schriften ſeines Freundes Seneca ſammeln, des einzigen, der als Zeitgenoſſe und Augenzeuge ſeines Lebens, und als ein Mann, der ſeinen ganzen Werth zu ſchätzen fähig war, gehört zu werden verdient.

Man weiß ſehr wenig von der Geſchichte unſers Demetrius; aber da ſie nicht anders als ſehr einförmig und einfach geweſen ſeyn kann, ſo iſt dieß gerade, woran wir am wenigſten entbehren. Er iſt von einigen Gelehrten mit einem andern Cyniker gleiches Namens, deſſen Lucian in ſeinem Toraris gedenkt, der aber wenigſtens um funfzig Jahre ſpäter in die Welt gekommen zu ſeyn ſcheint, verwechſelt worden. Von dem unſrigen iſt weder das Jahr ſeiner Geburt, noch ſeines Todes bekannt: da er aber unter der Regierung des Cajus Cäſar (Caligula) ſchon zu Rom Aufſehn machte, und von Lucian unter den Lehrern ſeines Demonax zuerſt genennt wird, ſo kann man mit Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß er nicht unter dem Jahr 10 (ſo wie Demonax nicht über dem Jahr 70) der chriſtlichen Zeitrechnung geboren worden, und ſein Leben bis in die letzte Dekade des erſten Jahrhunderts oder doch nahe an dieſelbe erſtreckt habe.

Sowohl aus dem Seneca als dem Philoſtratus erhellet, daß er ſich unter den Kaiſern Caligula, Claudius, Nero, den Veſpaſianen und dem Domitian öfters in Italien und zu Rom aufgehalten. Nachdem alle Griechiſchen Philoſophen durch ein Decret des letztgenannten aus Italien verbannt worden waren, ſcheint er den Reſt ſeines Lebens in Griechenland zugebracht zu haben, und da mit dem jungen Demonax

bekannt werden zu seyn. Die Philosophen von seinem Charakter erreichten gewöhnlich die höchsten Stufen des menschlichen Alters, theils als eine natürliche Folge ihrer äußerst einfachen Lebensart und Freiheit von Leidenschaften, theils weil eine Lebensweise, wie die ihrige, ausdauern zu können, eine schon von Natur feste und gesunde Leibesbeschaffenheit erfordert wird.

Seneca — dem, wie viel ihm auch (seinem eigenen Geständniß nach) fehlte, um ein untadeliger Mann zu seyn, doch niemand das Verdienst absprechen kann, ein eben so eifriger Verehrer der Wahrheit und Tugend, als ein Mann von großem Geist und glänzenden Talenten gewesen zu seyn — Seneca, der gleich weit über Sectengeist und Eifersucht erhaben, jedem vorzüglichen Kopfe, jedem vortrefflichen Charakter Gerechtigkeit erweiset, spricht von keinem öfter und mit mehr Wärme, Bewunderung und Enthusiasmus, als von seinem Demetrius. Man sieht, daß er eine Größe und Vollkommenheit an ihm bewundert, die er selbst zu erreichen nicht Stärke genug hatte, oder zu welcher er sich nicht berufen glaubte: aber man fühlt auch in dem Tone, worin er von ihm spricht, daß seine Bewunderung aufrichtig, und daß er, gleichsam im Namen der Menschheit, stolz darauf ist, einen solchen Mann gekannt zu haben — einen Mann, der noch groß blieb, wenn er den größten zur Seite gestellt wurde. (Seneca de Benef. c. 1.)

D[illegible]rius hatte sich von den größten Meistern der philos[illegible] Lebenskunst ein Ideal eines weisen, guten, unabhä[illegible]en, in und durch sich selbst glücklichen Menschen abgezo[illegible], und scheint es nahe erreicht zu haben. „Die Natur, „s[illegible]a (a. a. O. K. 10.) brachte ihn, wie mich dünkt, [illegible]rn Zeiten hervor, um zu zeigen, daß er zu gesund

„ſey, um von uns angeſteckt, und wir zu verderbt, um von „ihm gebeſſert zu werden — einen Mann von einer alle „Proben beſtehenden Weisheit, wiewohl er weit entfernt iſt, „dieſe Meinung von ſich ſelbſt zu haben, von aushaltender „Feſtigkeit in ſeinen Grundſätzen und Entſchließungen, und „von einer männlichen und ungeſchminkten Beredſamkeit, die, „ohne ſich um zierliche Phraſen und künſtliche Wortſtellungen „zu bekümmern, immer dem Strom ſeiner Empfindungen „folgt, und die freie volle Ergießung einer von dem Gegen„ſtande begeiſterten Seele iſt. Ich zweifle keinen Augenblick, „daß die Vorſehung dieſem Manne den Willen und das Ver„gnügen ſo zu leben, und das Talent ſo zu reden gegeben „habe, damit es unſerm Jahrhundert weder an einem voll„kommnen Beiſpiele noch an einem unerbittlichen Tadler „fehle.“

Demetrius hatte ſich zum Plan ſeines Lebens gemacht, in einer Zeit, wo eben ſo übel erworbene als unermeßliche Reichthümer die Hauptſtadt der Welt zu einem Theater der ausſchweifendſten Ueppigkeit, der tollſten Verſchwendung, der unerſättlichſten Habſucht und Raubgier, kurz zum Tummelplatz der ſchändlichſten Leidenſchaften und Laſter gemacht hatten, das Beiſpiel eines Menſchen zu geben, der aus freier Wahl und Neigung das vollſtändigſte Gegentheil von allem dem wäre, was ſeine Zeitgenoſſen waren. Er mußte alſo nothwendig und vermöge der Natur der Sache ein Cyniker, in der edelſten Bedeutung dieſes Namens, werden: oder, mit andern Worten, wenn kein Antiſthenes und Diogenes vor ihm gelebt hätte, ſo würde er, um ſeinen beſagten Plan auszuführen, der erſte Cyniker haben ſeyn müſſen. Er war das wirklich und im ganzen Ernſte, was ſo viele Charlatane und Betrüger, die in Lucians Tagen den Cyniſchen Mantel

umhängten, nur ſcheinen wollten. Hätte auch er, mit ſeiner aufs äußerſte getriebenen Tugend, Enthaltſamkeit, Verachtung des Reichthums und aller Bequemlichkeiten und Wollüſte, Strenge gegen ſich ſelbſt und andere; Freimüthigkeit, Unbiegſamkeit u. ſ. w. die Rolle eines Weiſen nur als Komödiant geſpielt; oder, wäre er nichts als ein ſchwärmeriſcher, eitler und ſchwindſüchtiger Peregrin geweſen: ſo können wir verſichert ſeyn, daß er einen Mann wie Seneca nicht lange getäuſcht haben würde. Dieß allein, daß er einem ſo ſcharfſehenden Menſchenkenner, einem ſo feinen Welt- und Hofmanne eine ſo große, ſo anhaltende, ſo innige Hochachtung einflößte, iſt in meinen Augen der untrüglichſte Beweis, daß Demetrius der Mann wirklich war, der er ſchien, und für den er ſich ausgab. Sein cyniſches Coſtume, ſeine Härte gegen ſich ſelbſt, ſeine freiwillige Armuth, ſein immerwährender Kampf mit allen natürlichen Trieben (Seneca de vit. beata c. 18.), alles dieß, was von jeher auch von Heuchlern und Schwärmern affectirt worden iſt, muß uns an ihm nicht irre machen: es gehörte weſentlich zu ſeinem Lebensplan; es war bei ihm nothwendiges Mittel zu einem edeln Zwecke; er wollte, wie Seneca ſagt, nicht ein Lehrer, ſondern ein Zeuge der Wahrheit ſeyn. (Epist. 20.)

Cajus Cäſar bot ihm einſt ein Geſchenk von 8000 Thalern an, entweder bloß aus einem allergnädigſten Anſtoß von kaiſerlicher Freigebigkeit gegen einen armen Teufel von Philoſophen, deſſen Singularität ihn vielleicht einen Augenblick beluſtigt hatte — oder um zu ſehen, was eine Summe, die in den Augen eines ſo armen Erdenſohns ſchon ſehr anſehnlich ſeyn müßte, für eine Wirkung bei ihm machen würde. Demetrius ſcheint das letztere geahnet zu haben. Er ſchlug das Geſchenk aus, und war ſo weit entfernt, ſich damit groß

machen zu wollen, daß er ſich vielmehr gedemüthiget fühlte, vom Kaiſer für klein genug gehalten zu werden, daß ein ſolches Geſchenk ihn entweder ſollte ehren oder beſtechen können. Wenn er mich in Verſuchung führen wollte, ſagte Demetrius, ſo hätte er mir ſein ganzes Reich anbieten müſſen (de Benef. 7, 11).

Man hatte in dieſen Zeiten ſo viele lebendige Beiſpiele vor Augen, mit wie weniger Mühe und Verdienſten Leute, die wie Pilze aus Miſt geſchoſſen waren, ihr Glück in der Welt gemacht hatten, daß es gar nicht zweideutig ſeyn konnte, ob ein Mann von Talenten, der arm geboren war und arm blieb, es gezwungen oder freiwillig bleibe. Demetrius ſagte einſt zu einem ſolchen Parvenu (Sen. Praef. l. 4. Nat. qu.), einem (vermuthlich kaiſerlichen) Freigelaſſenen von großem Anſehen und Reichthum: „es ſollte mir was Leichtes ſeyn ein reicher Mann zu werden, ſobald es mich gereuen könnte ein braver Mann zu ſeyn. Auch bin ich nicht ſo neidiſch, ein Geheimniß aus meiner Kunſt zu machen; ich will einen jeden, der Luſt zum Reichwerden hat, lehren, wie er, ohne ſein Glück der unzuverläſſigen See anzuvertrauen, oder auf Gerathewohl zu kaufen und zu verkaufen, oder es mit dem ungewiſſen Ertrag der Landgüter oder dem noch ungewiſſern des Forums zu verſuchen, kurz, wie er auf einem leichten, ſichern und ſogar luſtigen Wege Geld machen, und andere Leute plündern ſoll, daß ſie ihm noch Dank dafür wiſſen. Ich will dir, zum Exempel, nur ſagen, daß du länger als der Fechter Apollonius ſeyſt, ungeachtet es augenſcheinlich iſt, daß deine Statur kaum die Hälfte von einer gewöhnlichen Mannslänge beträgt. Denn wenn ich ſagen wollte, daß Niemand freigebiger ſey als du, würde ich nicht einmal eine Lüge geſagt haben, da du dir einbilden kannſt, andern Leuten alles, was

du ihnen gelaſſen haſt, geſchenkt zu haben.“ — Zwei ſtarke Sarkasmen auf einmal! die zugleich eine Probe ſind, wie weit Demetrius die Freimüthigkeit trieb, und wie verächtlich der Menſch, der ſo mit ſich ſprechen ließ, in ſeinem eigenen Bewußtſeyn ſeyn mußte.

Ein wahrhaft goldener Spruch, den Seneca in ſeinem Buche von der Vorſehung unter vielen andern dieſer Art von ihm gehört zu haben verſichert, iſt folgender: „Meiner Ueberzeugung nach gibt es kein unglücklicheres Weſen als einen Menſchen, dem in ſeinem Leben nichts Widerwärtiges zugeſtoßen iſt; denn ſo iſt es ihm nie möglich geweſen ſich ſelbſt zu probiren. Wie ſehr ihm auch alles nach Wunſch und Willen gegangen, ja ſeinen Wünſchen noch zuvorgekommen ſeyn mag: die Götter haben nicht günſtig von ihm gedacht; ſie haben ihn nicht werth geachtet, über das Unglück zu ſiegen, das mit einem ſchwachen und muthloſen Menſchen nichts zu ſchaffen haben mag, als ſpräche es: was ſollt' ich mir einen ſolchen Gegenkämpfer wählen? Er würde gleich die Waffen ſtrecken. Gegen ſeinesgleichen kann ich meine ganze Macht nicht brauchen, eine kleine Drohung iſt genug ihn zu jagen; er hat das Herz nicht mir in die Augen zu ſehen.“ — Der Hauptgedanke iſt vortrefflich; aber ich zweifle nicht, daß er die witzelnde Ausbildung erſt unter Seneca's Händen erhalten hat. Eben ſo viel Antheil ſcheint mir Seneca an einem andern Discurs zu haben, den er dem Demetrius in den Mund legt (de provid. c. 5). Die Rede iſt von der Ergebung in den göttlichen Willen, oder, was eben dasſelbe nur mit andern Worten ſagt, von der Zufriedenheit mit unſerm Schickſal. „Die Götter (eine ſtoiſche Art zu reden, die bei ihnen eben ſo viel als Natur, Vorſehung, Schickſal, oder nothwendige Ordnung der Dinge heißt), die Götter, ſagt er,

können mir nichts nehmen, was ich ihnen nicht auf den ersten Wink zu geben bereit bin: ich unterwerfe mich ihrem Willen nicht, sondern ich stimme ihm bei." — Es ist der nämliche Gedanke, der im 77sten Abschnitt des Epiktetischen Handbüchleins so ausgedrückt ist:

So führt mich dann, Zeus, und du, Pepromene,
wohin ihr mir zu gehn verordnet habt,
ich folg' euch willig und mit munterm Schritte,
denn wollt' ich nicht, müßt' ich gezwungen folgen.

Folgen müssen wir alle, gern oder ungern; der große Punkt, worin sich der Weise und Gute von dem Thoren unterscheidet, ist, daß sich dieser ungern, murrend und vergebens widerstrebend, jener hingegen willig, als aus eigner freier Bewegung und Zusammenstimmung mit der Natur, dem großen Gesetze der Nothwendigkeit unterwirft: und der Grund dieses Unterschieds liegt darin, daß der Weise und Gute überzeugt ist, daß dieses Gesetz die unumgängliche Bedingung der allgemeinen Ordnung und Vollkommenheit des Ganzen, folglich auch die einzig sichere Grundlage und Gewähr unsers eigenen besondern Wohlseyns ist — die erste und wichtigste aller praktischen Wahrheiten, die dem großen Haufen (oder was die nicht allzu höfliche Sprache der Philosophen Thoren nennt) entweder aus Unwissenheit verborgen bleibt, oder durch die Magie der Leidenschaften immer aus den Augen gerückt wird!

Seneca, der mit einem Vermögen von mehr als zehn Millionen, und als der reichste Privatmann, der vielleicht damals in der Welt war, es gar zu gern dahin gebracht hätte, sich selbst zu bereden, daß er alle seine Glücksgüter eben so gleichgültig besitze als ein Demetrius sie entbehrte,

ſcheint vornehmlich, um ſich in dieſer Geſinnung zu beſtärken, den Umgang mit dem letztern geſucht und ihn ſo oft als möglich um ſich gehabt zu haben. — „Ich führe (ſchreibt er in der letzten Epiſtel an ſeinen Lucilius) den Demetrius, den beſten Mann, den ich kenne, überall mit mir herum, und laſſe die bepurpurten Herren ſtehen, um mich mit einem halbnackten Cyniker zu unterhalten, den ich bewundere. Wie ſollt' ich ihn nicht bewundern? Ich habe mich überzeugt, daß ihm nichts mangelt. Alles zu verachten, dahin kann ein Mann es noch bringen! alles haben kann niemand. Der kürzeſte Weg des Reichwerdens geht durch die Verachtung des Reichthums! aber unſer Demetrius lebt ſo, nicht als ob er alles verachte, ſondern als ob er's nur den andern überlaſſen habe."

Einen ſchönen wiewohl unvollendeten und verblichenen Zug aus dem Leben des Demetrius hat uns Tacitus am Ende des 16ten Buchs ſeiner Annalen aufbehalten, nämlich daß er unter den vorzüglichen Perſonen beiderlei Geſchlechtes war, welche die Geſellſchaft des Thraſeas Pätus ausmachten, da ihm Nero, oder der Senat, das ſchändliche Werkzeug dieſes unwürdigen Uſurpators der Namen Cäſars und Auguſts, den Tod, mit der Erlaubniß die Todesart ſelbſt zu wählen, ankündigen ließ. Pätus war der tugendhafteſte unter allen edlen Römern, die als Schlachtopfer des feigen und argwöhniſchen Tyrannen fallen mußten. Er hatte ſich, in Erwartung des Ausgangs, den die gegen ihn erhobene Anklage nehmen würde, in ſeine Gärten zurückgezogen, und da war es, wo er die letzten Tage ſeines Lebens in Geſellſchaft des Demetrius zubrachte, und wie Tacitus ſagt, ſeinen Diſcurſen über die Natur der Seele und ihre Trennung vom Körper mit dem Intereſſe eines Sterbenden, oder ſeinen nahen Tod

Ahnenden, zuhörte. Als er sein Schicksal vernommen hatte, waren sein Schwiegersohn Helvidius und unser Demetrius die einzigen, die er mit sich in sein Schlafgemach nahm, um sich die Adern öffnen zu lassen. — Unglücklicher Weise ist ein Stück des 16ten Buchs der Annalen verloren gegangen, und die Erzählung bricht, bei einem von dem langsam Sterbenden auf den Demetrius gehefteten Blicke, gerade da ab, wo sie am interessantesten zu werden verspricht. Dieß ist alles, was uns von einem Manne übrig ist, der, selbst nach diesem wenigen zu urtheilen, verdient hätte, wie Sokrates und Epiktet, einen Xenophon und Arrianus zu finden.

2.

Demokritus von Abdera.

Etwas von der Goldmacherei desselben.

1775.

Es gehört bekanntermaßen unter die Vorrechte der Gelehrten, daß sie nicht nur über alles was sie wissen und verstehen, sondern auch über alles was sie nicht wissen und nicht verstehen, reden und schreiben dürfen, was ihnen beliebt, und so viel ihnen beliebt.

Ich habe mir zwar schon lange zum Gesetz gemacht, mich des besagten Vorrechts so wenig als möglich zu bedienen; indessen finde ich doch, daß man es nicht allezeit vermeiden kann, und ich sehe mich wirklich in der Nothwendigkeit etwas über die Alchymie des Demokritus zu sagen, wiewohl ich heilig versichern kann, daß ich davon nicht ein Wort mehr

weiß, als der gelehrte Ungenannte, der mich dazu nöthiget. *) Der ganze Unterſchied zwiſchen dem Ungenannten und meiner Wenigkeit (was nämlich dieſen Punkt betrifft) beſteht darin, daß ich mir meiner Unwiſſenheit in dieſer Sache wohl bewußt bin; und daß er hingegen ſehr viel davon zu wiſſen glaubt.

Ich hatte mir die Freiheit genommen, in der Geſchichte der Abderiten den berühmten Arzt Olaus Borrichius eines Abderitismus zu beſchuldigen, weil er behauptet, daß Demokritus den Stein der Weiſen gehabt habe, und weil er zum Beweis deſſen ſich auf des Demokritus' Buch vom Steine berufen.

Dieß nimmt nun der Ungenannte ſehr übel, und gibt mir wegen dieſer Uebereilung einen tüchtigen Verweis. Er macht mir eine Sünde daraus, daß ich den ehrlichen und in ſeiner Art wirklich großen Mann Borrichius einen Abderiten geſcholten; er, der auf der nämlichen Seite, den gewiß eben ſo ehrlichen, und in mehr als einer Art wenigſtens eben ſo großen Mann, Hermann Conring, und mit ihm alle Gelehrten, welche den Zoſimus und Syneſius erſt ins vierte Jahrhundert nach Chriſti Geburt ſetzen, Abderiten ſchilt. Die Gründe, warum die Gelehrten dieß thun, ſind ſehr triftig. Hingegen kann nichts Abderitiſcher ſeyn, als die Gründe, warum Borrichius glaubt, daß des Demokritus Buch περι της λιθου vom Stein der Weiſen gehandelt habe (vid. ſeine Sapientia Hermetis etc. a Conringii Animadvers. vindicata p. 69).

Ich bekenne, daß ich — da es unmöglich iſt, daß ich omne scibile ſelbſt geleſen und ſelbſt unterſucht habe — in dem Wenigen, was ich von der Philoſophie, Magie und Alchymie des Demokritus geſagt, theils lediglich meinem eigenen

*) Verf. des Art. Demokritus, im Magazin für Aerzte, St. 1.

Menſchenverſtand, theils den Urtheilen notoriſch großer Gelehrten, als Salmaſius, Conring, le Clerc, Bayle, Fabricius, Heumann, Brucker u. a. gefolgt bin. Und was meinen Unglauben an die Goldmacherkunſt des Demokritus betrifft — ein Verbrechen, deſſen Schuld ich beinahe mit allen Gelehrten in Europa theile — ſo dächt' ich, es wäre wenigſtens billig geweſen, daß der Ungenannte in Erwägung gezogen hätte, daß (aus ſehr vielen Gründen, die ihm ſelbſt eben ſo bekannt ſeyn müſſen als mir) die Präſumtion, daß Demokritus den Stein der Weiſen nicht gehabt habe, ſo lange die ſtärkere iſt, bis mit unumſtößlichen Beweiſen dargethan iſt, daß er ihn gehabt habe. Was hilft alle das gelehrte Gewäſche des großen Borrichius und des Ungenannten, von Büchern die entweder nicht exiſtiren, oder noch im Manuſcript in der Vaticaniſchen und kön. Franzöſiſchen Bibliothek verborgen liegen, und von deren Inhalt, Aechtheit oder Unächtheit, Glaubwürdigkeit in hiſtoriſchen und Richtigkeit in phyſikaliſchen Dingen, die gelehrte Welt noch nicht urtheilen kann? Von dem unter dem Namen Physica et Mystica noch vorhanden ſeyn ſollenden Fragment der χειροκμητων des Demokritus urtheilt der größte Kenner deſſen, was in Griechiſcher Sprache ächt oder unächt iſt, Salmaſius, daß ſie untergeſchoben, und eine Geburt des ſchlechteſten Alters der Griechiſchen Literatur ſey. Der angebliche Commentar des Syneſius über dieß unächte Buch iſt den Gelehrten, meines Wiſſens, nur dem Namen nach bekannt. Man hat bisher keinen andern Syneſius gekannt, als den Biſchof dieſes Namens zu Ptolomais, der im vierten Jahrhundert nach Chriſti Geburt gelebt; und der Zoſimus, deſſen Werke die gelehrte Welt kennt, iſt ein Geſchichtsſchreiber des fünften Jahrhunderts. Die Alchymiſten, Syneſius und Zoſimus, deren Schriften Borrichius im Manuſcript geſehen hat,

ſind, ſelbſt nach der Meinung dieſes Polyhiſtors, ganz andere Perſonen, haben viel früher exiſtirt, und ſind, wie der Ungenannte verſichert, noch ungleich älter als Borrichius ſelbſt glaubt. Es mag ſeyn; aber noch ſind es lauter Unbekannte. Was kann nun wunderlicher ſeyn, als die Gelehrten auszubunzen, daß ſie, auf das Zeugniß eines Commentars, den ſie nie geſehen haben, über ein Buch das nicht exiſtirt, nicht ſtracks überzeugt ſind, daß Demokritus Gold gemacht habe? Wir werden uns alle willig der Wahrheit zu Füßen legen, ſobald er in ſeiner verſprochenen Geſchichte der ältern Chemie die Sache in die gehörige Evidenz geſetzt haben wird. Nur wird er ſelbſt billig finden, daß wir uns beſſere Gründe ausbitten, als diejenigen, womit Borrichius — vor deſſen Gelehrtheit, Beleſenheit und Collectaneen ich übrigens allen erſinnlichen Reſpect habe — beweist, daß Joſeph in ſeiner Nachricht von den Säulen Seths Glauben verdiene; daß die Aegyptiſchen Prieſter Gold gemacht haben; daß die noch vorhandene ſmaragdne Tafel dem Aegyptiſchen Hermes füglich zugeſchrieben werden könne; daß die Galanterie des Mars und der Venus im Homer (Odyſſ. VIII) ein concubitus mysticus ſey, wodurch Homer alchymiſtiſche Geheimniſſe, die er in Aegypten gelernt, habe andeuten wollen; daß die unermeßlichen Reichthümer der alten Aegyptiſchen Könige ſich nicht begreifen ließen, wenn man nicht annähme, daß ſie Gold hätten machen können; daß der Sänger Jopas an der Tafel der Königin Dido den alchymiſtiſchen Proceß vorgeſungen habe, weil Virgil ſagt: er habe errantemque lunam, solisque labores geſungen, und zwanzig andre Sächelchen von dieſem Schlage, die der ehrliche Mann, wenn er über ſeiner Alchymie ſeine Logik nicht ganz vergeſſen hätte, gewiß ungeſchrieben gelaſſen haben würde.

3.

Diagoras der Melier. *)

1793.

Die wenigen Nachrichten, die man theils aus solchen Compilatoren, wie Suidas, Valerius Maximus und Hesychius Illustris, theils aus den Aristophanischen Scholiasten und andern seiner beiläufig erwähnenden alten Schriftstellern gezogen hat, sind so verworren und übel zusammenhängend, daß Barthelemy, um in seinem Anacharsis aus allen diesen einzelnen Zügen ein leidliches Gemälde zusammenzusetzen, ein wenig mehr Poesie zu Hülfe nehmen mußte, als man einem Geschichtserzähler zu verstatten schuldig ist.

Meistens führen uns die Nachrichten, die man aus dergleichen Quellen schöpfen kann (selbst wenn die Rede von viel berühmtern Männern ist, als Diagoras), nicht weiter, als bis zu einem gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit. Mir scheint, alles wohl erwogen, der folgende Begriff von Diagoras und seinem vorgeblichen Atheism der wahrscheinlichste zu seyn. Die Lage von Melos und der ansehnliche Seehandel seiner Bewohner verschaffte dem Jüngling, den sein Durst nach Kenntnissen frühzeitig aus seiner Vaterstadt trieb, überflüssige Gelegenheiten, nach und nach die Inseln und das feste Land der Hellenen zu besuchen, und mit den vorzüglichsten

*) Man vergleiche hiemit was Wieland über ihn im Aristipp gesagt hat Brief 46, und Kindervaters Bemerkungen über Diagoras in den Anmerkungen und Abhandlungen über Cicero's Bücher von der Natur der Götter. Lpz. 1790. Bd. 1. S. 33—39.

gewagt habe: ſo bleibt es immer begreiflicher, wie ein entſchiedner Unglaube das Reſultat ſeiner Entdeckungen ſeyn konnte, als wenn wir eine Geiſtes- und Gemüths-Verfaſſung bei ihm vorausſetzen, in welcher er durch die Einweihung in den Myſterien, natürlicherweiſe, vielmehr hätte beſtärkt als aus derſelben herausgeworfen werden müſſen.

Wie dem aber auch geweſen ſeyn mag, genug der Erfolg war, daß Diagoras ſich öffentlich gegen die Gottheit der Griechiſchen Nationalgötter und die Myſterien erklärte; ja ſogar kein Bedenken trug, das, was in dieſen letztern vorging, gezeigt und gelehrt wurde, allen die es wiſſen wollten zu verrathen und jedermann, ſo viel an ihm war, von dieſen heiligen Myſtificationen abzuhalten. Daß er das letztere wirklich gethan, iſt durch das Decret der Athener gegen ihn außer allen Zweifel geſetzt; und da nach dem damaligen allgemeinen Volksglauben die Profanation der Eleuſiniſchen und andern Myſterien, ein den Tempelraub ſelbſt übertreffendes Sacrilegium war, deſſen nur ein ausgemachter Gottesläugner fähig ſeyn konnte, ſo begreift ſich, warum Diagoras, wenn er auch kein Gottesläugner im Sinn der Theiſtiſchen Religionen war, mit dem verhaßten Beinamen der Atheiſt gebrandmarkt werden mußte. Wenigſtens gedenkt das beſagte Decret keines andern Beweiſes ſeiner Gottloſigkeit (ἀσεβεια) als dieſer. Indeſſen zweifle ich um ſo weniger, daß er ſich dieſes Namens auch durch Beſtreitung des Daſeyns der Götter überhaupt würdig gemacht habe, da Cicero, der ihm einige Jahrhunderte näher war als Sextus, Suidas, und die chriſtlichen Kirchenſchriftſteller, ganz poſitiv von ihm verſichert, daß er, ſo wie ſpäterhin Theodor von Cyrene, behauptet habe, nullos esse omnino Deos. Wie nun Diagoras eigentlich zu dieſem Unglauben gekommen, wie weit er darin

gegangen *), und inwiefern, oder durch was für Entdeckungen die Myſterien, in deren innerſte Adyta er ſich vermuthlich Zugang zu verſchaffen gewußt, die veranlaſſende Urſache desſelben geworden, läßt ſich, bei dem gänzlichen Mangel an nähern und umſtändlichen Nachrichten, nicht beſtimmen: aber das, dünkt mich, könnte und ſollte jedem einleuchten, der die nur gar zu oft lügenhaften und läppiſchen Erzählungen, womit ſo manche Griechiſche Anekdotenjäger das Andenken merkwürdiger Männer ihrer Nation beſchmutzt haben, mit gehörigem Mißtrauen prüft, daß die von den Ariſtophaniſchen Scholiaſten, und von ſolchen Compilatoren wie Suidas, vorgegebene Urſache, warum Diagoras von der erbärmlichſten Deiſidämonie auf einmal zur frechſten Atheiſterei übergeſprungen ſeyn ſoll, zu ungereimt iſt, um den mindeſten Glauben zu verdienen. Einer ſeiner Freunde ſoll nämlich ein von Diagoras ihm anvertrautes Depoſitum **) abgeläugnet, und, als

*) Der Franzöſiſche Anacharſis beſchuldigt ihn d'avoir brisé les statues des Dieux, und beruft ſich, um ein ſo unwahrſcheinliches Vorgeben mit Zeugniſſen zu belegen, auf den Ariſtophaniſchen Scholiaſten zum 828. Vers der Wolken, und auf die Kirchenſchriftſteller Athenagoras und Clemens von Alexandrien. Alle drei erwähnen aber bloß eines einzigen, vermuthlich aus einerlei Quelle geſchöpften Beiſpiels, nämlich, daß er einſt, da es in ſeiner Küche an Holz gefehlt, einen hölzernen Hercules geſpaltet und des armen Gottes noch gar mit dieſen Worten geſpottet habe: nun friſch auf! mache dich an deine dreizehnte Arbeit und koch' uns einen Linſenbrei. W.

**) Nach der Erzählung des Mileſiſchen Heſychios war ein Gedicht, das ihm von einem Bekannten entwendet worden war, die terrima causa alles dieſes Unheils. Diagoras verklagte den Verſedieb; dieſer läugnete, ſchwur den Reinigungseid, und publicirte bald darauf das Gedicht als ſein eigenes Werk mit großem Beifall. Dieß kränkte den armen Vater des geſtohlnen Kindes ſo bitterlich, daß

er deßwegen gerichtlich belangt worden, es feierlich abgeſchworen haben. Nun habe Diagoras, vermöge ſeines heroiſchen Glaubens, nicht gezweifelt, daß die Götter einen ſo frevelhaften Meineid auf der Stelle rächen würden. Da dieſe ſich aber ganz gleichgültig und leidend dabei verhalten, ſey er darüber ſo ſtutzig geworden, daß er (ungewiß ob aus Ueberzeugung oder aus Rachſucht) das Daſeyn der Götter öffentlich geläugnet habe. — Geſetzt auch, das Geſchichtchen habe ſich wirklich zugetragen, ſo hätte ein ſo fanatiſcher Orthodox, wie Diagoras vor dieſer Begebenheit geweſen ſeyn ſoll, höchſtens einen Augenblick in ſeinem Glauben irre gemacht, und vom erſten Affect hingeriſſen werden können, in Reden auszubrechen, wie Splendidabilis ſie in ſolchen Fällen einem in ſeiner zuverſichtlichen Erwartung getäuſchten Menſchen etwa eingeben könnte. Aber was für ein elender Wicht müßte das ſeyn, den der Anblick alles Unrechts, aller Uebelthaten und Frevel, die auf dem ganzen Erdboden täglich, ſtündlich und augenblicklich begangen werden, ohne daß die Götter ihren Unwillen darüber unmittelbar auf der Stelle auszulaſſen nöthig finden, bisher niemals im Geringſten angefochten hätte, und der nun, da ihm ſelbſt einmal ein zu Athen ziemlich gewöhnliches Unrecht geſchah, auf einmal deßwegen aus dem religiöſeſten Schwärmer zum erklärteſten Atheiſten würde? Eher ließe ſich noch hören, was einer der Ariſtophaniſchen Scholiaſten vorgibt: daß das grauſame und unverdiente Schickſal, das

---

er den Göttern ihre Gleichgültigkeit gegen eine ſolche Unthat nicht verzeihen konnte. Von dieſer Zeit an brach er mündlich und ſchriftlich gegen ſie los, und hielt ſich vollkommen berechtigt, denen das Daſein abzuſprechen, die durch ihr Stillſchweigen Schuld daran hatten, daß ihm ſeine Verſe vom Gerichte waren abgeſprochen worden. W.

die ganze Exiſtenz ſeiner ſeit mehrern Jahrhunderten blühenden und in ihrer goldnen Mittelmäßigkeit glücklichen Vaterſtadt im erſten Jahre der 91ſten Olympiade vernichtete, dieſe Wirkung auf ſein Gemüth gehabt hätte, wenn nicht aus andern Umſtänden wahrſcheinlicher wäre, daß ſein Atheism viel älter und mehr eine Frucht kalter Unterſuchungen und Speculationen als des Unmuths und der Verzweiflung geweſen ſey. Im letztern Falle würde er wohl ſchwerlich eine Stelle unter den Philoſophen des Alterthums erhalten haben, und dieß um ſo weniger, da ſein Tod ziemlich bald auf die Zerſtörung von Melos folgte, und er alſo nicht Zeit genug gehabt hätte, mit ſeiner neuen Lehre Aufſehn zu erregen. Ich denke der Wahrheit vielleicht am nächſten zu kommen, wenn ich annehme, daß Diagoras durch ſeine Initiation in allen geheimen Gottesdienſten, vielleicht auch durch eine vertrautere Bekanntſchaft mit den Prieſtern, wozu ſein affectirter Fanatism ihm den Weg gebahnt, nicht nur zu der Ueberzeugung (die eben nicht ſchwer zu erlangen war), daß die populären Nationalgötter der Griechen keine Weſen außer uns ſeyen, gelangt, ſondern bei immer fortgeſetzter Speculation über dieſe Dinge auf die Meinung gerathen ſey: daß weder die Natur im Ganzen und im Beſondern, noch die Oekonomie der menſchlichen Dinge durch Vorausſetzung einer unſerm Verſtand unzugangbaren Grundurſache begreiflicher werde, und alſo nichts vorhanden ſey, was den denkenden Menſchen zu einer ſolchen Vorausſetzung bewegen könne. Er war, wofern er ſo vernünftelte, weder der erſte noch der letzte ſeiner Art; und wenn er ſich übrigens im Aeußerlichen der populären Religion conformirt, ſeinen Atheism ohne Geräuſch und Prätenſion als eine bloße kosmologiſche Speculation vorgetragen, und die Myſterien unangetaſtet gelaſſen hätte, ſo

möchte er ſo alt als Demokrit von Abdera geworden ſeyn, ohne daß weder die Eumolpiden, noch der Areopagos, noch das ſouveräne Volk von Athen ſich um ihn bekümmert hätten. Aber Diagoras konnte, wie es ſcheint, der Begierde, ſeine Entdeckungen auch andern mitzutheilen und Proſelyten zu machen, nicht widerſtehen. Die Myſterien verrathen, war an ſich ſchon eine halsbrechende Sache; aber ſogar mit Verachtung davon zu reden, und andere von den Initiationen abzuhalten, ein ſolcher Frevel war unerhört, und empörte, da er endlich ruchtbar wurde, ganz Griechenland gegen das Ungeheuer, das deſſen fähig war. Mir iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Diagoras, der ſich gewöhnlich zu Athen aufhielt, ſein Spiel ſchon lange vorher, bevor das Ungewitter über ihm ausbrach, auf eine verdecktere Art geſpielt, und wenigſtens das, was den Athenern und Hellenen das Heiligſte war, die Eleuſiniſchen Myſterien, geſchont haben werde. Aber als Athen die armen Melier ſeine Uebermacht auf eine ſo grauſame Art fühlen ließ *), daß wir die Erzählung davon nach mehr als 2000 Jahren nicht ohne Ingrimm leſen können, da mochte wohl auch der patriotiſche Zorn des Diagoras über Götter und Athener ſo heftig entbrennen, daß er ſeine Geſinnungen gegen beide ohne alle Zurückhaltung laut genug werden ließ, um ſich das fürchterliche Decret zuzuziehen, wodurch er für vogelfrei erklärt, und demjenigen, der ihn tödten oder lebendig nach Athen liefern würde, jenem ein Talent, dieſem das Doppelte zur Belohnung verſprochen wurde. Er

*) Alle Melier, welche Waffen zu tragen fähig waren, wurden gefangen nach Athen geſchleppt und daſelbſt mit kaltem Blute ermordet; alle übrigen, Weiber, alte Männer und Kinder, zu ewiger Sklaverei verdammt. W.

hatte sich zwar noch in Zeiten mit der Flucht zu retten gesucht und unter den Peloponnesiern sicher zu seyn gehofft; aber die Wuth der Athener verfolgte ihn von Ort zu Ort, brachte es dahin, daß er allenthalben als ein erklärter Feind der Götter und Verräther der Mysterien proscribirt wurde, und ließ nicht eher von dem Unglücklichen ab, bis man erfuhr, daß er in einem Fahrzeuge, worin er aus Griechenland entfliehen wollte, zu Grunde gegangen sey.

So setze ich mir das Wenige, was uns die Alten von diesem merkwürdigen Melier, in kleinen unförmlichen Bruchstücken und einzelnen schlecht in einander passenden Zügen überliefert haben, zusammen, um mir wenigstens etwas einigermaßen Anschauliches und Begreifliches bei seinem Namen denken zu können, und einem, der sich selbst nicht mehr vertheidigen kann, so wenig als möglich Unrecht zu thun. Ich gestehe übrigens gern, daß mich dieser Versuch nicht ganz befriediget; und daß es, aus Mangel an chronologischer Bestimmung der Hauptepochen seines Lebens, immer unmöglich bleiben wird, alle durch so manche Schriftsteller von sehr ungleicher Gültigkeit zerstreuten Züge so zusammenzufassen, daß ein Bild herauskomme, welches einem in sich selbst zusammenhängenden Menschen ähnlich sehe. Aber bei wie vielen andern ausgezeichneten Personen des Griechischen Alterthums finden wir uns in eben demselben Falle!

E.

1.

Enthuſiasmus und Schwärmerei.

1775.

Mit den Worten muß es ſo genau nicht genommen werden — pflegt man zu ſagen, und hat ſehr Unrecht. Freilich ſollten ſich geſcheidte Leute nie zanken, wenn ſie nicht wenigſtens wiſſen, worüber. Aber eben damit dieß nicht ſo häufig geſchehe, wäre ſehr zu wünſchen, daß man ſich einmüthiglich entſchließen möchte, allen Wörtern, deren Bedeutung noch ſchwankend iſt, auf immer und allezeit eine feſtgeſetzte und jedermann klare oder klar zu machende Bedeutung zu geben.

Ich finde, daß viele Gelehrte noch immer Schwärmerei und Enthuſiasmus als gleichbedeutende Wörter gebrauchen, und dadurch Begriffe, die mit äußerſter Sorgfalt auseinander geſetzt werden ſollten, dergeſtalt verwirren, daß ſie immer Gefahr laufen, ihren Leſern halb wahre Sätze für voll zu geben, und in ohnehin übelaufgeräumten Köpfen noch mehr Unordnung anzurichten.

Ich nenne Schwärmerei eine Erhitzung der Seele von Gegenſtänden, die entweder gar nicht in der Natur ſind, oder wenigſtens das nicht ſind, wofür die berauſchte Seele ſie

anſieht. So ſchwärmt z. B. Horaz, wenn ihn Bacchus, von deſſen Gottheit er voll iſt, in unbekannte Haine und Felſenhöhlen fortreißt — und Petrarca, wenn es ihm vorkommt, daß die Seufzer und Klagen ſeiner Laura Berge verſetzen und Flüſſe ſtehen machen könnten. Dem Worte Schwärmerei, in dieſer Bedeutung genommen, entſpricht das Wort Fanatismus ziemlich genau; wiewohl dieß letztere, durch den Gebrauch, einer beſondern Gattung von Schwärmerei, nämlich der religiöſen, zugeeignet worden iſt *). Aber es gibt auch eine Erhitzung der Seele, die nicht Schwärmerei iſt, ſondern Wirkung des unmittelbaren Anſchauens des Schönen und Guten, Vollkommenen und Göttlichen in der Natur und unſerm Innerſten, ihrem Spiegel! Eine Erhitzung, die der menſchlichen Seele, ſobald ſie mit geſunden, unerſchlafften, unverſtopften, äußern und innern Sinnen ſieht, hört und fühlt was wahrhaft ſchön und gut iſt, eben ſo natürlich iſt, als dem Eiſen im Feuer glühend zu werden.

Dieſem Zuſtande der Seele weiß ich keinen ſchicklichern angemeſſenern Namen als Enthuſiasmus. **) Denn das,

*) Mit Recht, da es von fanum, Tempel, abgeleitet iſt. Böttiger bezieht es auf die Selbſtzerfleiſchungen und Verſtümmelungen der orgiaſtiſchen Religionen der alten Welt, wovon aber auch im Chriſtenthum nicht ſeltene Beiſpiele vorkommen. Der Fanatiker geht in der Schwärmerei bis zur Wuth der Zerfleiſchung ſeiner ſelbſt und Anderer im phyſiſchen und moraliſchen Sinne, und bewaffnet darum gern den weltlichen Arm gegen anders Denkende.

**) Das Wort bezeichnet nach ſeiner Etymologie den erhöhten Zuſtand der Seele, worin ſie ganz außergewöhnliche Kräfte zeigt und Wirkungen äußert, und den ſich die Alten nicht anders erklären konnten als aus dem Inwohnen eines Gottes in der Seele, dem Einwirken eines Gottes in dieſelbe. Beſonders Dichtern und Propheten ſchrieb man daher Enthuſiasmus zu. Est Deus in nobis, agitante calescimus illo, ſagt Ovid.

wovon dann unsre Seele glüht, ist göttlich; ist (menschenweise zu reden) Strahl, Ausfluß, Berührung von Gott; und diese feurige Liebe zum Wahren, Schönen und Guten ist ganz eigentlich Einwirkung der Gottheit, oder (wie Plato sagt) Gott in uns.

Hebet eure Augen auf und sehet: was sind Menschenseelen, die diesen Enthusiasmus nie erfahren haben? Und was sind die, deren gewöhnlichster, natürlichster Zustand er ist? — Wie frostig, düster, unthätig, wüst und leer jene? Wie heiter und warm, wie voller Leben, Kraft und Muth, wie gefühlvoll und anziehend, fruchtbar und wirksam für alles was edel und gut ist, diese!

Schwärmerei ist Krankheit der Seele, eigentliches Seelenfieber: Enthusiasmus ist ihr wahres Leben! — Welch ein Unterschied in wesentlicher Beschaffenheit, Ursache und Wirkung!

Ich vergesse hier gar nicht, daß die Gränzen des Enthusiasmus und der Schwärmerei in jedem Menschen schwimmen; daß der Enthusiast oft schwärmt; daß weder wir noch er selbst allemal mit Gewißheit sagen können, was, von allem was in ihm vorgeht, der einen oder der andern Ursache zuzuschreiben ist. Aber soll uns dieß abhalten, den großen wesentlichen Unterschied zwischen zwei so ungleichen Zuständen der Seele anzuerkennen, und (woran bisher so wenig gearbeitet worden ist) diesen Unterschied so genau als möglich zu bestimmen?

Aber wie kann dieß geschehen, so lange man die Wörter Schwärmerei und Enthusiasmus für gleichbedeutend nimmt?

Beiläufig merk' ich noch an, daß Enthusiasmus — wenigstens niemals wo man sich ganz bestimmt auszudrücken hat — durch Begeisterung übersetzt werden sollte. Dieß letzte Wort hat eine weitere Bedeutung; denn der Geister sind

mancherlei. Der Schwärmer iſt begeiſtert wie der Enthuſiaſt; nur daß dieſen ein Gott begeiſtert und jenen ein Fetiſch. *)

Endlich ſollt' ich kaum hinzuſetzen dürfen, daß es, was man auch über den weſentlichen Unterſchied zwiſchen Enthuſiasmus und Schwärmerei und den verſchiedenen Gebrauch dieſer Wörter feſtſetzen will, immer hohe Zeit wäre, die Namen Enthuſiaſt und Schwärmer nicht länger als Schimpfwörter zu gebrauchen.

Ein Schwärmer ſeyn, iſt nicht ſchimpflicher, als ein hitziges Fieber haben; ein Enthuſiaſt ſeyn, iſt das Liebenswürdigſte, Edelſte und Beſte ſeyn, was ein Sterblicher ſeyn kann.

Aber freilich, wer wird die froſtigen, lichtloſen, öden und leeren Seelen jemals dahin bringen, dieß zu fühlen?

Ich beſorge alſo — doch nein! Ich will nichts beſorgen. Helfe, was helfen kann! Wenn wir immer beſorgen, immer daran denken wollten, daß wir in die Luft bauen, ins Waſſer ſäen, den Fiſchen predigen u. ſ. w., ſo würden wir zuletzt gar nichts mehr thun; — und das taugte noch weniger!

---

*) Man kann wohl Begeiſterung zum Mittelpunkte machen. Dem Begeiſterten zur einen Seite ſteht der Enthuſiaſt, zur andern der Schwärmer. Jener erglüht für eine Idee, dieſer für eine Chimäre. Jeder will ſie anerkannt, realiſirt wiſſen, und iſt eifrig darin; der Enthuſiaſt wählt nur gute Mittel, dem Schwärmer wird das Mittel durch den Zweck geheiligt. Der Enthuſiaſt iſt allezeit mit der Vernunft harmoniſch, der Schwärmer nicht. Enthuſiasmus iſt ein Affekt, Schwärmerei eine Leidenſchaft, und daher das Schwärmen, d. i. mit lautem Getös umherſchweifen, und zwar in Maſſe: der Schwärmer will auch Schwarm machen.

2.

Erasmus von Rotterdam.

Fragment über seinen Charakter.

1776.

Ich wünsche etwas beizutragen, daß dem Charakter dieses vortrefflichen Mannes mehr Gerechtigkeit widerfahre, als noch immer geschieht, und geschehen kann, so lang er von beiden Parteien, die sich durch sein Betragen in den Religionshändeln beleidigt glauben, in einem zu strengen Lichte gesehen wird. Beide finden, daß er zu viel für die Gegenpartei, und zu wenig für die ihrige gethan habe; und bloß weil er gerecht gegen beide seyn wollte, rechnet ihm keine das, was er wirklich für sie that, zum Verdienst an. Die Katholischen (ich rede von dem größten Theile) machen ihm alle die ruhmwürdigen Bemühungen seiner jüngern Jahre; seine Freimüthigkeit in Aufdeckung der Mißbräuche und Gebrechen des damaligen Kirchenzustandes; seine mit dem größten Erfolg gewagten Angriffe auf den Barbarismus der theologischen und philosophischen Schulen, und auf den groben Aberglauben, worin die Mönche schändlichen Gewinn haben, das christliche Volk gefangen hielten; seine lachenden, aber nur desto wirksamern Satyren auf die Unwissenheit, den Weltsinn, die cynischen Sitten und den Haß gegen das Licht der Wissenschaften, womit damals die meisten Ordensgeistlichen zum Aergerniß aller ehrlichen Leute angesteckt waren — ich sage, alles dieß, wofür ihm, als einem um sein Zeitalter, um die Menschheit verdienten Manne eine ewige Ehrensäule unter den Edelsten und Besten gebührte, wird ihm — weil die Sache

der Proteſtanten nothwendig dabei gewinnen mußte — von dem größten Theil der Katholiſchen noch immer mehr zum Vorwurf als zum Verdienſt angerechnet. Die Proteſtanten auf der andern Seite bringen alles in Anſchlag, was er, wie ſie glauben, für die gute Sache hätte thun können und nicht gethan hat, und halten ſich dadurch berechtigt, ihm wenig Dank für alles Gute zu wiſſen, was er am Ende doch nicht um ihrentwillen that, wiewohl ſie die größten Vortheile davon zogen; ja was er, um der ihm mißfälligen Folgen willen, gethan zu haben ſich zuweilen reuen ließ. Beide Parteien vereinigten ſich ihm ſeine Tugenden ſelbſt — ſeine Unparteilichkeit, ſeine Klugheit, ſeine Begierde den Frieden zu erhalten, und den ſchrecklichen Uebeln eines öffentlichen Bruchs vorzubeugen, ſeine Billigkeit und Mäßigung, auch nachdem die Sachen endlich zu dieſer gewaltſamen Kriſis gekommen waren, ſeine unverletzt fortdauernde und unterhaltene Freundſchaft mit den Gelehrteſten und Weiſeſten beider Hauptparteien u. ſ. w. — zum Verbrechen zu machen. Und was ſoll ich endlich von denen ſagen, welche, ohne der Parteilichkeit des großen Haufens ſchuldig oder fähig zu ſeyn, den Erasmus gleichwohl tiefer als billig iſt herabſetzten, weil ſie den Contraſt, den ſein Charakter und Betragen mit demjenigen eines Ulrich von Hutten, eines Luthers, eines Zwingli macht, lebhafter als andre fühlen, und darüber zu vergeſſen ſcheinen, daß Geiſter von ſo verſchiedener Art einander gar nicht entgegen geſtellt werden ſollten, indem es wirklich nicht billig iſt, einen Mann, deſſen Vorzüge, Verdienſte und eigentlicher Wirkungskreis von jener Helden ihrem ſo verſchieden war, ſo nahe zu ihnen zu ſtellen, daß er durch ihren Glanz nothwendig verdunkelt werden muß, da er doch unter den Geiſtern ſeiner Claſſe und in ſeinem Wirkungskreiſe Glanz, Licht und Wärme

um einen Platz unter den herrlichſten Köpfen, [illegible] ich nicht ſehr irre) auch unter den beſten Menſchen gehalten, und jeder andern Zeit zu verdienen. Man [illegible] parteiiſcher gegen Erasmus als für die Wahrheit ſeyn, [illegible] läugnen wollte, daß er einen Theil der Vorwürfe, [illegible] von Luthern und ſeinen übrigen Freunden gemacht [illegible] die Bitterkeit, womit ſie gemacht wurden, abgerechnet, ziemlich verdient habe; daß er für ſeinen Ruhm und [illegible] ihm noch näher anlag) für ſeine Sicherheit und Ruhe, [illegible] für ſein liebes otium cum dignitate vielleicht mehr beſorgt geweſen, und alſo in den ſtürmiſchen Zeiten der Lutheriſchen Tragödie (wie er die Reformation, ein wenig zu Lucianiſch, zu nennen pflegte) mehr temporiſirt habe, als ein Mann, dem Wahrheit und Recht, alſo die Sache der Menſchheit, welche zugleich und hienieden ganz allein Causa Dei iſt, über alles gilt, zu thun fähig wäre. Von dieſer Seite betrachtet, muß er freilich klein gegen einen Hutten erſcheinen, der ſein Alles für ſie hingab. Aber, um gerecht zu ſeyn, müſſen wir auch bedenken, daß weder Ueberzeugung noch Heldenthum Dinge ſind, die nur blos von dem Willen eines Mannes abhängen. Erasmus begünſtigte und beförderte die gute Sache, ſo weit ſeine Ueberzeugung reichte, ſo lange er ſie für rein, für Sache der Menſchheit und Sache Gottes hielt: und zog ſeine Hand erſt dann zurück, wie er ſah, oder zu ſehen glaubte, daß menſchliche Gewinne zu ſehr die Oberhand über das Göttliche; wie er ſah, daß perſönliche Leidenſchaften, Politik und Cameralabſichten der Großen u. ſ. w. ſich zu ſtark ins Spiel miſchten, und daß es durch die ungeſtüme Hitze, womit man zu Werke ging, und die ſeiner natürlich ſanften Gemüthsart ſo weſentlich zuwider war, zu einem Schisma — deſſen Verhütung ihm immer ſo ſehr am Herzen gelegen —

kommen müſſe. Iſt es denn ſo ausgemacht, daß ein rechtſchaffener Mann in einem ſolchen turbulenten Zuſtand der Republik nothwendig Partei nehmen muß? Iſt es nicht genug, wenn er immer auf die Seite ſich neigt, wo er die meiſte Billigkeit, Mäßigung und Lauterkeit ſieht? Iſt es nicht Weisheit, ſich in einer freien Wirkſamkeit zu erhalten, ſo lange man hoffen kann (und wer kann gleich ſagen, wie lange dieß zu hoffen iſt?) daß Ruhe und Ordnung, unter gemeinnützlichen Bedingungen, noch ohne Bürgerkrieg und Auflöſung aller Bande des gemeinen Weſens, wieder hergeſtellt werden könnten? Und iſt es nicht, aufs wenigſte, erlaubte Klugheit und Selbſterhaltung, zumal bei einem bloſen Reiſenden, der keinen verpflichteten Beruf weder zum Steuerruder noch zur Pumpe hat, ſich zurückzuziehen, wenn es ſo weit gekommen iſt, daß wir zwar wohl mit zu Grunde gehen können, aber das Schiff zu erhalten keine Hoffnung mehr haben?

Jedoch, wenn ſich auch Erasmus von dem Vorwurf einer zu ſtrengen Sorge für ſein liebes Ich in dieſen Zeiten der heftigſten Stürme, deren Ausgang damals noch kein menſchliches Auge vorausſehen konnte, nicht ganz rechtfertigen ließe: ſo verdient ein Mann von ſolchen Verdienſten — wenigſtens mit Nachſicht beurtheilt zu werden. Er war nicht zum Helden geboren, nicht zum Helden erzogen; brachte ſeine Jünglingsjahre nicht in ritterlichen Uebungen und unterm Geräuſche der Waffen, im Feldlager eines Maximilian, zu, hatte nicht das kochende Blut und den feurigen Geiſt eines Hutten; war nicht, wie dieſer, durch Bosheit der Menſchen und unabläſſige Streiche des widrigſten Schickſals aufgereizt, erbittert und zum Verzweiflungsſpiel, Alles gegen Alles zu ſetzen, gebracht worden. Es iſt nicht alles Tugend, was uns an Hutten

groß ſcheint! nicht alles unedel und verachtenswerth, was an Erasmus klein iſt, oder uns in Vergleichung mit den Heroen ſeiner Zeit klein vorkommen muß.

Das goldene Tu si hic esses aliter sentias! legt uns als Pflicht auf, uns ſo viel nur immer möglich an den Platz und in den ganzen Zuſammenhang der Perſon hineinzudenken und hineinzufühlen, über die wir urtheilen wollen. Und da, bei aller Bemühung, die wir uns hierzu geben können, doch immer noch ſehr viel daran fehlen muß, daß wir alles ſo klar ſehen, ſo lebendig und gegenwärtig fühlen, wie dieſe Perſon: was iſt billiger, als daß wir unſerm Zwiſchenurtheil ſo viel an Gelindigkeit zulegen, als uns an Information zum Ausſpruch eines vollkommnen, gerechten Endurtheils abgeht? Beides ſind freilich unbeſtimmbare Größen; aber eben darum iſt billige Nachſicht gegen die menſchliche Gebrechlichkeit die erſte Tugend eines gerechten Sittenrichters.

Erasmus war, nach Beſchreibung ſeines Freundes, Beatus Rhenanus, von einer zarten und ſchwächlichen Leibesbeſchaffenheit, ſo ſehr, daß die kleinſten Veränderungen der Witterung und Diät empfindlich auf ihn wirkten. Wie viel von dem, was an ſeinen Talenten das Glänzendſte, und an ſeiner Gemüthsart das Schwächſte war, hängt nur an dieſem einzigen Umſtande ſeiner phyſiſchen Anlage! Seine Kindheit ſcheint unglücklich und gedrückt geweſen zu ſeyn,*) ſchon von ſeinem

*) Johann Adam Bernhard, weiland Rector der Schule zu Hanau, in ſeiner curieuſen Hiſtorie derer Gelehrten, Frkft. a. M. 1718, in dem Cap VII. von gelehrten Hurenkindern, gibt hierüber folgenden Aufſchluß S. 33: dem Desiderio Erasmo geſchiehet kein Leyd, wenn man ihn mit unter die Doctos spurios rechnet; ſein Vatter, der ſeine Mutter beſchlaffen, hat ſich dieſelbe niemahls antrauen laſſen. Er erbte auch, außer dem bloßen Rahmen, nichts von ihm, denn

fünften Jahre an wurde er zur Schule geſchickt und mit dem damaligen Liripipio *) fürbaß gequält. Wie er aber nachmals in der Schule zu Deventer von einigen ältern Mitſchülern einen Vorgeſchmack der beſſern Literatur bekommen hatte, faßte er eine unglaubliche Liebe zum Studiren; und dieſe wurde und blieb die herrſchende Neigung ſeines ganzen Lebens. Horaz und Terenz wurden, ſobald er ſie kennen lernte, ſeine Lieblings-Autoren; er durfte ſie nur an Feiertagen verſtohlener Weiſe leſen, aber deſto lieber wurden ſie ihm! Und da dieſe beiden (und bald kam auch Lucian dazu, das Triumvirat voll zu machen) ſeinem Geiſte die erſte Bildung gaben, da das Vergnügen, ſo er aus ihnen ſchöpfte, damals ſein einziges war (er las ſie ſo fleißig, daß er ſie endlich ganz auswendig wußte, ſagt Beatus) — was Wunder, daß bei einem Subject von ſo zarten Sinnen, die Formen, ſo ſie ihm eindrückten, unauslöſchlich blieben? daß die Horaziſche aurea mediocritas (die mit der Sokratiſchen σωφροσυνη eins iſt), d. i. die Liebe zu allem Gemäßigten, Ruhigen und ſanften-Schönen in der Natur und im Leben, und die ſo nahe damit verwandte Menandriſche Grazie und Urbanität, und die Lucianiſche Feindſchaft gegen alle falſche Prätenſion, alles Ueberſpannte gegen Platoniſche Praestigias und ſtoiſches

---

er nennte ſich Anfangs nach demſelben Gerhard Gerhardi. In denen folgenden Zeiten aber änderte er den Sinn, und legte an Tag, wie wenig ihm mit dieſer Erbſchaft gedienet wäre, indem er nach damahliger Gewohnheit ſeinen alten Nahmen ablegte, und ſich Desiderium Erasmum wollte genennet haben.

*) Liripipium, worüber man nachzuſehen hat Menage Orig. ling. Gall, war im Mittelalter eine von den Magiſtern und Baccalauren getragene Mütze, die ſo über den ganzen Kopf gezogen wurde, daß nur für das Geſicht eine Oeffnung blieb.

Supercilium *) charakteriſtiſche Grundzüge ſeines Geiſtes, ſeiner Sitten, ſeiner Sinnes- und Lebensart, und ſomit auch ſeiner Schriften wurden? Und wie natürlich alſo, daß Erasmus, ſo organiſirt, ſo gebildet, mit dieſer Lebhaftigkeit und Feinheit des Gefühls und Witzes, mit dieſer jovialiſchen Gemüthsart, die ihn auch in ſeinem Umgang zum liebenswürdigſten Geſellſchafter machte, mehr Luſt hatte — Komödie als Tragödie zu ſpielen?

Zwar ſind Xenophon, Sir Philipp Sidney, und vielleicht einige andre unter Alten und Neuern, Beiſpiele, daß die Grazien des Geiſtes, ſo wie ein hoher Grad körperlicher Schönheit, ſich mit den Vollkommenheiten, die den Helden bilden, gar wohl in Einem Subject zuſammentreffen können. Aber wie höchſtſelten iſt's, daß Natur und Glück zu Hervorbringung eines vollkommnen Menſchen in einen ſolchen Bund treten? — Und dennoch zeigt ſich ſogar bei dieſen ächten *ΚΑΛΟΙ ΚΑΙ ΑΛΑΘΟΙ* dieſer (auch unſerm Erasmus eigne) charakteriſtiſche Hang zu perſönlicher Freiheit, Ruhe und einem unter die Muſen und die Freuden des geſelligen Lebens getheilten Leben! Man braucht nur Leben und Tod Xenophons mit Leben und Tod Phocions zu vergleichen, um den ganz einleuchtenden Unterſchied zu fühlen.

Erasmus wurde von ſeinen tyranniſchen Vormündern wider ſeine entſchiedene Neigung dem klerikaliſchen Stande gewidmet, und (was ihm am unerträglichſten war) dem Zwang einer Ordensregel unterworfen. Von dem letztern hatte er zwar den Muth und das Glück ſich wieder loszumachen: da er aber doch ein Clericus bleiben mußte, was konnte billiger ſeyn, als daß er ſeine unbegränzte Liebe zum Studiren und

*) S. Erasm. Epist. l. 29. ep. 5

zur Freiheit des Geiſtes und Lebens mit den weſentlichſten Pflichten ſeines Standes zu vereinigen ſuchte? Schon auf ſeiner erſten Reiſe nach England, die er nach Vollendung ſeiner akademiſchen Jahre zu Löwen und Paris vornahm, erwarb er ſich die Achtung der Gelehrteſten und Aufgeklärteſten — und dieß heißt damals meiſt ſo viel als der vornehmſten Männer in Kirche und Staat; ſeine ſeltnen Gaben, ſeine Wiſſenſchaft und Wohlredenheit, ſein Witz und ſeine angenehmen Sitten dienten ihm überall für die beſte Empfehlung. Er ging nach Italien und vermehrte, wo er hinkam und ſich aufhielt, zu Bologna, Venedig, Padua und Rom, die Zahl ſeiner Freunde; es war ein Wunder für die Wälſchen, einen jungen Belgier zu ſehen, der die Wiſſenſchaft zu ihnen brachte, die andre bei ihnen holten. Seine literariſchen Verbindungen mit dem berühmten Aldus und deſſen gelehrten Freunden — die erſte Ausgabe ſeiner mit Beleſenheit, Kritik und Philoſophie vollgeſtopften Adagia, ſein Plautus, Terenz u. ſ. w. machten ihm ſchon einen weitverbreiteten Ruhm; und ſchon damals hatte man am Römiſchen Hofe eine ſo große Meinung von ihm, daß man ihn durch Antragung der Stelle eines Pönitentiarius zu Rom feſtzuhalten ſuchte. In der Folge erwarben ihm ſeine Anmerkungen zum neuen Teſtament, ſeine Paraphraſen, andre Werke in dieſem Fache (wozu ihn die ehmals zu Turin angenommene Doctorwürde der Theologie berechtigte), den Ruf eines eben ſo eminenten Theologen, als ihm ſeine grammatiſchen und kritiſchen Arbeiten eine der oberſten Stellen unter den Philologen ſeiner Zeit, und ſeine Adagia, Colloquia und Encomium Moriä unter den Sokratiſchen Weiſen verſchafft hatten. Sein Anſehen ſtieg nun von Jahr zu Jahr; die größten Fürſten ehrten ihn, ſchützten ihn, und eiferten um die Wette, ihn bei ſich

zu fixiren; ſeine Widerſacher ſelbſt, und einige Doctores obscurissimi vom Schlag eines Eck, Stunica,*) Bedda u. dgl. dienten ſeinem Glanze nur zur Folie. Es lag bloß an ihm, ſich durch anſehnliche Ehrenſtellen einen Weg zu machen, der ihn endlich zu den höchſten Würden in der Kirche geführt haben könnte. Aber er zog ſeine Freiheit allen andern Vortheilen vor, und erwählte ſich endlich, theils um in dieſem Elemente ſeines Geiſtes deſto ungeſtörter leben zu können, theils wegen ſeiner Verbindung mit Froben und Amerbach, die Stadt Baſel zu ſeinem gewöhnlichſten Aufenthalt, wo er auch im Jahre 1536 in ſeinem 70ſten Jahre verſtarb.

Iſt nicht dieſer bloß flüchtig auf ſein Leben hingeworfene Blick ſchon hinlänglich, uns begreifen zu machen, wie gewichtig für ihn die perſönlichen Beweggründe waren, ſich nicht in die Unruhen der Reformation hineinziehen zu laſſen?**) Es war nicht Feigheit der Seele: oder hätte etwa kein Muth dazu

---

*) Epp. 30, 82.

**) Eine Stelle aus ſeinem im J. 1519 an Luther geſchriebenen Brief iſt zu merkwürdig, um hier nicht angeführt zu werden. Ego me quod licet integrum servo, ſagt er, quo magis prosim litteris reflorescentibus. (Das war ſeine Sparta; Luther hatte eine ganz andere; was hab' ich mit dir zu ſchaffen! konnte einer zum andern ſagen.) Et mihi videtur plus proficí civili modestia quam impetu. Sic Christus orbem in suam ditionem perduxit. Sic Paulus Judaicam legem abrogavit, omnia trahens ad allegoriam. Magis expedit clamare in eos, qui Pontificum autoritate abutuntur, quam in ipsos Pontifices; idem de Regibus faciundum censeo. — Quorundam virulentas contentiones magis conducit contemnere quam refellere. Ubique cavendum est, ne quid arroganter aut factiose loquamur, faciamusve; sic arbitror gratum esse Spiritui Christi. — Hatte Erasmus nicht Recht? — Und doch, wo wären wir, wenn Luther auch ſo gedacht hätte? W.

gehört, die Mönche und Pedanten, deren Zorn damals noch wie das Brüllen eines jungen Löwen war, ja selbſt die heilige Schultheologie, die Decretalen, und die ſämmtlichen Gebrechen der Kirchen-Disciplin ſo anzugreifen wie er gethan hat? — Es war nicht Begierde oder Hoffnung ſich bei dem Römiſchen Hof einzuſchmeicheln, und Pfründen und Würden zu erſchnappen: denn wenn er das gewollt hätte, warum hätte er die Einladung des Papſts Hadrian VI, ſeines Landsmanns und alten Freundes, und die glänzenden Ausſichten, die ſich ihm damals in Rom öffneten, ſo geradezu von ſich abgewieſen? Ich bin ſehr geneigt zu glauben, daß Erasmus, wenn ſein Schickſal geweſen wäre, zwanzig Jahre ſpäter in die Welt zu kommen, gar leicht ein eben ſo warmer Anhänger von Luther hätte werden können, als nur immer — ſein Freund Melanchthon. Allein man denke ſich ihn als einen Mann gegen ſechzig Jahre, wie er um die Zeit des zweiten Acts der Tragoedia Lutherana war, auf einer Seite mit einer von vielen Krankheiten und Alter geſchwächten Geſundheit, auf der andern in allen den Vortheilen des entſchiedenſten Ruhms, Anſehens und Einfluſſes in die Gelehrten-Republik, im Beſitz der Freundſchaft ſo vieler großen und vortrefflichen Männer, denen er von der Weisheit ſeines Betragens gewiſſermaßen Rechenſchaft geben mußte, und, was für ihn ſo wichtig war, im Beſitz einer Ruhe, die er mit Aufopferung alles deſſen was ihm die Fürſten der Kirche und weltlichen Prinzen ſo oft angeboten, erkauft hatte; und nun frage man ſich, ob er das alles hätte dran geben ſollen, um irgend eine Altenmanns-Rolle in beſagter Tragödie zu ſpielen? Wahrlich er konnte keinen ſolchen Gedanken haben, wenn er auch weniger ſcheinbare Vorurtheile gegen die Güte der Sache gehabt hätte.

Ich wiederhole es, ich wünſche mit dieſem, wiewohl ſehr mangelhaften, apologetiſchen Fragment (denn wie viel wäre noch für Erasmus zu ſagen geweſen, wenn ich gewiſſe unangenehme Saiten hätte berühren wollen! Wer Luſt hat, leſe ſeine Briefe an Willibald Pirkhaimer) nichts zu erhalten, als ein billiges Urtheil von einem in ſeiner Art und in ſeinem Wirkungskreiſe vortrefflichen Manne — der ſo viel zur Aufklärung und Verbeſſerung ſeiner Zeit beigetragen, deſſen Werke größtentheils noch immer ihren fortdauernden Werth haben; deſſen ſatyriſche und launige Schriften dem Aberglauben, der Heuchelei, der Möncherei und dem ganzen Reiche der Göttin Dummheit mehr Abbruch gethan haben, als vielleicht alle ernſthaften Bekämpfer desſelben durch alle ihre langweiligen Deductionen zuſammengenommen; deſſen Fehler endlich durch eine Menge Verdienſte, Tugenden und Liebenswürdigkeit weit überwogen wurden, und, alles gehörig berechnet, ſo unerheblich waren, daß ſich ein warmer Bewunderer kaum enthalten könnte, ſie (wie Alcäus die naevos in puero suo) für Lumina anzuführen.

3.

Eukleria, ſ. Schurmann.

4.

Euripides.

a.

Sprüche aus einem Sokratischen Dichter.

1777.

Diese aus den Fragmenten des Euripides ausgehobenen Sprüche (wie ich sie aus Mangel eines schicklichern Wortes nenne) bedürfen keiner Auslegung für die Verständigen. Einige sind von tiefem Sinn. Was diesen uns aufschließen kann, ist mehr Ahndung als Vernunftschluß. Ich habe sie erst gefühlt, eh' ich sie übersetzte. Bei einigen war eine Wendung nöthig, um den Gedanken aus der Sprache der Urschrift in die unsrige überzutragen. — Ich theile sie denen mit, welche eine Freude daran haben werden wie ich. Es däuchte mich unbillig, daß so reine Goldkörner immerfort versteckt liegen sollten.

Was willst du lieber, süße Lügen, oder herbe Wahrheit? Du hast die Wahl!

Der einzige Fall, wo einem Narren dünkt, er habe was Dummes gesagt, ist, wenn es ihm begegnet was Kluges zu sagen.

Daran erkenne den weisen Mann! er zürnt, auch wenn's ihm übel geht, den Göttern nicht.

Was Göttern anſteht, ziemt drum Menſchen nicht.

Den Sterblichen heißt der ein Glücklicher, der minder leidet.

Durch tauſendfält'ge Truggeſtalten täuſchen die höhern Mächte uns — uns Kinder! — Warum ſind wir auch nicht ihresgleichen?

Die armen Erdenklöße! ſich mit ihrer Klugheit noch viel zu wiſſen! Sind doch, was ſie ſind, allein durch dich, und können doch nichts thun als was du willſt.

Wer willig unter die Nothwendigkeit den Nacken beugt, den nennet weiſe und ſaget, er verſteh' — Theologie. —

Das höchſte Schöne für den Menſchen iſt die Tugend.

Der Geiſt in unſer jedem iſt ſein Gott.

Für ſchlimme Menſchen gibt es keinen Adel, und Gute können nicht unedel ſeyn.

Wohl dem Sohne des Glücks, der weiſe geboren ward!

Der Fürſt wird weiſe, der mit Weiſen lebt.

Ein köſtlich Ding die Freiheit! — Wer von ihr auch noch ſo wenig hat, glaubt viel zu haben.

O weh! — Und doch, warum o weh? wir leiden ja nur was Menſchliches!

In Hoffnungen zu leben, ziemt dem Weiſen.

Der iſt in meinem Sinn kein Biedermann, der, ſeines eignen Vaterlands Verächter, ein fremdes lobt, und fremde Sitten liebt.

Willt du gedeihen bei der Welt? Mach', daß ſie glaubt du ſeyſt ein frommer Mann, und dann — thu was du willſt.

Ein Thor macht jedermann zum Zeugen ſeines Unglücks; der Weiſe trägt's und ſchweigt.

Was iſt ein alter Mann? Ein Schatten und eine Stimme.

Das Werk der Götter kommt den Sterblichen ſtets unverhofft.

Sag' etwas Beſſeres als Schweigen, oder ſchweig'!

Ueber des Euripides Alceſtes.

1773.

Euripides macht aus der freiwilligen Aufopferung der Alceſtis eine weltkündige Sache. Das ganze Theſſalien nimmt daran Antheil; ſogar Hercules, der aus fernen Landen ankömmt, weiß, daß Alceſte für ihren Gemahl ſterben will. Wie viel die That der großmüthigen Gattin durch dieſe Kundbarkeit gewinne, weiß ich nicht: aber dieß weiß ich, daß das Stück dadurch eine der rührendſten Situationen — den Augenblick der freiwilligen Aufopferung der Alceſte — verliert. Es iſt wahr, Euripides entſchädigt uns dafür einigermaßen durch das vortreffliche Gemälde des Abſchieds, da ſeine Heldin von dem Hauſe ihres Gemahls nimmt; aber dieſes Gemälde wird erſt aus dem Munde der Kammerfrau, die es dem Chor erzählt, in unſre Phantaſie gebracht, und erſetzt uns lange nicht die ſtarken Erſchütterungen der Seele, die wir erfahren, wenn wir ſie ſelbſt zwiſchen Angſt und zwiſchen Hoffen ſchweben, hernach, da der Gott ihr Urtheil ausgeſprochen hat, niederknien und den Todesgöttern ihr Leben für ihren Gemahl zum Opfer weihen ſehen. Um dieſe Scene zu erhalten, mußte ich in dem Plane des Griechiſchen Dichters ſtarke Veränderungen vornehmen.

Die zweite Abweichung von dem Plan des [illegible] liegt in der Weiſe, wie er ſeinen Hercules in die [illegible] verflochten hat.

Admet war vornehmlich seiner Gastfreiheit wegen berühmt, einer Tugend, die in heroischen Zeiten, das ist, in Zeiten des Faustrechts, ein großes Verdienst in sich schließt. Ich habe nicht vergessen, von den Zügen, womit ihn die Fabel von dieser Seite zeichnet, Gebrauch zu machen; denn Admet steigt dadurch in unsrer Achtung; und dieß hat er, nachdem es uns unsre geliebte Alceste gekostet hat, sehr vonnöthen.

Aber Euripides thut viel mehr; er gründet die ganze Verwicklung seines Stücks auf die Hospitalität des Admet. Sein Hercules kömmt, unwissend, daß Alceste schon gestorben ist, aber wohl unterrichtet, daß sie für ihren Gemahl sterben wird. Man sollte denken, dieß liefe auf Eines hinaus. Demungeachtet läßt sich dieser Hercules nicht nur nicht abhalten, in dem Hause seines Freundes sich der Fröhlichkeit ganz sorglos und wohlgemuth zu überlassen; sondern, da ihn alles überzeugen sollte, daß Alceste der Gegenstand der tiefen Trauer ist, worin er das ganze Haus findet, läßt er sich von Admet bereden, daß man um eine Sklavin traure. Er kränzt sich mit Myrten, gießt Ströme Weins die Gurgel hinab, und macht den Palast von Trinkliedern widerhallen. Der ungezogene Hercules! Sogar die Bedienten ärgern sich über seine Aufführung. Einer von ihnen, der sich nicht länger halten kann, entdeckt ihm die wahre Beschaffenheit der Sache. Nun jammert Hercules, reißt die Myrtenkränze vom Kopfe, läßt sich den Weg zu Alcestens Grabe zeigen, und läuft was er laufen kann, um sie, wo möglich, dem Tode noch abzujagen. Gestehen wir's, der Sohn Jupiters macht bei diesem allen eine sehr mittelmäßige Figur! Aber zum Ersatz hat Admet eine herrliche Probe abgelegt, wie heilig ihm die Rechte der Gastfreiheit sind. Vermuthlich war dieß genug, um die

Griechen zufrieden zu ſtellen. Aber für uns wär' es nicht hinlänglich. Nach unſrer Sitte würde ein ſolcher Hercules verächtlich, und die Gaſtfreiheit Admets keine ſo wichtige Tugend ſeyn, um den Dichter wegen einer ſolchen Anordnung zu rechtfertigen. Ich verlange mir alſo kein Verdienſt daraus zu machen, daß ich hier von Euripides abgewichen bin. Denn was hab' ich gethan, als was er ſelbſt, hätte er ſein Drama 2200 Jahre ſpäter zu verfertigen gehabt, auch gethan haben würde? Dieſe Abweichung hat mich in den Stand geſetzt, meinem Hercules die Größe zu geben, die einem Götterſohne zukommt. Er nähert ſich dem Ideal des wahren Helden. Seine Theilnehmung an ſeines Freundes Schickſal iſt rein; ſeine Wiederbringung Alceſtens iſt nicht die Vergütung eines begangenen Unrechts; ſie iſt die verdienſtliche That einer freien Entſchließung, des Mannes würdig, der für die Tugend alles thut, alles wagt; eines Mannes, der Götterblut in ſeinen Adern fühlt, und durch Thaten, die ihm kein Erdenſohn nachthun kann, den Weg zum Olympus ſich öffnen will.

Die Wiederbringung der Alceſte — die zweite Handlung, aus welcher dieſes Stück (gegen die gewöhnlichen Regeln des Schauſpiels, aber nach der Beſchaffenheit des Sujets unvermeidlich) zuſammengeſetzt iſt — hat mir allein mehr Mühe gemacht, als die vier erſten Acte zuſammengenommen. Die größte Schwierigkeit war wohl nicht, es beſſer zu machen, als Euripides. Denn in der That, was kann abgeſchmackter ſeyn, als der ewig lange Dialog zwiſchen Hercules und Admet, worin jener ſeinem Freunde zumuthet, die verſchleierte Alceſte (die er für eine im Wettkampf gewonnene Sklavin ausgibt) bis zu ſeiner Wiederkunft aus Thracien in Verwahrung zu nehmen; dieſer hingegen, nachdem er ſich lange

geſperrt hat und am Ende ſeiner Ausflüchte iſt, ſich endlich mit der feinen Entſchuldigung behilft: er habe nicht Betten genug im Hauſe; ſeine Leute ſeyen loſe Vögel, bei denen ein hübſches Mädchen übel aufgehoben ſey; er würde ſich in der Nothwendigkeit befinden, die junge Dame in ſein eigen Ehebett zu legen, und wenn dieß geſchehen müßte, ſtünde er für nichts u. ſ. w.

Der Charakter der Heldin des Stücks iſt auch derjenige, worin Euripides triumphirt. Nichts kann edler und herzrührender ſeyn, als das Bild von ihr, welches durch die Beſchreibung der Kammerfrau, im erſten Act, in unſre Einbildung gemalt wird. Es iſt ganz der Zeiten würdig, worin Sophokles ſeine Electra, Phidias ſeine Pallas, und Xenophon ſeine Panthea ſchuf. — „Sobald ſie ſah, daß der fatale Tag nun angebrochen ſey, wuſch ſie ihren ſchönen Leib in reinem Flußwaſſer, zog ihre feſtlichen Kleider und ihr ſchönſtes Geſchmeide an, trat dann vor die Altäre die im Palaſt aufgerichtet ſind, und empfahl den Göttern ihre Kinder: bat ſie, ihrem Sohn einſt eine zärtliche Gattin, ihrer Tochter einen edlen Gemahl zu geben, und ſie, glücklicher als ihre Mutter, nicht das Opfer eines unzeitigen Todes werden, ſondern ihnen das ganze Maß eines langen wonnevollen Lebens in ihrem väterlichen Lande zumeſſen zu laſſen! So ging ſie betend von einem Altar zum andern, kränzte ſie mit Blumen und beſtreute ſie mit Myrtenblättern — ohne Klage, ohne Seufzer, ohne daß der Gedanke des kommenden Todes ihren ſchönen Wangen die Farbe der Jugend raubte. Aber da ſie endlich zu ihrem Schlafgemach kam, überwältigte ſie die ſtärkere Natur: ſie ſtürzte ſich auf das eheliche Bett, und

Sie, daß unſer Parterre, oder wenigſtens unſre Logen zu der langen Rede geſagt hätten, welche Euripides ſeine Alceſte halten läßt, um ihren Gemahl zu bewegen, daß er ihr eidlich angelobe, ſich nicht wieder zu vermählen? Es iſt wahr, alles was er ſie ſagen läßt, iſt Natur, iſt den Sitten ihres Zeitalters vollkommen gemäß. Sie redet die Sprache einer edlen tugendhaften Frau, in einer Zeit, wo Uebermaß von Geſelligkeit und Verfeinerung die charakteriſtiſchen Züge eines jeden Geſchlechts und Standes noch nicht wegpolirt hatte; wo ein jedes noch von ſeinen eigenen Pflichten und von denen der andern ſtärker durchdrungen war, und wo das, was wir jetzt Sentenzen nennen, bloß ſtark ausgeſprochenes moraliſches Gefühl war. Sie redet die Sprache einer zärtlichen Mutter, in einer Zeit, wo Fürſtinnen ſich nicht ſchämten, in der vollen Kraft dieſes Wortes Mütter zu ſeyn. — Wie? (rufen Sie mir entgegen) ſind Ihnen die Beiſpiele unbekannt, die dieſen Ruhm auch unſern Zeiten zueignen? Wem, mein Freund, könnten ſie unbekannt ſeyn? Auch werden Sie, denke ich, gefunden haben, daß meine Alceſte, wiewohl etwas weniger ſchwatzhaft als die Griechiſche, gewiß nicht weniger Mutter iſt. Aber dem Manne, für den ſie ſtirbt, in acht ſchönen Verſen die Wohlthat, die ſie ihm erweiſet, vorrücken — dem Manne, für den ſie ſtirbt, durch eine lange Reihe von dringenden unwiderſtehlichen Vorſtellungen einen Eid, daß er ihrem Andenken und ihren gemeinſchaftlichen Kindern nicht untreu werden wolle, abnöthigen — dieß konnte meine Alceſte nicht, dieß durfte ſie nicht, ohne ihn und den Dichter (der am Ende doch, wie billig, die Schuld allein tragen muß) in den Augen aller ſchönen Seelen aufs ſchmählichſte zu erniedrigen. Hier war nun freilich vonnöthen, die Spur des Griechiſchen Dichters zu verlaſſen! Aber vergeſſen Sie gleichwohl

nicht, daß ſein Admet ſehr weit entfernt iſt, der edelmüthige, zärtliche, feurige Liebhaber zu ſeyn, der er in der modernen Alceſte iſt. Mit einem Admet, wie der ſeinige, war die Vorſichtigkeit der Alceſte nichts weniger als überflüſſig.

Dieſer Admet — denn es iſt nun Zeit auf ihn zu kommen — ſcheint, mit aller ſeiner ehelichen Liebe zu einer Gemahlin von ſo außerordentlichem Werthe, der Philoſophie Satans im Buche Hiob zugethan geweſen zu ſeyn, deren erſter Grundſatz iſt: „Alles, was ein Mann hat, gibt er für ſein Leben.“ Hat er um die Entſchließung ſeiner Gemahlin gewußt, oder wenigſtens darein gewilligt? Ach! beides iſt nur allzugewiß. Der Vorredner Apollo, und ſeine eigne Sprache beinahe durch das ganze Stück, laſſen uns keinen Zweifel übrig. Mitten unter den Wehklagen, die ihm der Verluſt einer ſchönen jungen Frau auspreßt, verräth er wider ſeinen Willen ſein Behagen darüber, daß er da iſt; und wenn wir ihn alle Augenblicke das Verdienſt, das ſie ſich durch ihren Tod um ihn gemacht, erheben hören, zwingt er uns beinahe zu denken, das, was ihm bei ihrem Verluſt am meiſten zu Herzen gehe, ſey, daß er nun keine Frau mehr habe, die bei Gelegenheit noch einmal für ihn ſterben könne. Nun iſt es wahr, er ſagt bei ihrem Abſchied die feinſten und zärtlichſten Dinge von der Welt; aber deſto ſchlimmer für ihn! Wir werden immer nur eine ſehr mittelmäßige Meinung von einem Manne haben, der, in dem Augenblicke, wo er eine Gattin wie Alceſte verliert, eine wohlgeſetzte Rede in vierzig ſchönen Verſen zu halten fähig iſt. Glaubt er etwa, wir ſollen darum beſſer von ihm denken, weil er Alceſten ſagt: er wolle ſich von einem großen Meiſter ihre Statue machen laſſen, wolle dieſe Statue alle Nächte mit ſich zu Bette nehmen, ſie umarmen, ſie mit ihrem Namen nennen,

ſich dann einbilden, er habe ſeine liebe Frau im Arm — und was der Albernheiten mehr ſind? — „Freilich, ſetzt er hinzu, wird es, halt' ich, nur eine kalte Freude ſeyn (ψυχραν μεν οιμαι τερψιν); aber wenigſtens wirſt du mir zuweilen im Traum erſcheinen, und meine Luſt vollkommen machen.“ Denken Sie nicht etwa, daß dieß das Froſtigſte iſt, was er ihr vorſagt: es kommt noch beſſer. Denn nun ſagt er ihr gar, was er thun wolle, wenn er ſo ſchön ſingen und leyern könnte, wie Orpheus, und prahlt, daß ihn weder Plutons Hund noch Charon mit ſeiner großen Schürſtange zurückhalten ſollte, zur Hölle hinabzuſteigen, und ſeine liebe Alceſte zurückzuholen. Aber auf alle dieſe ſchönen Einfälle und Phraſen haben wir nur Eine Antwort, die wir ihm bei jedem Worte ins Geſicht ſtoßen: wer hat die Schuld, daß Alceſte ſterben muß? Wer willigte ein, ſein Leben um einen ſo hohen Preis zu erkaufen? Wer bedankt ſich noch ſelbſt gar ſchön bei ihr, daß ſie ſo großmüthig geweſen iſt, für ihn zu thun, was Vater und Mutter nicht für ihn hätten thun wollen? Nein, den Mann, der dieß thun konnte, den können wir unmöglich lieben, unmöglich an ſeinem Schmerz Antheil nehmen. Seine Klagen empören uns wider ihn. Laſſen Sie ihn das nämliche, was der moderne Admet ſagt; laſſen Sie ihn Alceſten, da er ſieht, daß ſie im Begriff iſt die Seele auszuathmen, fußfällig beſchwören: zu leben, ihn nicht zu verlaſſen, ihn mitzunehmen! Alles dieß kann keine Wirkung auf uns thun. Wenn es ſein Ernſt wäre, hätte er's nicht dazu kommen laſſen, denken wir; und dieſer Gedanke macht, daß wir von allen ſeinen Thränen und Klagen wenig mehr gerührt werden, als von den Thränen der Klageweiber, welche bei den Alten (und in einigen Provinzen Deutſchlands noch

heutigen Tages) gedungen werden, bei einem Leichenbegängniß um baares Geld die Geſichter zu verzerren.

Alceſte iſt nun geſtorben. Der junge Eumelus, ihr Sohn, erhebt darüber eine Wehklage, in welcher wir die Einfalt ſeines jugendlichen Alters und die rührende Stimme der Natur erkennen. „Höre, o höre mich, Mutter, ich flehe dir; ich bin es, ich, den du liebteſt, o theure Mutter! Ich bin es, der dir ruft, der ſeinen Mund an deine kalten Lippen drückt!“ — „Du rufſt vergebens, antwortet ihm ſein Vater; ſie hört, ſie ſieht dich nicht mehr! Wie elend ſind wir alle!“ Eumelus fährt fort, ſein und ſeiner kleinen Schweſter Schickſal zu beklagen. Admet ſchweigt.

Der Chor ſpricht ihm Troſt zu; und was für einen Troſt!

„Admet, man muß dergleichen Unglücksfälle tragen lernen! Du biſt nicht der erſte, der eine gute Frau verloren hat, und wirſt nicht der letzte ſeyn! Und ſterben — du weißt es — müſſen wir alle!“ — Admet ergibt ſich der Evidenz dieſer Vorſtellungen, er ſcheint die Gleichgültigkeit, worin wir ihn in dieſem Augenblicke ſehen, damit entſchuldigen zu wollen, er habe Zeit gehabt, ſich auf einen ſchon ſo lange vorgeſehenen Fall gefaßt zu machen; und nun publicirt er eine Verordnung, wie er es mit dem Leichenbegängniß und mit der Trauer gehalten wiſſen wolle; eine Verordnung, welche in der That ſein Hofmarſchall nicht beſſer hätte machen können. Der Leichnam wird hierauf mit großem Gepränge weggetragen, der Chor ſingt einen ſchönen Leichengeſang, und nun beginnt der dritte Act mit der Ankunft des Hercules. Admet verbeißt nun ſeinen Schmerz, um eine

herrliche Probe ſeiner Hoſpitalität ablegen. Hercules läßt ſich endlich überreden, daß die Geſtorbene, um welche Admet und die ganze Stadt trauert, nur eine Sklavin geweſen ſey, und geht hinein um ſich bewirthen zu laſſen. Der Chor hat nun (wie Sie leicht erachten können) einen reichen Stoff, die Gaſtfreiheit Admets zu beſingen; und während er ſich und den Zuſchauern die Zeit ſolchergeſtalt vertreibt, werden im Palaſt die Anſtalten zum Leichenbegängniß gemacht. Admet erſcheint an der Spitze des Leichenconducts; der alte Pheres und ſeine Hausbedienten ſtoßen von einer andern Seite zu ihnen, und nun erhebt ſich zwiſchen Vater und Sohn der komiſche und unanſtändige Zank, welchen der ehrliche Pater Brumoy ſo gern entſchuldigen möchte, und ſo ſchlecht entſchuldigt, weil er nicht ſah oder nicht ſehen wollte, daß des weiſen Euripides eigenthümliche Schwachheit iſt, keiner Gelegenheit, wo er ſeine Perſonen ſchöne Reden kann halten laſſen, widerſtehen zu können. Man muß indeß geſtehen, wenn die Abſicht des Dichters war, durch das Betragen Admets gegen ſeinen alten Vater den Gedanken in uns zu erwecken, daß ihn der Schmerz über Alceſtens Verluſt raſend gemacht habe, ſo hat er ſeine Abſicht vollkommen erreicht. Denn nichts als dieſe Vorausſetzung kann ihn gegen den Abſcheu retten, den er ſonſt verdiente. Man muß eines von beiden, ein unnatürlicher Böſewicht oder ein Wüthender ſeyn, um ſich gegen einen Vater in dieſem Grade vergeſſen zu können. Aber man muß auch geſtehen, daß der Poet beſſer gethan hätte, uns die Verzweiflung ſeines Admets durch weniger anſtößige Wirkungen zu ſchildern. Doch dem ſey jetzt wie ihm wolle, Admet zieht endlich mit ſeinem ganzen Gefolge ab, und während daß ſie die Leiche verbrennen, unterhält uns ein Bedienter mit einer tragikomiſchen Erzählung,

wie luſtig ſich der fremde Gaſt mache, von dem er aus ſeiner ganzen Aufführung vermuthet, daß er irgend ein Erzſpitzbube und Landſtreicher ſeyn müſſe. (Denn dieß iſt doch wohl in unſrer Sprache das Aequivalent für πανουργον κλωπα und ληστην τινα?) Der hierauf folgende Dialog zwiſchen Hercules und dem Bedienten iſt abermal durch eine lange moraliſche Lection merkwürdig, die der erſte dem andern hält, um ihm begreiflich zu machen, wie albern und unanſtändig es ſey, dem Gaſte ſeines Herrn um einer verſtorbenen Sklavin willen ein finſtres Geſicht zu zeigen. „Hier komm her (ſagt ihm der Halbgott), ich will dich Weisheit lehren; denn es ſcheint doch, dieß ſey, was du am nöthigſten haſt. Weißt du, was es mit dem menſchlichen Leben für eine Bewandtniß hat? Ich denke, nein; woher ſollteſt du's auch wiſſen? Höre mir alſo zu! Alle Menſchen müſſen ſterben, und von allen Sterblichen weiß keiner ob er morgen noch leben wird. Der Lauf des Zufalls iſt ungewiß; es gibt keine Regel, keine Kunſt, wodurch er vorausgeſehen oder geleitet werden könnte. Dieſem zufolge, was du jetzt von mir gelernt haſt, mache dich luſtig, trink, halte nichts für dein als den gegenwärtigen Tag, alles übrige für des Zufalls. Aber am allermeiſten diene Cythereen, der freundlichſten und wohlthätigſten unter allen Göttern. Alles übrige laß gehen wie es geht" u. ſ. w. Im Vorbeigehen, wie gefällt Ihnen der Ton und die Moral dieſes Euripidiſchen Hercules? Wenigſtens ſehen Sie, daß ich den meinigen nicht nach ihm gezeichnet habe. Der Hercules, den ich ſchilderte, iſt der Hercules des Prodikus, der ſich durch die Größe ſeiner Geſinnungen und Thaten den Weg zum Olympus bahnt. Des Euripides ſeiner iſt der Hercules der ſchönen Omphale, der immer bereit iſt, den Ruhm ſeines Heldenlebens an das

Vergnügen eines Augenblicks zu ſetzen. Er iſt nicht mehr als ein alltäglicher Menſch, da jener ſich der Größe der Götter nähert. — Der Bediente kann ſich endlich nicht länger halten, dem fremden Bacchusbruder zu entdecken, wie unzeitig ſeine Fröhlichkeit ſey. Hercules beklagt ſeinen Irrthum, ſagt uns (nach einer Gewohnheit, welche Euripides in allen ſeinen Stücken heilig beobachtet) von Wort zu Wort vorher, wie er es machen will, um Alceſten wieder zu bringen, und geht ab. Admet kömmt nun von der Beſtattung ſeiner Gemahlin zurück. Man muß geſtehen, es iſt viel Natur, viel Rührendes in den Klagen, die er anſtimmt. — „Weh mir! Trauriger Gang! Trauriger Anblick meiner verwittweten Wohnungen! Weh mir! Wohin ſoll ich gehen? Wo werd' ich Ruhe finden? (Was ſoll ich ſagen? was nicht?) O warum muß ich noch leben? Warum mußt' ich geboren werden? Die Todten, die Todten allein ſind glücklich! Alles was ich liebe, iſt bei ihnen! bei ihnen wünſch' ich mir zu wohnen; denn für mich iſt der Anblick dieſes Tagelichts keine Freude mehr!“ Der Chor vergißt, wie leicht zu erachten, ſeine Schuldigkeit bei einem ſo ſchönen Anlaß nicht; er tröſtet, er nimmt Antheil; und da nichts verfangen will, wirft er ſich in Gemeinplätze — „wer kann wider das Schickſal? Du biſt nicht der erſte, nicht der einzige;“ und was dergleichen ſeine Sprüchlein mehr ſind. Dieſe Converſation zwiſchen Admet und dem Chor; worin jener (wenn die Reihe an ihn kömmt) mit vieler Wohlredenheit jammert, und dieſer ſehr plattes Zeug ſagt, dauert nun ziemlich lange fort, und, die Wahrheit zu ſagen, ich begreife nicht, wie es die Athener machten, um die ſogenannten Antiſtrophika ſchön zu finden. Urtheilen Sie ſelbſt davon, mein Freund; hier iſt eine kleine Probe:

weh mir, weh mir! — Nehmen Sie jetzt noch an, daß die Muſik der Griechen nichts Beſſeres geweſen ſey, als was Meibomius daraus macht, und ſtellen Sie ſich dann vor, was dieſe Strophe und Antiſtrophe für eine Wirkung gethan haben mag!

Euripides läßt im dritten Act Alceſtens Leichnam verbrennen; und im fünften bringt Hercules ſie mit Leib und Seele wieder zurück. Ihre Seele hat er dem Orkus abgejagt; dieß geben wir zu; aber wie dieſe Seele ihren vorigen Leib, nachdem er in Aſche verwandelt worden war, wieder bekommen konnte, iſt und bleibt unbegreiflich. In meiner Alceſte geht die Wiedervereinigung der aus dem Elyſium zurückgebrachten Seele vor, eh' ihr Leib noch zerſtört worden iſt. Immer bleibt zwar etwas Wunderbares in der Sache, wovon man uns das Wie nicht zeigt: aber die Imagination findet doch in dieſem Fall ungleich weniger Schwierigkeit als in jenem. Es iſt wahr, das Wunderbare ſteigt durch die Höllenfahrt des Hercules. Wir begreifen weder, wie er den Weg in den Tartarus gefunden, noch wie er ein ſo großes Abenteuer in ſo kurzer Zeit vollenden konnte. Aber gleichwohl mangelt es uns nicht an Vorſtellungen, womit wir unſre Einbildung, wo nicht befriedigen, doch zum Schweigen bringen. Hercules iſt ein Halbgott; man iſt gewohnt, außerordentliche und übermenſchliche Thaten von ihm zu ſehen; es iſt nichts zu ſchwer, das man ihm nicht zutraute. Dieß iſt etwas; aber der Dichter — dem die Natur einige Blicke in das menſchliche Herz gegönnt hat — ſah, daß er noch mehr thun konnte. Er läßt Admeten eine Frage an den Hercules thun, die er gleichſam im Namen aller Zuſchauer thut: und

Hercules beantwortet sie auf eine Art, welche keiner Widerrede Raum läßt.

— — Sage,
Den Göttern gleicher Freund, wie konntest du
Lebendig in den unzugangbarn Sitz
Der Schatten dringen? O, erkläre mir
Ein Wunder, das mir, noch in diesem Augenblicke,
Da ich's mit Augen sah, mit Händen fühle,
Unglaublich ist.

Dieser Unglaube, dieser Vorwitz des Admet thut die glücklichste Wirkung; er kommt den Einwendungen der Zuschauer zuvor, und erstickt sie gleichsam auf ihrer Zunge. Aber die Antwort des Hercules verschließt beiden den Mund auf immer:

Begehr' es nicht zu wissen!
Ein heil'ger Schleier, den die Götter selbst
Nicht wegzuziehen wagen, liegt
Auf den Geheimnissen des Geisterreiches.
Der Eumeniden Hand schließt meinen Mund.
Genug für dich, daß dir Alceste wieder
Gegeben ist. Geneuß der wundervollen Wohlthat
Der Götter, Freund, und feßle deinen Vorwitz!

Sie wissen, mein Freund, daß dieß völlig nach den Begriffen der Alten gesprochen ist; und diese Begriffe sind gewissen wesentlichen Empfindnissen der Menschen so angemessen, daß die Antwort des Hercules selbst für uns etwas Täuschendes hat, welches uns das Unglaubliche in der Sache verbirgt — und dieß ist doch alles, was man bei einer Fabel, wie diese, von dem Dichter fordern kann.

Dieſe Beurtheilung der Alceſtis iſt ein Auszug aus den Briefen über das neue Singſpiel Alceſte, welche Wieland in dem Jahrgange 1773 des Deutſchen Merkurs dem Publicum vorlegte. Sie durfte in einer Sammlung der Werke Wielands um ſo weniger fehlen, da ihrer in vielen Schriften über Euripides und deſſen Alceſtis gedacht wird, und ſie überdieß zufällig auf den Gang der literariſchen Cultur in Deutſchland einen ſehr wichtigen Einfluß gehabt hat. Bekanntlich trat Goethe in dieſer Beziehung als Wielands Gegner auf, und ohne dieß würden wahrſcheinlich Goethe und Herder nie nach Weimar gekommen ſeyn. Von allem dieſem jedoch an einem andern Orte. Hier werde bloß noch bemerkt, daß der, welcher ſeinen Scharfſinn an der äſthetiſchen Kritik üben will, wohl thun wird, Glo. Ad. Wagners Commentatio de Alcestide Euripidea vor ſeiner Ausgabe der Alcestis Euripidea Leipz. 1800 zu vergleichen. (Man ſehe auch noch das S. 32 Anmerk. 45 Angeführte.)

A. W. Schlegel über dramat. Kunſt u. Literatur Bd. 1. S. 245 ſagt: „Von Seiten ſchöner Sittlichkeit iſt vielleicht kein Stück des Euripides ſo ſehr zu loben, als die Alceſte. Ihr Entſchluß zu ſterben und ihr Abſchied von ihrem Gemahl und Kindern iſt ſchmerzlich entzückend dargeſtellt. Auch die Enthaltſamkeit, daß er die aus der Unterwelt zurückgeführte Heldin durchaus nicht reden läßt, um nicht den geheimnißvollen Vorhang vor dem Zuſtande der Todten wegzuziehen, muß ſehr hoch angerechnet werden. Freilich iſt Admet, und beſonders ſein Vater, mit ihrer ſelbſtiſchen Liebe zum Leben ſehr aufgeopfert, auch Hercules zeigt ſich anfangs derb bis zur Rohheit, und erſt nachher edler und ſeiner würdig, endlich wieder jovialiſch, da er mit dem Admet ſeinen Scherz

treibt, und ihm seine verschleierte Gattin als eine neue Braut zuführt."

---

c.

Wielands Ueberſetzungen Euripideiſcher Tragödien.

In dem Attiſchen Muſeum wollte Wieland Ueberſetzungen liefern von des Euripides Jon, Helena, beiden Iphigenien, Hippolytus und Medea. Nur von den beiden erſten Stücken hat er ſie geliefert:

Jon in des vierten Bandes drittem Hefte.

Helena im neuen Attiſchen Muſeum Bd. 1. Hft. 1.

Die Ueberſetzung des Jon, ſagt er ſelbſt, ſollte die Leſer in den Stand ſetzen, den damals (1802) viel beſprochenen Schlegel'ſchen Jon mit dem Jon des Griechiſchen Meiſters vergleichen und mit eignen Augen ſehen zu können, wie beide denſelben Stoff bearbeitende Künſtler und ihre Werke ſich gegen einander verhalten; eine Vergleichung, welche, mit reinem Sinn für das Wahre, Schöne und Geziemende angeſtellt, für Freunde und Jünger der Kunſt nicht anders als unterhaltend und lehrreich ſeyn kann.

Schon ſeine dem Stück hinzugefügten Erläuterungen haben zum Theil den Zweck, eine ſolche Vergleichung einzuleiten, noch mehr befördert Wieland die Erreichung desſelben durch eine eigne Abhandlung:

Grundriß und Beurtheilung der Tragödie Jon des Euripides,

welche das neue Attiſche Muſeum (1805) eröffnet. Man vergleiche hiemit Leſſings philologiſchen Nachlaß, geordnet von

Fülleborn im dritten Theil von Leſſings Leben S. 259 fgg. u. A. W. Schlegel a. a. O. 246.

Ebenſo lieferte er im 2ten Bande des neuen Attiſchen Muſeums einen

Grundriß und Beurtheilung der Helena des Euripides.

Die polemiſche Tendenz, welche Wieland bei der erſten Abhandlung hatte, dürfte wohl, eben ſo verſteckt, dem zum Grunde liegen, was Schlegel über dieſe Helena urtheilt S. 261.

---

d.

Einzelne Bemerkungen.

Ich weiß ſehr wohl (und wie könnt' ich es nicht wiſſen?), daß Reden und Gegenreden in einzelnen jambiſchen oder trochäiſchen Verſen eine den alten Tragikern gewöhnliche Form ſind: aber daß ſie von dieſer Form immer nur dann Gebrauch machen, wenn ſie einen beſtimmten Grund dazu haben, darin liegt das Nachahmungswürdige. Grundr. d. Jon S. 23.

Wer den Euripides kennt, weiß, daß er eine ſo ſchöne Gelegenheit, ſeine Stärke in der dramatiſchen Redekunſt zu zeigen, nicht unbenutzt läßt.

Die Reden, die er der Helena und dem Menelaos, über deren Leben oder Tod Theonoë in dieſem Augenblick entſcheiden ſoll, in den Mund legt, gehören unter die vorzüglichſten und mit der meiſten Kunſt ausgearbeiteten von allen, woran ſeine Tragödien ſo reich ſind, und um deren willen Quintilian

ſeinem Schüler in der Kunſt öffentlich zu reden das Leſen des Euripides vor allen andern Tragikern empfiehlt. Beſonders verdient bewundert und nachgeahmt zu werden, wie meiſterhaft er jede dieſer Perſonen, in einerlei Angelegenheit und zu einerlei Zweck auf eine ganz verſchiedene, ihrem Geſchlecht und perſönlichen Charakter zukommende Weiſe ſprechen läßt. Grundr. d. Helena S. 48 fg.

Dieſe Stellen, verglichen mit dem, was Schlegel S. 216 bis 218 hierüber urtheilt, möchten ſie doch einen unbefangenen äſthetiſchen Kritiker zu einer detaillirten Beurtheilung veranlaſſen! Nur in dieſer Abſicht ſind ſie hier ausgehoben worden.

F.

1.

Jakob le Fevre von Etaples.*)

(Faber Stabulensis.)

1777.

Dieſer jetzt ſelten mehr genannte Mann behauptet einen der oberſten Plätze unter den ehemaligen Bekämpfern der mönchiſchen und ſcholaſtiſchen Barbarei in Frankreich und gehört alſo inſofern mit dem Reuchlin, Erasmus, Agrippa, Vives u. ſ. w. in Eine Claſſe. Er war ein heller Kopf, der ſich viel Mühe gab den beſſern Sinn und Geſchmack im Studiren auszubreiten, und die Jugend zu den Quellen wahrer Gelehrſamkeit anzuführen; aber eben dadurch, und weil er bei Gelegenheit weder der Dummheit in Kutten, noch der Unwiſſenheit unter Doctorhüten ſchonte, dem Pöbel der damaligen

*) Jacques le Fevre ward um das Jahr 1455 zu Eſtaples bei Amiens geboren, und war Großvicar des Biſchofs von Meaux.

Philoſophaſter und Theologaſter ſich ſchlecht empfahl. In deſto größerm Anſehen ſtand er bei allem was in und außer Frankreich geſunder dachte und dem aufgehenden Tage mit Sehnſucht entgegenſah; vornehmlich bei König Franz dem Erſten ſelbſt — dem der Beiname le Père des Lettres mehr Ehre macht, als Ludwig dem Vierzehnten der Beiname des Großen — und bei deſſen Schweſter, der berühmten Königin von Navarra. Seine hauptſächlichſten Verdienſte waren, daß er den Ariſtoteles und die heilige Schrift beſſer verſtund und auslegte, als es zu ſeiner Zeit auf der Univerſität zu Paris Mode war. Seine lateiniſche Ueberſetzung der Briefe der Apoſtel mit kritiſchen Anmerkungen machte viel Aufſehens; doch wurde er hierin bald von Erasmus verdunkelt, der ein noch hellerer Kopf war und ungleich ſchöner ſchrieb.

Es iſt ſchon bei Agrippa von Nettesheim des großen Lärmens gedacht worden, der ſich Anfangs des 14ten Jahrhunderts in Frankreich wegen der drei Ehemänner der heiligen Anna erhob. Agrippa war in dieſem Streite nur der Secundant von le Fevre, ſeinem Freunde; denn dieſer war es eigentlich, der die Entdeckung gemacht hatte, daß die heil. Anna nur Einen Mann gehabt. Damals brauchte es nichts, als daß ein gelehrter Mann ſich irgend eine ſolche kleine hiſtoriko-kritiſche Freiheit herausnahm, um ſich alle ſchwarzen und braunen Capuzen der Chriſtenheit über den Hals zu ziehen. Allein le Fevre ließ es nicht dabei bewenden. Nicht zufrieden, die drei Männer der heil. Anna auf einen reducirt zu haben, unternahm er nun auch im Gegentheil aus der einzigen Maria Magdalena drei ganz verſchiedene Perſonen zu machen. Die gemeine herrſchende Meinung war bisher geweſen, Maria, die Schweſter der Martha und des Lazarus, die Maria, aus welcher Chriſtus ſieben Teufel ausgetrieben,

und die ungenannte Sünderin im 7ten Capitel des Evangeliſten Lucas ſeyen nur Eine Perſon geweſen, nämlich die heil. Maria Magdalena, die (ſonderlich als ſchönſte Büßerin) ſeit der Wiederherſtellung der Künſte immer ein Lieblingsſujet der chriſtlichen Maler geweſen iſt. Le Fevre unterfing ſich, dieſe Meinung zu bekämpfen, ungeachtet ſie die Autorität des Römiſchen Breviers auf ihrer Seite hatte. Seine Gründe ſind ein paar hundert Jahre ſpäter ſo gewichtig gefunden worden, daß viele gelehrte Geiſtliche unter den Katholiſchen kein Bedenken getragen, ſie öffentlich als wahr zu behaupten. Aber damals wurde le Fevren ein großes Verbrechen daraus gemacht, und die Sache für wichtig genug gehalten, daß einer der erſten Theologen derſelben Zeit, der berühmte Doctor Fiſcher, Biſchof von Rocheſter, ſich in eigner Perſon an die Spitze der Mönche und Doctoren ſtellte, und ein mächtiges Buch für die Einheit der drei Marien ſchrieb, worin er mit dem kleinen le Fevre wie mit einem Renegaten zu Werke ging. In der That, wenn man die Vorurtheile ſeiner Zeit bedenkt, war das Unterfangen des kleinen le Fevre höchſt verwegen. Aber was die Sache vollends verdarb, war, daß er ſein Büchlein gerade um die Zeit publicirte, da Luther im Herzen Deutſchlands ſich gegen den Ablaßhandel, einen der einträglichſten Zweige des damaligen Römiſchen Commerciums, auflehnte. Solche Neuerungen waren pessimi exempli, und man konnte ſie, wie die Umſtände lagen, unmöglich mit der untheilnehmenden Gelaſſenheit anſehen, womit man in unſern Tagen kritiſche Fragen von ungleich höherem Belang anzuſehen pflegt. Le Fevre war damals ſchon ein Mann von achtzig Jahren; aber, dieſes hohen Alters und ſeiner ſehr kleinen Statur ungeachtet, noch ein rüſtiger Mann, und — ohne ſich gleichwohl öffentlich von der katholiſchen Kirche zu

trennen — der damals, unter dem Schutze der nachmaligen Königin von Navarra, in Frankreich sehr überhand nehmenden Partei der Reformatoren nicht wenig förderlich. Im Jahre 1523 vermehrte er die großen Klagen, welche die Sorbonne bereits über ihn zu führen hatte, durch eine Französische Uebersetzung der vier Evangelisten, die von den Laien begierigst aufgenommen und häufig gedruckt wurde. Nun wüthete nicht nur der große Klopffechter Natalis Beda oder Bedda, ein Picarder und ein Doctor der Sorbonne, der sich oft dem König Franz I selbst furchtbar machte, in centnerschweren Streitschriften wider ihn: sondern die hochgedachte Facultät selbst schritt endlich zu seiner öffentlichen Dregadation (denn le Fevre hatte die Ehre ein Doctor der Sorbonne zu seyn) und da, auf derselben Anstiften, auch das Parlament seinen Arm gegen den guten alten Mann erhob, möcht' es ihm übel ergangen seyn, wenn König Franz nicht selbst (aus der Gefangenschaft, worin ihn Karl V damals hielt) an das Parlament geschrieben, und diese Sache seinem eigenen Erkenntniß vorbehalten hätte. Bei alledem war für einen Mann von beinahe 90 Jahren, der sein Leben noch liebte und (wie Erasmus) nicht nach der Märtyrerkrone strebte, das Rathsamste, sich zurückzuziehen, und die gute Sache von jüngern und muthigern Kämpfern ausfechten zu lassen. Dieß war es auch, was le Fevre that. Er verließ Paris, zog nach Meaux zu dem gelehrten Bischof Wilhelm Brissonet, der die Reformation eine Zeitlang sehr begünstigte; da ihn die Franciscaner auch von da vertrieben, nach Blois, und zuletzt nach Guyenne, wo er zu Nerac, unter dem unmittelbaren Schutze der Königin Margaretha, seiner großen Gönnerin, und im vertrauten Umgang mit den frommen und gelehrten Männern von der Hugenottischen Partei, welche diese Fürstin um

ſich hatte, den Reſt ſeines Lebens in Frieden zubrachte, und im Jahre 1537 beinahe hundert Jahre alt beſchloß, nachdem er in einem mündlichen Teſtamente ſeinen Freund Gerard Rouſſel zum Erben ſeiner Bücher, und die Armen zu Erben aller ſeiner übrigen Verlaſſenſchaft eingeſetzt hatte.

2.

Johann Fihard.*)

(Geb. 1511 geſt. 1581.)

1776.

Unter den vortrefflichen Männern von allen Claſſen, welche die Reichsſtadt Frankfurt ſeit mehrern Jahrhunderten hervorgebracht, iſt dieſer Rechtsgelehrte einer der hervorſtechendſten. Er war ein Schüler des damaligen großen Rechtsgelehrten, Ulrich Zaſius, der in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts die Zierde der hohen Schule zu Freiburg war, und (wie Fihard von ihm zu rühmen pflegte) noch als ein 70jähriger Greis ſo viel Feuer des Geiſtes und Lebhaftigkeit im Vortrag beſaß, daß kein anderer ſeines Ordens in Deutſchland und Italien ihm hierin den Vorzug ſtreitig

*) Schon Jördens — Lexikon I. 545. — hat gewarnt, dieſen Frankfurter Rechtsgelehrten nicht mit dem gleichnamigen und gleichzeitigen ſatyriſchen Dichter, dem Rechtsgelehrten aus Straßburg (geb. 1550) zu verwechſeln, wie geſchehen iſt von Dav. Clement in der Bibl. cur. Bodin. IV. 404., von Küttner in den Charakteren Deutſcher Dichter und Proſaiſten, und von Leon. Meiſter in der Charakteriſtik Deutſcher Dichter.

machen konnte. Fikard, der in der Schule zu Frankfurt einen guten Grund in den gelehrten Sprachen und philologiſchen Kenntniſſen gelegt hatte, erwarb ſich zu Freiburg die vorzügliche Liebe und Fürſorge des alten Zaſius, und machte ſich derſelben ſo gut zu Nutz, daß, nachdem er etliche Jahre dem kanoniſchen und römiſchen bürgerlichen Recht (auf welche in jenen Zeiten die Rechtsgelehrtheit ſich einſchränkte) unter einem ſo geübten Anführer mit großem Fleiß obgelegen, er nebſt ſeinem Mitſchüler, Johann Sichard von Biſchoffsheim (in der Folge ebenfalls einem der verdienſtvollen Männer ſeiner Zeit), im Jahre 1531 als ein Jüngling von 19 Jahren den Doctorhut aus desſelben Hand zu empfangen würdig war, und durch ſeine Geſchicklichkeit und Wohlredenheit ſchon in ſolcher Jugend aller Augen auf ſich zog. Er übte ſich hierauf eine Zeitlang in der Praxis an dem damals zu Speyer befindlichen höchſten Reichsgerichte; beſuchte ſodann die berühmteſten Rechtsſchulen in Italien, beſonders die zu Padua und Bologna, welche damals vorzüglich blühten; erweiterte daſelbſt ſeine Kenntniſſe in allen Theilen der Gelehrſamkeit, und kehrte hierauf in ſeine Vaterſtadt zurück, welche nicht ſäumte ſich die Geſchicklichkeit eines ſo vorzüglichen Mitbürgers zuzueignen, indem ſie ihm die Würde eines Stadtſchreibers und Syndicus im Jahre 1537 anvertraute. Er verwaltete dieſes in Reichsſtädten ſo wichtige Amt 44 Jahre mit größtem Ruhm; machte ſich während dieſer Zeit unvergeßliche Verdienſte um ſeine Vaterſtadt, durch die Geſchicklichkeit, Klugheit und Thätigkeit, womit er, in den damals ſo außerordentlich verwickelten, gefahr- und arbeitsvollen Zeitläuften, die wichtigſten Geſchäfte (beſonders auch die durch die Reformation veranlaßten neuen Einrichtungen) zu Stande bringen half, und ſtarb endlich mit dem Nachruhm, eine Zierde ſeiner

Stadt und einer der erſten Männer ſeines Jahrhunderts in ſeinem Fache geweſen zu ſeyn, im Jahr 1581 im 70ſten Jahre ſeines Alters. Unter ſeinen vielen juriſtiſchen Schriften wird ſein Tractatus Cautelarum vorzüglich geſchätzt. Er ſchrieb auch eine Biographie der neuern Rechtsgelehrten von Irnerius an bis zu ſeinem Lehrer Zaſius, und andere zur Rechtsgeſchichte gehörige Werke. Zu bemerken iſt's, daß er auch ſeine Stärke in der Griechiſchen Sprache durch Lateiniſche Ueberſetzung einiger Schriften des Galenus zeigte. Denn ſchon damals, und vorzüglich damals, war das Studium der Griechiſchen Sprache und Literatur eine weſentliche Erforderniß, um den Namen eines Gelehrten zu verdienen, und ſelbſt unter den großen Geſchäftsmännern des 16ten Jahrhunderts wird man wenige nennen können, die der Sprache Homers und Platons unkundig geweſen wären. Ich hätte ſehr gewünſcht, etwas Umſtändlicheres und Specielleres von dem Leben und Charakter eines ſolchen Mannes ſagen zu können; muß es aber aus Mangel der Materialien hiezu (womit ich von Frankfurt aus vielleicht hätte verſehen werden können) bei dieſer kurzen Nachricht bewenden laſſen. Die Bildniſſe, die man zu Frankfurt a. M. noch von ihm hat, zeigen ihn als einen Mann von hellem Sinn, unbefangnem Verſtand, großer Feſtigkeit, Feinheit, Mäßigung und Bonhomie, wiewohl bei vielem Feuer; und ich bemerke daran vorzüglich eine Art von ſcharfem, ſicherm und feinem Blick, der die großen Rechtsgelehrten ganz eigen charakteriſirt.

3.

Fracaſtor.

1777.

Hieronymus Fracaſtor, ein edler Veroneſer (geboren im Jahre 1483, geſtorben auf ſeinem Landgut, unweit Padua im Jahre 1553), iſt unter den Aerzten, die zugleich Dichter waren, von Seiten des poetiſchen Talents unſtreitig der erſte — und der einzige; der ihm dieſen Lorbeer vielleicht ſtreitig machen könnte, würde ſchwerlich günſtig von der Beurtheilungskraft desjenigen denken, der die Alpen über die Syphylis ſetzen wollte. Fracaſtor widmete ſich den beiden Künſten, die ehmals unter Apollo's Schutz ſtanden, aus Neigung. Er war ein Mann von contemplativer Gemüthsart, ohne Ehrgeiz, ohne Projekte, mit wenigem vergnügt; ein Feind des Geräuſches und der Zerſtreuungen der großen Welt, aber ein munterer angenehmer Geſellſchafter im vertraulichen Cirkel ſeiner Freunde. Da er die Unabhängigkeit liebte, für keine Familie zu ſorgen hatte, und ſein Erbgut für die Mäßigkeit ſeiner Bedürfniſſe und Wünſche hinreichend fand, ſo übte er die Arzneikunſt unentgeltlich aus, um dieß edle Vergnügen Gutes zu thun ſo rein als möglich genießen zu können. Aber während der Kirchenverſammlung zu Trident, wo er ſich (nach Sleidans Bericht) als beſtellter Arzt der heiligen Väter aufhielt, empfing er aus der päpſtlichen Kammer einen monatlichen Gehalt von 60 Goldgülden. Er beſchäftigte ſich hauptſächlich mit Erforſchung der Beſchaffenheit und Heilungsart der verzweifelten, wenigſtens den meiſten Aerzten ſeiner Zeit unheilbaren Krankheiten, der anſteckenden Fieber und des Neapolitaniſchen Uebels, welches im 16ten Jahrhundert ſo

grauſame Verwüſtungen beſonders im ſüdlichen und weſtlichen Europa anrichtete, und ſo bösartig war, daß es ſich, wie die Kinderpocken, ſogar durch die bloße Ausdünſtung einer damit angeſteckten Perſon, Berührung ihrer Kleider u. dergl. mittheilte. Sein aus langwierigem Studium und großer Erfahrenheit entſtandnes Werk über die anſteckenden Krankheiten und ihre Heilart und die Erfindung des unter dem Namen Electuarium Diescordii bekannten Arzneimittels haben ihm eine Stelle unter den Aerzten, die zur Vervollkommnung der wichtigſten aller Künſte beigetragen — ſo wie ſein berühmtes Gedicht, Siphylis oder Poema de Morbo Gallico Libri III, den erſten Platz unter den neuern Lateiniſchen Dichtern erworben. So urtheilen wenigſtens die größten Kenner, ein Voſſius, ein Rapin, ein Gravina und andere davon, und ſelbſt Julius Cäſar Scaliger *) kann ſich nicht entbrechen es ein göttliches Gedicht zu nennen. Mein Gefühl wenigſtens ſtimmt völlig mit dem Urtheil des Gravina **) überein, der es Virgils vollkommenſtem Werke, den Georgicis, an die Seite ſetzt; und mit Rapin, der es in ſeinen Réflex. sur la Poétique allen andern Gedichten der neuern Lateiniſchen Dichter Italiens vorzieht. Ich begreife nicht, in welcher Laune der Verfaſſer der Nouvell. de la Républ. des Lettres geweſen ſeyn mag, als er meinte: man hätte Mühe, dem Fracaſtor zu verzeihen, daß er über eine ſo garſtige Krankheit, und die er bloß als Arzt hätte tractiren ſollen, ein ſo ſchönes Gedicht gemacht habe. ***) Ich ſehe nichts was da zu verzeihen ſeyn ſoll,

*) Poetica (VI. p. 754.)
**) Della ragione poetica c. 36.
***) Mois de Fevrier 1687.

wenn man bedenkt: daß dieß Sujet damals für ganz Europa, und beſonders für Italien, unendlich wichtig war — daß der Dichter ſelbſt ſolches mit deſto größerer Wärme bearbeitete, da er in weiſer und glücklicher Heilungsart dieſer Krankheit vielleicht der Erſte ſeiner Zeit war, und den Beinamen des Glücklichen deßwegen erhalten hatte — und überdem nichts Schwerer's war, als ein ſo ekelhaftes und grauenhaftes Sujet mit ſo viel poetiſchem Talent, Geſchmack und Delicateſſe, wie er gethan hat, zu behandeln, und es dadurch zu einer Quelle der feinſten Ergötzung des Geiſtes zu machen; daß eben dieſe Schwierigkeit und die Neuheit der Materie, die eine ſolche Menge noch unberührter Gedanken, Bilder und Schilderungen darbot, einen beſondern Reiz für ein wahres Dichter-Genie haben mußte; — und endlich, daß es wahres Verdienſt um die Menſchheit war, in einer Zeit, wo die Erhaltung unzähliger Familien und ganzer Nationen bei dieſem verhaßten und ſcheußlichen Gegenſtande intereſſirt war, die nöthigſten und gemeinnützlichſten Kenntniſſe über denſelben durch die darüber ausgegoſſenen Grazien der Poeſie und unter einem ſo angenehmen Vehiculum einer deſto größern Anzahl von Perſonen beizubringen. Auch gereicht es gewiß dem Fracaſtor zum höchſten Lobe, daß er dieſes mit den ſchlüpfrigſten Gegenſtänden ſo nahe verwandte Sujet mit einer ſo jungfräulichen Sittſamkeit zu behandeln gewußt, daß die keuſcheſte der Muſen es der Diana ſelbſt mitten im Chor ihrer Jungfrauen hätte vorleſen dürfen.

Uebrigens verdient noch als ein ſonderbarer Zufall in Fracaſtors Leben bemerkt zu werden, daß ſeine Mutter, da ſie ihn als ein noch kleines Kind auf den Armen trug, vom Blitz getroffen und auf der Stelle getödtet worden, ohne daß er ſelbſt den mindeſten Schaden dabei genommen; ein Fall,

der gewiß unter die seltensten gehört, und vielleicht ohne Beispiel ist. *)

*) Der Herausgeber kennt jedoch aus eigner Erfahrung ein ähnliches Beispiel, wo der Blitz eine säugende Mutter tödtete, das herabgefallene Kind aber leben blieb.

G.

1.

Galiani.

1800.

Schon vor vielen Jahren pries ich die Dialogues sur le commerce des blés im Danischmend (Kap. 15) gelegentlich als eines der lehrreichsten und zugleich witzigsten und interessantesten Bücher unsers ganzen Jahrhunderts an. Ich hätte mit Beistimmung aller, die in Sachen dieser Art eine Stimme haben, sagen können: sie verdienten sowohl wegen des Inhalts als der Form eine der ehrenvollsten Stellen unter den classischen Werken, welche, als solche, allen Nationen und Zeiten angehören. Der Verfasser (bekanntermaßen einer der hellsten Köpfe und der geistvollsten Schriftsteller, deren Italien sich zu rühmen hat) weiß, aus Gelegenheit des Hauptumstandes dieser Gespräche, die wichtigsten Probleme der Staats- und Regierungskunst, von deren Auflösung die Entscheidung desselben abhängt, auf eine so feine Art herbeizuführen, den ernsthaftesten und verwickelsten Untersuchungen durch die Leichtigkeit der Behandlung und die Anmuth der Einkleidung das Trockne und Langweilige, ohne Abbruch der

Gründlichkeit, so geschickt zu benehmen, kurz, einen Stoff, der zu einer Conversation mit solchen Personen, wie hier redend eingeführt werden, wenig geeigenschaftet scheint, so viel Neues, Anmuthiges und Unterhaltendes zu geben, daß der Leser sich immer angezogen und festgehalten fühlt, und indem er bloß zum Vergnügen zu lesen fortfährt, sich am Ende unvermerkt weiser und über eine Menge Dinge von der größten Wichtigkeit, worüber er vorher im Dunkeln tappte, gründlich aufgeklärt und unterrichtet findet. Aber auch ohne den Werth der abgehandelten Sachen in Anschlag zu bringen, und in bloßer Rücksicht auf die Composition dieser Gespräche, zähle ich sie unter die vorzüglichsten Meisterstücke und Muster der (noch viel zu wenig unter uns gekannten) Kunst des Dialogs, und weiß ihnen (wenigstens unter den Neuern) außer den Moralists des Grafen von Shaftesbury kein anderes Werk des Genie's an die Seite zu setzen.

Von dem als Philosophen, Staatsmann, Alterthumsforscher und Humanisten rühmlich bekannten Abbé Ferdinand Galiani (geb. zu Chieti in Abruzzo 1728 und gest. den 30 Oct. 1787 zu Neapel) gab Diodoti eine Lebensbeschreibung heraus (Vita dell' Abbate Ferdinando Galiani, Napoli 1788), und Wieland ließ aus derselben durch Jagemann einen Auszug verfertigen, der in dem August- und Septemberstück des Deutschen Merkurs vom Jahre 1789 enthalten ist. Von S. 266 an findet man die Geschichte jener eben so interessanten als merkwürdigen Dialogen, über die auch Voltaire in Entzücken gerieth. Dans ce livre, il me semble, schreibt er an Diderot, que Platon et Molière se soient réunis pour composer cet ouvrage. — — On n'a jamais raisonné ni mieux,

ni plus plaisamment. Diese Dialogen erschienen zuerst London 1770, und Diderot besorgte die Herausgabe.

2.

Angelinus Gazey.

(Auszüge aus dessen geistlichen Recreationen.)

1777.

Der Jesuit Angelin Gazey (oder Cazée), ein Niederländer aus der Grafschaft Artois, lebte zwischen den Jahren 1568 und 1630, in welchen letztern er als Präfect der Classen im ehemaligen Jesuitercollegium zu Lüttich verstarb. Er hatte zwei Brüder, von denen der eine ein Benedictiner und der andere ein Franciscaner war. Alle drei haben sich unter den Religiosen ihres Ordens und ihrer Zeit hervorgethan; der Benedictiner als ein Mystiker, der Franciscaner als ein berühmter Prediger, der Jesuit als Lateinischer Dichter und geistlicher Spaßmacher. In dieser letzten Qualität schrieb er das Buch, von dessen Schnurren jetzt die Rede seyn soll. Es war im vorigen Jahrhundert, und ist in manchen Gegenden vielleicht noch jetzt, das allgemeine Lesebuch zur Gemüthsbelustigung in den Niederländischen, Deutschen und Französischen Klöstern; und wenn derjenige, der seinen Nebenmenschen, besonders solchen, die wenig Freude in der Welt haben, ein unschuldiges Vergnügen verschafft, als ihr wahrer Wohlthäter anzusehen ist, so ist gewiß das Verdienst des ehrlichen Pater Angelin nicht verächtlich.

Die wenigſten von meinen Leſern gehören zwar in die Rubrik, für die er eigentlich geſchrieben hat: aber ich bin gewiß, daß auch Weltleute, wiewohl es ihnen an anderer Kurzweil nicht fehlt, mir's Dank wiſſen werden, daß ich ihnen die lieblichſten Blümchen aus dieſem Buch (das ohne Zweifel den meiſten von ihnen unbekannt war) zu genießen gebe. Ich kenn' es zwar ſelbſt nur aus der Franzöſiſchen Ueberſetzung, die zum Titel hat: Les pieuses Récréations du Père Angelin Gazée, de la Compagni de Jesus: Oeuvre remplie de saintes joyeusetés et divertissements pour les ames dévotes, mis en Français par le Sieur Remy, à Rouen 1647. Es iſt aber auch daran zu meinem Vorhaben genug. Dieſe heiligen Joyeusetés, womit der gute Mann, in beneidenswürdiger Einfalt des Herzens, die andächtigen Seelen ſeiner Zeit beluſtigte, beſtehen in einem halbhundert Erzählungen (die, wiewohl meiſtens aus Quellen geſchöpft, welche bei den R. K. Ordensleuten in Anſehen ſtehen), ich will nicht ſagen ſo viel als Kindermährchen, aber doch, wie man ſehen wird, gewiß ſo kurzweilig ſind, und zum Theil noch kurzweiliger als irgend ein Conte in den hundert Contes der Königin von Navarra. Was ſie vor vielen komiſchen Erzählungen voraus haben, iſt, daß ſie ſehr unſchuldig, und, was ſie mit allen andern gemein haben, daß ſie ſehr erbaulich ſind, inſofern ſich die Leſer in der Verfaſſung befinden, die der gutherzige Dichter vorausſetzt. Iſt dieß nicht, ſo kann P. Angelin und ſein Buch nichts dafür, und es geht ihm dann bloß wie allen andern recreirenden Schriftſtellern in der Welt. Die Helden ſeiner Erzählungen ſind berühmte Heilige, oder wenigſtens fromme Mönche, und der Teufel macht die luſtige Perſon. Man weiß, daß dieſer böſe Feind, der uns andern Weltkindern ſo gefährlich iſt, über Perſonen, zumal von reli-

giösem Stande, die zu einem gewissen Grade der Heiligkeit gekommen sind, so wenig Gewalt hat, daß er vielmehr ihr Sklave wird, mit dem sie anfangen können was sie wollen. Zur Bestätigung dieser Wahrheit erzählt P. Angelin folgende Historie:

Ein unbesonnener junger Teufel vermaß sich (wie die Jugend übermüthig ist) mit einem alten wohlerfahrnen und weltklugen Teufel, um hundert Prügel zu wetten, daß er dem heil. Dominicus einen Streich spielen wölle. Als die Wette angenommen war, schlich sich unser Naseweis in Gestalt eines Affen bei dem Heiligen ein, und bemühte sich, ihn durch tausend närrische Posituren und Gaukeleien in seiner Beschäftigung zu zerstreuen. Der heil. Dominicus schrieb immer fort, und sagte kein Wort. Der kleine Teufel erschöpft alle möglichen Grimassen und Affenstreiche; doch alles umsonst. Endlich wird er ungeduldig, vergißt allen Respect, der ihn vorher noch einigermaßen zurückgehalten hatte, und springt auf den Tisch. Der heilige Vater wirft einen furchtbaren Blick auf ihn . . . „Da steh', spricht er, und halt mir diese Kerze!" Der arme Teufel steht ganz verblüfft da, hat das Herz nicht, sich zu rühren, und unterwirft sich demüthiglich dem Amt eines Kerzenstocks. Es verdrießt ihn gräulich, daß er sich so in seiner eignen Schlinge gefangen haben soll; er seufzt in sich hinein, schneidet ein Fratzenmaul, beißt sich in die Zunge; inzwischen brennt die Kerze herab, und es ist nur noch ein klein Stümpfchen übrig. „Hola ho! Herr Teufel (ruft P. Angelin), die Finger in Acht genommen!" — Der Teufel will die Kerze ausblasen, aber sie erlöscht nicht; das Feuer packt an und hat ihm bereits die Klauen weggebrannt; er heult abscheulich, ruft die ganze Hölle um Hülfe, aber alles vergebens. Der heilige Vater hält die höllischen Mächte

in Reſpect, und der junge Teufel iſt dahin gebracht, daß er um Gnade bitten muß. Endlich (da der Heilige vermuthlich des Geſtanks genug hatte) wird ihm erlaubt ſich zu entfernen; er flieht, kommt mit verbrannten Pfoten in die Hölle zurück, und kriegt noch die verwetteten hundert Prügel obendrein; zur Warnung für ihn und alle jungen Gelbſchnäbel ſeinesgleichen, ſich nicht an den Gewaltigen, die über die Geiſter Macht haben, reiben zu wollen!

Hier iſt eine andre Hiſtorie, an der ſich die Damen ſpiegeln mögen. Der Pfarrer in einer Kirche zu Mainz hielt an einem Sonntage das Hochamt vor ſeinen Pfarrgenoſſen. Indem tritt mit großem Geräuſch eine ſehr prächtig geputzte Dame in die Kirche, und ſtört alle Anweſenden in ihrer Andacht; der eine bewundert ihren Kopfputz, ein anderer den reichen Stoff ihres Kleides, und alle zuſammen finden nichts Prächtigeres als den langen Schweif, den ſie hinter ſich herſchleppt. Der Seelenhirt erſeufzt über den Leichtſinn ſeiner Heerde, faßt aber ſogleich den Entſchluß, ſie durch ein auffallendes Beiſpiel zu ihrer Schuldigkeit zurückzubringen. Er verrichtet ein kurzes Gebet. Alsdann ſieht man unter dem Rock der Dame eine unendliche Menge von Mäuſen, Ratten und kleinen Teufeln hervorwimmeln, die wie die jungen Katzen auf dem Schweif herumgaukeln, ſich überpurzeln, am Kleid hinaufkriechen, bis auf die Spitze ihres Federbuſches (es war damals juſt, wie jetzt, die Mode hohe Federbüſche zu tragen) emporſteigen, und da wie auf einem Schauplatz tauſend poſſierliche Affenſtreiche machen. Die Dame erſchrickt wie man leicht denken kann, ſchüttelt ihre Robe und ihren Kopf — ſchreit wie eine Beſeſſene; alles umſonſt! die kleinen Teufelchen glitſchen auf ihrer Robe, auf ihren Federbüſchen auf und ab wie die Holländer auf dem Eiſe — ſagt P. Angelin,

der (wie man ſieht) wenigſtens ſo lebhaft erzählt, als Mr. Galland in der Tauſend und Einen Nacht. Endlich erhebt der Pfarrer ſeine Stimme! Lieben Brüder, ſpricht er, ihr ſeht, wie unſer Herre Gott die gräuliche Sünde der Hoffart ſtraft; nun ſollt ihr auch die Kraft des Weihwaſſers ſehen. Mit dieſen Worten beſprengt er die Robe und den Kopfputz der Dame reichlich mit ſeinem Weihwedel, und ſiehe! der hölliſche Bienenſchwarm verſchwindet Augenblicks, jedoch mit Zurücklaſſung des gewöhnlichen Wohlgeruchs. Die Dame bekannte ihre Sünden, verſprach ihr Leben zu beſſern, und beſchnitt ihre Robe und ihr Kopfzeug ſo knapp, daß der Teufel beiden nichts mehr anhaben konnte.

Lieber Gott (ruft hier P. Angelin ſeufzend aus), wenn ein bloßer Schweif ſo viel Teufel faßte, wie viel müſſen ihrer nicht in den Gehirnkaſten ſolcher Weibsbilder ſtecken, die keinen andern Gott haben als ihre Hoffart! Die armen Unglücklichen! Sie tragen ſo viel Schlangen auf ihrem Kopfe als falſche Haare, ihre Augbrauen ſind, ſtatt der fabelhaften Liebesgötter leichtfertiger Poeten, mit lauter jungen Teufeln beſetzt, und die geſchwätzigen Geiſter aller Papageien von Peru und Merico ſchwärmen auf ihrer Zunge! Wie würden die Mannsleute ſtutzen, wenn der liebe Gott zuließe, daß ſie alle dieſe Abſcheulichkeit ſehen könnten! Wie ſchnell würden ſich ihre vermeinten Venuſſen und Grazien in Meduſen und Furien verwandeln! Indeſſen bitte ich zu Gott (ſetzt der gute Mann hinzu), daß es nie geſchehen möge! — und dieß iſt in der That weislich und wohlmeinend von ihm gebetet!

Noch ein hübſches Exempelchen von der entſetzlichen Kraft der Excommunication. Die Abtei zu Corvey hatte vor Zeiten (ob noch jetzt, weiß ich nicht) die Gewohnheit, zum Andenken ihres Namens (Corbeia oder Corbia) einige Raben zu unter-

halten. Einer von dieſen Vögeln, ſagt P. Angelin, that ſich vor ſeinen Brüdern durch ſeine böſe Gemüthsart und Neigung zum Stehlen hervor. Er pickte die hochwürdigen Herren in die Waden, biß die Kloſterkatzen in die Schwänze, ſtahl ſeinen Cameraden ihr Mittagseſſen, und machte daß ſie wider Willen mit faſten mußten, wenn die Mönche Faſten hatten; ſein größtes Vergnügen aber war, den Pfauen, wenn ſie ein Rad ſchlugen, ihre ſchimmernden Federn aus dem Schweif zu rupfen. Nun geſchah es eines Tages, da des Herrn Abts Hochfürſtl. Gnaden ins Refectorium kamen, und, nach Gewohnheit, beim Händewaſchen, ihren Ring vom Finger zogen, daß dieſer Rabe den Ring unvermerkt wegſchnappte und mit ihm davon flog. Der Abt will ſeinen Ring wieder anſtecken und findet ihn nicht; er fragt die Mönche, niemand will wiſſen wo er hingekommen! Endlich ergreift ihn ein heiliger Eifer, und er ſchleudert den furchtbaren Blitz der Excommunication über den unbekannten Thäter. Bald darauf wird der Rabe traurig, verliert alle ſeine Laune, ſeufzt und klagt ohne Unterlaß, wird mager und zehrt zuſehends ab; die Federn fallen ihm von jedem Lüftchen aus, er ſchleppt ſeine Flügel, ſein ganzer Leib vertrocknet, kurz er befindet ſich in einem Zuſtande, daß man ihn nicht ohne Mitleiden anſehen kann. Das ganze Kloſter wird begierig die Urſache einer ſo ſeltſamen Veränderung zu erforſchen: man ſucht in ſeinem Neſte, ob etwan etwas Giftiges da zu finden ſeyn möchte, und findet den Ring darin, den der Abt verloren und ſchon lange wieder vergeſſen hatte. Man kann ſich das heilige Erſtaunen der Ehrw. Herren leichter einbilden, als ich es dem P. Angelin nacherzählen könnte. Nun war die Urſache klar, warum der arme Rabe in ſolchen Verfall gerathen war.

An dieſen drei Stücken mag's genug ſeyn. Nichts iſt drolliger dabei, als das wunderbare Gemiſch von Devotion und Spaßhaftigkeit, womit der Mann das alles erzählt, und wie ihm ſogar kein Argwohn noch Zweifel an der Wahrheit ſeiner Geſchichtlein zu Sinne ſteigt. „Die Hugenotten, ſagt er, werden freilich darüber lachen, und ſpotten, und ſagen, es ſeyen Altweiber-Mährlein: aber laß ſie lachen! Die Ketzerei wird vergehen, und Wahrheit wird ihr zu Trotz Wahrheit bleiben ewiglich.“

Was übrigens für das Glück der Menſchen beſſer ſey: die Zeiten wo P. Angelin ſein Mährchen erzählte und Glauben fand, und ſeine Leſer, zwar ein wenig auf Unkoſten ihrer Vernunft, aber ohne allen Nachtheil an ihrem Herzen und ihrem Glauben, beluſtigte — oder eine Zeit, wo wir alle, Katholiken und Hugenotten, mit dem einfältigen Glauben unſrer Alten auch die ſelige Einfalt ihrer Sitten verloren, und uns alle die Gefühle (auf Einbildungen und Vorurtheile geſtützt oder nicht) wegräſonnirt haben, die in tauſend Fällen dieſes Erdenlebens des Menſchen Labſal, Troſt und letzte Zuflucht ſind: iſt eine Frage, die — für mich ſchon lange keine Frage mehr iſt. Mag doch der Stab, woran das wankende Kind ſich zu halten glaubt, ein Strohhalm ſeyn: immer beſſer für ein Kind, an einem Strohhalm zu gehen, als ohne ihn alle Augenblicke auf die Naſe zu fallen. *)

*) Wird der Strohhalm aber das Kind halten? Und wenn er nicht hält, kann der Glaube an den — Strohhalm halten? Es ſcheint alſo, das man die Sache doch anders angreifen, und ſtatt des Strohhalms einen feſten Stab geben müſſe. Und fehlt's denn etwa an dieſem? Ich begreife nicht, wie Wieland hier auf dieſe Strohhalmstheorie gekommen iſt, wenn ihn nicht unvermerkt der Pater Angelinus angeſteckt hat.

3.

Dr. Johann Geiler von Kaiſersberg.

(Dr. Heinrich Pantaleons Deutſch. Nation Heldenbuch II. 578.)

Johannes Geiler iſt in dem Elſaß zu Keyſersperg*) (im Jahr 1445) erboren und erzogen. Er hatt ſich aber aus Liebe der guten künſten zu mancherley Hohen ſchulen gethan und fürnehmlich zu Freyburg in dem Breyßgauw eine große Erfarnuß in der Philoſophey und freyen künſten erlanget. Als er daſelben Magiſter promovieret, kam er im 1472. jar ghen Baſel, und ward durch ſein Fleyß und Ernſt unter die Profeſſores angenommen. An dieſen ſtath hielt er ſich dermaſſen, daß er im 1474. jar Decanus Artium erwehlet ward. Nach dieſem begab er ſich fleyſſig auff die Heilige Geſchrifft, und erlanget dermaſſen hohen Verſtand, daß er Doctor Theologiä worden. Weil er ſich aber ob Johannes Gerſonis (ſo umb das Coſtenzer Concilium gelebet) Verſtand und gute Bücher ſehr verwundert, zog er in Frankreich, und beſamblet dieſe mit großen Koſten und Arbeit alle zuſammen. Dieſe bracht er in Teutſchland, theilet ſie in drey große Bücher, und ließ ſie truck ausghen. Wie nun dieſes Keyſerſpergers Lehr und Frommkeit allenthalben außkommen, ward er zu

*) Dieß iſt irrig. Er wurde zu Schafthauſen geboren. In ſeinem dritten Jahr verlor er ſeinen Vater, und da nahm ihn ſein Großvater zu ſich nach Kayſersberg und ſorgte für ſeine Erziehung. Weil er nun dieſen Ort als ſein wahres Vaterland anſah, ſo bekam er nach damaliger Gewohnheit den Zunamen davon, und wurde Geiler von Kayſersberg oder auch Johannes Kayſersberger genannt. W.

Straßburg für ein Prediger angenommen.*) Daſelben hab er mit groſſem Lob und Wolredenheit die Laſter beſcholten, auch die Menſchen zu wahrer Frommkeit und Tugenden ermanet. Under andern hat er mancherley Aberglauben, ſo in der Kirchen veraltet, ernſtlich geſtraffet, der München Spitzfindigkeit verworffen, und die Heilige Geſchrifft vor andern wieder auf die Cantzel gebracht, ſprechende: es müße das fundement unſers Glaubens auß der Bibel und nicht auß andern Büchern genommen werden. Er war fürnemlich der München Feind,**) von welchen er auch ſehr gehaſſet worden.

*) Er war vorher ein Jahr lang Prediger zu Freiburg und wurde von da nach Würzburg mit einem Gehalt von 200 Ducaten berufen, das in jener Zeit eine ziemliche Summe war, und den groſſen Ruf beweist, worin Geiler ſchon damals geſtanden. Unterwegs aber ließ er ſich von Peter Schott, einem gelehrten Rathsherrn von Straßburg, überreden, das Amt eines Predigers im Dom zu Straßburg anzunehmen, welches er ihm durch ſeinen Einfluß verſchaffen wollte. Denn die Mönche in Deutſchland hatten ſich in dieſen Zeiten gröſtentheils durch ihre Unwiſſenheit und ſchlechten Sitten ſo verächtlich gemacht, daß man ſich allenthalben um gelehrte und fromme Weltgeiſtliche umſah, um ſie, an jener Statt, zu ordentlichen Predigern zu beſtellen. W.

**) In ſeinen Predigten kommen hievon häufige Proben vor. Nur eine einzige zum Beiſpiel. Cave ne facias Monachum tibi familiarem, alias utique patieris damnum in fructu castitatis conjugalis. Illi porcelli Antonii non exeunt, quin de fructu auferant aliquid. †) Sermones D. Io. Geileri Argent. 1515. p. 83. Dieſe freimüthige Art, die Laſter und Mißbräuche ſeiner Zeit unter allen Ständen, ohne Anſehen der Perſon, zu ſtrafen, herrſcht in allen ſeinen Schriften, und machte ihm freilich viel Feinde, die aber bei den Händeln, ſo ſie ihm erweckten, wie natürlich, immer mehr verloren als gewannen. W.

†) Es war in jener Zeit nichts Ungewöhnliches, Deutſch gehaltene Predigten Lateiniſch herauszugeben. Die hier angeführte Lateiniſche Stelle

Dieſer Johannes hat frey heitter herauß geſagt: es ſeye die Religion verderbt, und werde einer von Gott bald erweckt werden, welcher dieſe erneuwern ſolle:*) er begeret auch von Herzen dieſen Tag zu erhalten (erleben). Er war umb das 1496. jar in groſſen Anſehen. **)

*) Geiler brauchte darum nicht mehr Prophet zu ſein als ein anderer. Denn welcher nur weltkluge Mann ſah dieß damals nicht vorher? W.

**) Es iſt ſchon bemerkt worden (ſ. Seb. Brand), daß er vom Kaiſer Maximilian I. ſehr geſchätzt, geliebt, auch öfters in wichtigen Dingen an ſein Hoflager berufen und zu Rath gezogen worden. Von dem hohen Anſehen, worin er überhaupt geſtanden, zeugt der Herausgeber ſeiner vorangeführten Poſtille, da er ſagt: er hätte mit ſo allgemeiner Bewunderung geprediget, daß ſeine Lehren von männiglich wie Orakelſprüche aufgenommen worden (ut illius dogmatis, tanquam oraculo, cuncti acquiescerent). Unter ſeinen gedruckten Schriften iſt eine „Deutſche Poſtille," die als eine der beſten Deutſchen Sprachquellen anzuſehen iſt, und mehr benutzt zu werden verdiente. †) In ſeinem Bildniß iſt die thorheitſtrafende Miene mit

ſteht Deutſch in dem: „Buch de Arbore Humana. Von dem menſchlichen Baum, geprediget von dem hochgelehrten Doktor Johannes Kaiſersberg; darin geſchicklich und in Gottes Lob zu lernen iſt des Holzmeiers, des Tods, frölich zu warten. Einem jeden Menſchen nützlich und gut. Straßb. 1521." Die obige Stelle lautet hier ſo: „Hüt dich vor den München; mache dir keinen heimlich; geſelle dich zu keinem; du wirſt ſonſt Breſten (Mängel) haben an der Frucht der Keuſchheit deiner Frau. Dieſe Dengerferlin (Ferkel) gehn nicht aus den Häuſern, ſie tragen etwas von der Frucht hinweg." Er warnt zugleich vor den Beguinen, „die ſich rühmen der Siechen zu warten," denn „ſie vollbrächten viel Ehebruchs, wenn die Frau im Hauſe krank ſey."

†) Das neue Scherz-Oberlin'ſche Gloſſarium hat die meiſten Deutſchen Schriften Geilers benutzt. Man ſehe auch J J. Oberlin de J. Geileri scriptis germanicis. Argent. 1786. Ueber ſeine ſämmtlichen Schriften mit Angabe des Inhalts und ſchätzbaren Literar- und Kunſtnotizen, gibt ein Supplement zu dem gegenwärtigen Aufſatz in dem Deutſchen Merkur vom Jahre 1785, Nov. u. December, genaue Nachrichten.

Schon früher (ſ. Seb. Brand) hat Wieland bemerkt, daß ein Deutſcher Hume Geilers Schriften auch benutzen

---

vieler Gutherzigkeit gemildert. Güte und Neigung zum Wohlthun waren Hauptzüge ſeines Lebens. Er wendete den größten Theil ſeines Einkommens auf edle Gaſtfreiheit und alle Arten von chriſtlichen Liebeswerken. Seine Bibliothek war eine der zahlreichſten und erleſenſten, die irgend ein Privatmann ſeiner Zeit aufweiſen konnte. Er ſtarb im J. 1510, nachdem er die Straßburger 33 Jahre lang durch ſeinen Unterricht und noch mehr durch ſein Leben erbauet hatte. [1] W.

---

[1] In dem eben genannten Supplement heißt es: Geiler war langer hagerer Statur, von Miene ernſtlich, doch wohlwollend; ein abgeſagter Feind alles Müßiggangs; daher bis zum Eigenſinn ordentlich in Eintheilung ſeiner Zeit. Er ſchlief nur wenig, lebte überhaupt mäßig, beobachtete ſtreng ſeine Faſten, trank aber doch gern einen guten Wein, wie ſich's immer verſtehen ſollte, und die Biographen anzumerken wohl überhoben ſeyn könnten. — Treffend charakteriſirt ihn die Grabſchrift von Seb. Brand, welche dem Geiler'ſchen Werke: die Emeis (Ameiſe), Straßb. 1517, angehängt iſt.

Den alles Strasburg weint billig
Johannes Geiler lobesrich
Den Doktor Kaiſersberg genannt
Um den trauert warlich Doktor Brand,
Daß er geſtorben iſt in Zeit,
Hier unter dieſem Stuhle (Kanzel) leit,
Den er ob dreißig Jahre hat
Regiret wohl in Predigers Statt.
Er war ein Zier der Geiſtlichkeit
Ein Spiegel aller Mildigkeit,
Ein Liebhaber Friedens und Tugend
Ein Unterweiſer Alters und Jugend
Ein Pflanzer der Gerechtigkeit
Ein beſondrer Feind der Boßheit.
Laſter und böſer Werk Ausreuter
Der Sünden Strafer und Bedeuter,

könne als Urkunde der Sitten, Lebensart, Moden, Putz u. ſ. w. aus den Zeiten Maximilians I. Wieland hat zu dieſem Behuf folgende Stellen aus dem Weltſpiegel oder Narrenſchiff ausgezogen.

Ein Troſt und Zuflucht aller Armer,
Ein milder Vater und Erbarmer,
Sanft in Zugang, freundlich und gütig,
Still, aufrecht, tapfer und demüthig.
Nicht ein Ausnehmer der Perſonen,
Sein Lehr und Straf thät Niemand ſchonen;
Sondern mit gleicher Wag und Maßen
Acht er den Kleinen und den Großen,
Hat mit Pfründen ſich nicht beladen,
Noch die gehofft zur Seelen Schaden,
Sondern hat ſich vergnügen lahn
Mit dem Amt, das er hat gethan.
Reichthum und Ehr und große Pracht
Hat er durch Willen Gotts veracht.
Die Pfründen-Pfennig-Prediger
Hat er geſtraft durch ſeine Lehr.
Standhaft und ſteif iſt er geſeyn
In Worten und in Werken fein.
Nie hat er ſich bewegen lahn,
Als das Rohr von dem Wind iſt gewandt.
Was er mit Worten hat gelehrt
Hat er mit Werken auch bewährt,
Hat gute Werk vorhin gethan,
Damit gelehrt, ihm nachzugahn.
Zeitige Freud und üppig Ehr
Der Welt hat er geflohen ſehr,
Geleſen ſtets die heilige Schrift
Und was der Seelen Heil antrifft.
Darum hat er durch viel der Tugend
Durch gute That von ſeiner Jugend
Verdient ohn Zweifel ſolchen Lohn,
Der ewiglich nicht wird zergohn.

S. 13. Die dritte Schell (der Seltſam Narren) iſt das Haar zieren, geel (gelb), krauslicht und lang machen, auch frembdes Haar der Abgeſtorbenen unter ihres vermiſchen, und dasſelbe zum Schauſpiegel aufmutzen. Es ziehen die Weiber jetzund daher wie die Mannen, und henken das Haar dahinden ab bis auf die Hüft, mit aufgeſetzten Paretlin und Hüllin gleichwie die Mannen. — Die Weiber ziehen in ihren Schleyern daher, und haben ſie aufgeſprietzt neben mit zwey Ecken oder Spitzen, gleich einem Ochſenkopf mit den Hörnern.

In der Folge rückt er ihnen auch die Mode, ihre Haare gelb zu färben und geele Schleier zu tragen, vor. „Es iſt ein gemein Sprüchwort, daß man über friſch Fleiſch kein geelen Pfeffer macht, ſondern über das ſchmeckend und ſtinkend; alſo iſt es auch mit alten runzlichten Weibern, die da geele Schleier tragen, die ſehen aus als ein geräucht Stück Fleiſch aus einer geelen Brüen."

Von den damaligen Kleider-Moden ſagt er: „es darf einer nicht weit ziehen, fremde Kleider zu beſchauen, er kann in jeder geringen Stadt allerley Nationen Kleidungen finden; als da ſeyn Ungariſche, Böhmiſche, Sächſiſche, Fränkiſche, Italieniſche, Franzöſiſche, Holländiſche."

Auch ereifert er ſich über eine Art „Kocherſpergiſcher Mäntelin und Wappenröcklein der Frauen, die ſo kurz wären daß ſie nicht allein den Hintern nicht gedecken, ſondern viel minder den Nabel."

Daß das ſogenannte Walzen auch damals ſchon üblich und nüchternen Leuten anſtößig geweſen, läßt ſich aus folgender Stelle in der dritten Schellen der Tauznarren Kap. LXI ſchließen: „auch findt man etlich, die haben deſſen ein Rhum und Hoffart, wenn ſie die Jungfrauwen oder Weiber hoch in die Höhe kennen ſchwenken (ſchwingen), und haben es bis-

weilen die Jungfrauwen (ſo anders ſolche Jungfrauwen zu nennen ſeyn) faſt gern, und iſt inen mit Lieb gelebt, wenn man ſie alſo ſchwencket, daß man ich weiß nicht wo hin ſiehet."

In einem Aufſatz im Deutſchen Merkur vom Jahr 1783 Januar: Beitrag zur Geſchichte der Kartenſpiele, wird Geiler von Kaiſersberg als Gewährsmann angeführt, daß das Karniffelſpiel noch über die Zeiten der Reformation hinausgehe. Die ſehr intereſſante Stelle über Karten- und Karniffelſpiel findet ſich in den Predigten von dem menſchlichen Baum, in der Donnerſtags nach Judica 1496 gehaltenen Predigt.

In dem angeführten Supplement iſt aus: Frag und Antwort der zehen Gebote, wie man ſie halten ſoll, ſind ſonderlich erklärt mit nützlicher Unterrichtung, was Todſünd ſey oder nicht, und wie man beten ſoll in aller Nutzbarkeit Straßb. 1528 (ein Werk, das aus zwei Lateiniſchen Schriften Geilers entſtanden iſt), folgende zur Geſchichte des Spiels gehörige Stelle ausgehoben: „zu den Dieben gehören die, die da Spielgut behalten, oder Gewinnes willen ſpielen; ſo man aber durch Kurzweil und zu rechter Zeit und um kleine Dinge ſpielt, das ſey nicht Todſünd von ihm ſelber; was man aber gewinne, das ſolle man dann wieder geben, dem man es abgenommen hat; — doch was man mit Schachzabel gewinne, ohne Falſch, das möge man behalten, wenn da iſt mehr Kunſt als Glücke."

Als literariſche Merkwürdigkeit verdient wohl noch Bemerkung, daß ſich bei Geilers Werken die erſten Privilegien gegen den Nachdruck finden. Auf dem Titel des Buchs vom

menſchlichen Baum heißt es: mit kaiſerlicher Majeſtät Privilegien, daß bei Pön, laut des Originals, in vier Jahren niemand nach ſoll drucken. Auf der Rückſeite des Titelblatts der Sermones etc. heißt es: Maximiliano Caesare semper augusto auctore Jacobus Oesler J. U. D. per imperium romanum artis impressoriae censor et supperattendens generalis praesentibus edicit et cavet etc. Datum ad 14 Kal. Febr. a. c. 1514.

4.

Anne Mallet de Graville.

Mit dieſer Schriftſtellerin aus Franz des Erſten Zeiten hat uns Herr Marq. de Paulmy zuerſt bekannt gemacht. Sie war eine Tochter von Louis de Graville, Admiral von Frankreich unter den Königen Ludwig XI, Karl VIII und Ludwig XII. Sie widmete ſich der guten Königin Claudia, Gemahlin Franz I (deren Andenken ſich durch eine Art von Pflaume, die nach ihrem Namen Reine Claude genannt wurde, bei der Nachwelt erhalten hat) und vermählte ſich erſt nach dem Tode derſelben, im Jahr 1526, mit Peter von Balzac, Herrn von Entragues. Die Gedichte dieſer Dame ſind nie gedruckt worden: aber der Herr v. P. beſitzt eine Handſchrift davon, auf Pergament geſchrieben und mit zwölf ſchönen Miniaturgemälden geziert, welche drei Gedichte enthält. Das beträchtlichſte davon iſt der Roman von Palämon und Arcita, eine Heldengeſchichte, deren wahrer Urheber der berühmte Boccaccio iſt. Sie macht den Haupt-Fonds ſeiner Theſeida aus, und kam auch dem Engliſchen Dichter Chaucer ſo

interessant vor, daß er sie unter dem Namen The Knight's Tale zum ersten seiner Canterbury-Mährchen machte. Die Bibliothèque des Romans hat von diesem Gedichte des Boccaz einen Auszug gegeben im 2ten Stück des Julius 1779. Die Verfasser, denen weder die Arbeit des Fräuleins von Graville, noch die des Chaucer über dieses Sujet bekannt gewesen zu seyn scheint, glauben, Boccaz habe dasselbe aus seinem eignen Gehirn gezogen; aber Boccaz selbst, der dieß am besten wissen mußte, sagt in seinem Brief an Madonna Fiametta, mit welchem er ihr eine Abschrift dieses Gedichts schickt, daß er es aus einem schon sehr alten Manuscript in gemeinem Latein (latino volgare, worunter ich das barbarische Mönchslatein der mittlern Zeit verstehe) gezogen habe. *) Wahr ist's, Boccaz kann dieß auch nur bloß so vorgegeben haben: aber, er habe nun das Sujet gefunden oder erfunden, so besteht die Erfindung, die das wahre Verdienst eines Dichters ausmacht, nicht darin, daß er sein Sujet erdichtet habe: sondern in der lebendigen Darstellung desselben, und in der Art wie er's durch die ganze Behandlung zu seinem Eigenthum macht.

Was das Gedicht des Fräuleins von Graville betrifft, so glauben wir, nach dem kleinen Auszug des Herrn v. P. zu urtheilen, daß man es, ohne Uebertreibung, dem Besten, was die damalige Zeit in dieser Art aufzuweisen hat, an die Seite setzen könne; wie die Liebhaber aus folgender Beschreibung der Gärten des Theseus und der Amazone Emilia, welche die Heldin des Stücks ist, selbst erkennen mögen.

---

*) Derjenige, von dem ich alle diese Notizen habe, ist Tyrwhitt, in einer Note zu seiner schönen Ausgabe der Canterbury Tales in 5 Octavbänden, London 1775. S. Tom. IV. p. 141.

Au mois d'Avril, qui est telle saison
Qu'il fait facheux se tenir en maison,
Emilia, la gentille pucelle,
Sa cotte prit pardessous son aiselle
Deliberant d'aller au plus matin
Cueillir la rose au milieu du jardin
On n'y avoit que par sa chambre issue.
L'herbe y etoit espaissement tissue
Et maint œillet, romarin, balme, rose,
L'une florie et l'autre demi-close.
Au beau milieu etoit une fontaine
De grand faveur et de gout douce et saine
Dont les ruisseaux faisoient maints gentils tours
Par ce jardin, ou ils prenoient leurs cours
Petite arene y sembloit murmurer
Pour embellir et le lieu decorer.
Chênes, sapins, lauriers à grands feuillages
Pour le soleil y faisoient doux ombrage;
Mais pour cela ne laissoient d'y venir
Dix mille fleurs dont n'ai le souvenir.
Bref, qui pourroit en si beau lieu estre,
Mieux l'aimeroit que Paradis terrestre.
Emilia, nuds pieds, échevelée,
De sa chambrette en ce lieu devalée,
Sortant du lit, laissant son oreiller
Digne de faire un Amant travailler,
Fort jeune d'age, en bonpoint, et polie,
Jamais ne fut pucelle si jolie:
Visage gay, riant, et de grand chiere
Pour mettre don de mercy à l'enchere;

La jambe belle, et tettin decouvert,
Se vint asseoir dedans un préau vert.
Là se peigna et mira à son aise, etc.

Man ſieht wohl, daß die gute Dame ihre Malerkunſt weder dem Homer noch dem Virgil abgelernt hat: aber man ſieht doch auch was in ihrer Imagination war, was ſie machen wollte, und wie viel von allem dem, was in ihrer Malerei zu viel und zu wenig iſt, theils auf Rechnung einer noch ſehr rohen Sprache kömmt, theils in dem Nicht-aufzuhören-wiſſen liegt, welches allen denen eigen iſt, die Talent für eine Kunſt haben, worin ſie noch nicht vollendet ſind. Denn der Geſchmack und das Non plus ultra des Schönen, welches (wie Sterne ſo richtig ſagt, und nie genug wiederholt werden kann) immer von poco più und poco meno abhängt, iſt auch immer das letzte, was ein Meiſter nach langen Vorübungen erreicht; und es bleibt allezeit ein Antheil von ſehr Wenigen: indem die Vorgänger ſich demſelben nur näherten, und die Nachfolger ſich ſogleich wieder davon entfernen — eine Wahrheit, wozu die Literatur und Kunſtgeſchichte aller Zeiten, und die Erfahrung unſrer eignen Belege genug geben könnte.

5.

Griechen.

Auch die Griechen hatten ihre Teniers und Oſtaden.

1777.

Dieß wird vielleicht manchem wie eine Läſterung klingen. Denn es iſt ſeit Winckelmann den Ton bei uns angab, ſo viel

von dem schönen Ideal der Griechischen Kunst, und von dem großen Gesetz der Schönheit, welches sie in allen ihren Werken aufs heiligste beobachtet haben sollen, gesprochen und geschrieben worden: daß viele daher einen allzu eingeschränkten Begriff von dem Umfang der Malerei bei den Griechen fassen, und sich nicht vorstellen, daß schwerlich aus irgend einer neuern Malerschule, seit den Zeiten des Cimabue und van Eyck, ein Meister von einigem Ruf hervorgegangen, der unter den Griechen nicht seinesgleichen gehabt hätte. Gleichwohl ist dieß so gewiß, daß sie, wie gesagt, sogar ihren Ostade hatten.

Dieser Griechische Ostade, oder Teniers, oder Brower (denn wem von diesen er am ähnlichsten gewesen, läßt sich eben so genau nicht bestimmen), lebte — man weiß nicht eigentlich wann,*) und Plinius ist, so viel ich weiß, der einzige Autor, der seiner erwähnt. Er spricht von ihm mit eben der Wärme und aus eben dem Ton, wie ein neuerer Kunstliebhaber, der, unbestochen von einem besondern Lieblingsgeschmacke, Genie und Kunst allenthalben und in allen Arten von Auswirkungen zu schätzen weiß. „Pyreikus, sagt er, schadete sich vielleicht durch die Wahl seines Faches; aber in der Kunst hatte er wenige über sich. Er malte niedrige Gegenstände, in diesen aber erwarb er sich den größten Ruhm. Er malte Barbierstuben, Schusterwerkstätte, Küchenstücke und dergleichen, und bekam daher den Beinamen ῥυπαρογράφος" — ein Wort, das ich nicht Deutsch zu machen weiß, es

*) Daß er ziemlich lange nach dem Apelles gelebt habe, läßt sich aus dem Plinius schließen. W. Heyne will ihn in die Zeit Alexanders und des Apelles setzen. Artium inter Graecos tempo

müßte denn durch Lumpereien-Maler seyn. *) Mr. de la Nauze (in seinen Mémoires de la manière dont Pline a traité de la Peinture) übersetzt es noch weniger glücklich durch Peintre de vilenies. Vermuthlich brachten ihm seine Feinde und Neider unter seinen Kunstverwandten diesen verächtlichen Namen auf, der sich so übel zu dem hohen Werthe schickt, den das Publicum auf seine Arbeiten legte. Diese waren consummatae voluptatis, sagt Plinius: ein Ausdruck, der die äußerste Schönheit des Pinsels und Vollkommenheit der Ausführung anzudeuten scheint, die zu allen Zeiten das gewesen sind, was den Liebhabern am meisten Vergnügen gemacht hat. Daher, setzt er hinzu, wurden seine Stücke auch theurer bezahlt als die größten Werke vieler anderer.

Der vorerwähnte La Nauze — weil es ihm unbegreiflich vorkam, daß Plinius der einzige seyn sollte, der dieses Pyreikus gedacht hätte, und daß er hingegen in einem Werke, worin er die ganze Geschichte der Kunst umfaßt, des Malers Pauson, dessen doch Aristophanes, Aristoteles, Plutarch, Lucian **) und Aelian als eines bekannten Meisters erwähnen, gar keine Meldung hätte thun sollen — glaubt und behauptet ganz positiv, Pyreikus habe seine Existenz vel quasi bloß der Unachtsamkeit der Copisten zu danken, und Plinius habe alles, was vorhin angeführt worden, von diesem Pauson gesagt und sagen wollen. Es ist nicht wohl möglich, eine solche Sache

*) Lessing übersetzt zu stark durch Kothmaler. Man sehe was Riemer darüber sagt unter *Ῥυπογραφος*.

**) Dieser muß abgerechnet werden: denn das Encomium Demosthenis, worin das nämliche Histörchen von diesem Pauson erzählt wird, das man auch im Aelian findet, ist wohl eben so wenig von Lucian, als das elende Ding, Amores genannt, wiewohl die Abschreiber beides an seine Werke angeschmiert haben. W.

anders, als durch Vermuthungen auszufechten. Des Herrn de la Nauze Gründe ſind nichts mehr als Vermuthungen. Die meinigen, warum ich ihm nicht beipflichten kann, ſind auch nichts mehr. Welche von beiden mehr wiegen, mögen diejenigen Leſer, die an dergleichen literariſchen Erörterungen einiges Vergnügen finden, entſcheiden. Ich entſage zum voraus aller weitern Apellation.

Der Franzöſiſche Akademikus bemerkt, daß nicht alle Handſchriften des Plinianiſchen Werkes Pyreikus, ſondern einige Pracius, andere Preicus leſen. Gut! Wie aber aus Pauſon — Pracius, Preicus oder Pyreikus werden könne, geſetzt auch der Copiſt ſchriebe halb im Schlafe, begreif' ich nicht; und noch weniger, wie es zugehen ſollte, daß nicht ein einziger Coder Pauſon hätte. Dieß iſt eins. Sodann dünkt mich, was der göttliche Ariſtoteles (auf den Herr L. N. ſich hauptſächlich ſtützt) von Pauſon ſagt, ſtimme weit weniger zu dem, was Plinius von ſeinem Pyreikus ſagt, als Herr L. N. vermeint. Ariſtoteles, da er im zweiten Abſatz ſeines Tractats von der poetiſchen Kunſt zeigt, daß nur drei Arten von Nachahmung der Menſchen und ihrer Sitten möglich ſeyen, nämlich: ſie entweder beſſer vorzuſtellen als ſie ſind, oder ſchlechter als ſie ſind, oder gerade ſo wie ſie ſind — ſetzt erläuterungsweiſe hinzu: ſo hätten z. B. unter den Malern Polygnotus die Menſchen vollkommner, Pauſon ſchlechter, und Dionyſius wie ſie ſind geſchildert — oder nach unſrer heutigen Art zu reden, Polygnotus habe ſie idealiſirt, Pauſon Caricaturen gemacht, und Dionyſius ſich an die gemeine Natur gehalten, und ſie getreulich copirt wie er ſie vor ſich geſehen. Daß ich den Sinn des Ariſtoteles recht gefaßt und daß unter dem χειρους nichts anders als Caricaturen zu verſtehen ſeyen, beweist nicht nur der ganze Zuſammenhang des Textes,

sondern auch die Stelle aus den Politicis des Philosophen, welche Herr L. N. ebenfalls anführt, ohne zu merken, wie viel sie wider ihn beweist. Aristoteles philosophirt nämlich im 5ten Kapitel des achten Buchs seines Werks von der Politik, über den Einfluß der schönen Künste, besonders der Musik, auf die Erziehung der Jugend. Da erwähnt er nun im Vorbeigehen der Malerei sehr kaltsinnig, als einer Kunst, die mit Nachahmung und Darstellung der Sitten sehr wenig zu thun habe, und solche durch ihre Figuren und Farben nur auf eine sehr unvollkommene Art bewerkstelligen könne: und setzt dann hinzu: „insofern aber gleichwohl auch im Anschauen dieser Dinge ein Unterschied ist, so ziemt sich, daß man jungen Leuten nicht die Stücke des Pauson, sondern die Werke des Polygnotus, oder irgend eines andern moralischen Malers, wenn es noch welche gibt, anzusehen gebe" — Mit allem Respect sey es gesagt, den ein Homuncio diesem größten Denker, der vielleicht je gelebt hat, schuldig ist! — aber wahrlich kein Schulmeister und Pedant, vom Baltischen Meer bis zu den Säulen des Hercules, könnte mit höher aufgezogenen Augenbrauen und weniger Gefühl der Kunst von der Malerei gesprochen haben. Doch davon ist hier die Rede nicht. Genug, die Stelle beweist, was ich damit beweisen will: daß der Pauson des Aristoteles und der Pyreikus des Plinius zwei ganz verschiedene Menschen sind. Plinius sagt nicht ein Wort, woraus man nur argwöhnen könnte, daß Pyreikus ein Caricaturmaler gewesen. Er malte Barbierstuben, Schusterwerkstätte, Küchenstücke, d. i. gemeine, niedrige Natur, aber doch Natur; Natur, wie man sie alle Tage sehen kann, und die jeder junge Mensch, vom Prinzen bis zum Bauerjungen, eben so gut sehen darf als der weiseste Graubart. Kurz der Pyreikus, von dem Plinius

ſpricht, gehörte in die Ariſtoteliſche dritte Claſſe, welche die Menſchen abbildet wie ſie ſind. Pauſon hingegen machte Profeſſion davon, ſie ſchlechter darzuſtellen, und darum nennt ihn Ariſtoteles, nach ſeinen ſcharf abgezogenen Begriffen, unmoraliſch, und glaubt, daß das Anſchauen ſeiner Caricaturen einem jungen Menſchen falſche und verächtliche Begriffe von der Natur geben und ſeinen moraliſchen Sinn beſchädigen könnte. Ja eben daraus, weil Ariſtoteles der Jugend das Anſchauen ſeiner Gemälde ſo ſcharf unterſagt, läßt ſich mit gutem Fug muthmaßen, daß auch die Sujets, wenigſtens von vielen ſeiner Caricaturen, anſtößig und unſittlich geweſen; da hingegen nichts in der Welt unſchuldiger ſeyn kann als die Tonstrinae und Aselli und Obsonia des Plinianiſchen Pyreikus. Mich dünkt, dieß allein wäre ſchon genug, die Meinung des Herrn L. N. in den Grund zu bohren. Aber ich habe noch eine Vermuthung, die von ſeiner Art zu malen hergenommen iſt, und der meinigen ein neues nicht geringes Gewicht gibt. Plinius ſpricht von den Werken des Pyreikus als von Meiſterſtücken der Kunſt, die durch die Feinheit des Pinſels und das Vollendete der Ausführung die Augen entzückten; kurz er ſpricht davon, wie einer von den beſten Werken eines Gerard Dow ſprechen könnte. Dieß konnte wohl ſchwerlich der Fall von Pauſons Caricaturen ſeyn, der ein Zeitgenoß des Polygnotus war, und alſo noch vor der 90ſten Olympiade blühte; zu einer Zeit, wo die Malerei bekanntermaßen noch weit von dem Grade der Verfeinerung und Vollkommenheit in Abſicht des Colorits, der Mitteltinten, des Helldunkeln u. ſ. w. entfernt war, dem ſie ſich bald hernach, von Zeuris und Parrhaſius an bis zum Apelles, mit ſchnellen Schritten näherte. Alſo auch von dieſer Seite betrachtet kann Pyreikus und Pauſon nicht der nämliche Mann ſeyn.

Wie kömmt es denn aber, daß Plinius kein Wort von Pauſon, und außer ihm ſonſt niemand ein Wort von Pyreikus ſpricht? Beinahe möchte ich, um ſo kurz als möglich aus der Sache zu kommen, geſtehen, daß ich überfragt ſey. — Aber vielleicht läßt ſich doch noch etwas antworten, das beſſer iſt als gar nichts. Es iſt eine bloße Hypotheſe, die aber das Factum ſo ziemlich zu erklären ſcheint. Ich nehme an, Pauſon ſey nichts weniger als ein ſehr vorzüglicher Maler geweſen; er habe im Anfange ſeinen Succeß mehr der Neuheit und Bizarrerie ſeiner Stücke, dem rohen ſchlechten Geſchmacke des großen Haufens, und dem Umſtande, daß auch mittelmäßige Gemälde, zumal kleine Stücke wie die ſeinigen geweſen zu ſeyn ſcheinen, noch etwas Seltenes waren, zu danken gehabt: ſo wie aber die Kunſt geſtiegen, ſey Pauſons Name und der Werth ſeiner Caricaturen gefallen; bis ſie, wie es allen mittelmäßigen Werken zu ergehen pflegt, ſich zuletzt aus lauter Unwerth rar gemacht, ſo daß zu Plinius' Zeit entweder gar nicht mehr die Rede davon geweſen, oder dieſer große Literator, in welchem der Liebhaber und Kenner auf eine ſo ſeltne Art vereinigt war, ſo wenig Geſchmack daran gefunden, daß ihm, über der großen Menge von ſchätzbaren Meiſtern und Werken, wovon er zu reden hatte, der Sinn gar nicht an dieſen Pauſon gekommen.

Meine Vermuthung, daß er höchſtens nur ein ſehr mittelmäßiger Künſtler geweſen, wird durch das wenige, was Ariſtophanes, Aelian, Suidas, von ihm ſagen, mehr beſtätigt als geſchwächt. Ariſtophanes erwähnt ſeiner nur, um ſich über ſeine Bettelhaftigkeit luſtig zu machen, denn er war ſo arm, ſagt Suidas, daß man ſprüchwortsweiſe zu ſagen pflegte, er iſt ärmer als der Maler Pauſon. Für ſich allein bewieſe dieſer Umſtand nichts gegen ſeine Geſchicklichkeit; denn war

Correggio nicht auch arm? Aber wenigſtens beweist es, daß ſeine Arbeiten ſchon damals wenig geſchätzt wurden. Das Geſchichtchen, das Plutarch, Aelian (Var. Hist. 14, 15.) und der Verfaſſer des Encomium Demosthenis von ihm erzählen (und das iſt alles, was ſie von ihm ſagen), gereicht ihm noch weniger zur Ehre; denn es zeigt ihn zu gleicher Zeit als einen ſchlechten Künſtler und als einen mauvais Plaisant — was ein guter Kopf nie geweſen iſt. Jemand verlangte von ihm, er ſollte ihm ein Pferd malen, das ſich im Staube wälzte; Pauſon malte einen Gaul im vollen Sprung und viel Staub um ihn her. Der Liebhaber, der das Stück beſtellt hatte, beſchwerte ſich, daß es nicht das wäre, was er verlangt hätte und wollt' es nicht bezahlen. Narr, ſagte Pauſon, kehr' das Gemälde um, ſo haſt du ein Pferd das ſich im Staube wälzt. — Iſt ſich nun noch darüber zu verwundern, daß Plinius einen Künſtler von ſolcher Stärke vergeſſen konnte?

Aber wenn ein Pyreikus exiſtirt hat, und ein ſo beliebter Maler geweſen iſt, wie Plinius ſagt: wie iſt's möglich, daß außer ihm nicht Einer von ſo vielen Griechiſchen und Römiſchen Schriftſtellern deſſen Erwähnung thut? — Dieß iſt freilich nicht ſo leicht zu ſagen. Wiewohl — was iſt in dieſer Art unmöglich? Pyreikus iſt nicht der einzige, den wir ohne Plinius nicht kennen würden. Geſetzt aber, er wäre es, iſt ſich am Ende ſo ſehr darüber zu verwundern? Die meiſten alten Schriftſteller erwähnen der Maler und der Malerei nur zufälligerweiſe, oder reden, wie z. B. Properz (Eleg. l. 3. El. 7.) und Quintilian (Inst. Or. 12, 10.), nur von denen von der erſten Größe. Pyreikus war aus einer Zeit, wo die Zeuris und Timanthes und Protogenes und Apelles ſchon die höchſten Preiſe gewonnen hatten. Er malte nur kleine

Stücke, die ſich in den Cabinetten der Reichen verloren. Wie leicht geſchah es da, daß er den meiſten Gelehrten von Profeſſion, deren Schriften und Compilationen auf uns gekommen ſind, unbekannt ſeyn konnte? Immer iſt das, was Plinius von ihm ſagt, hinreichend, ihm unter den vorzüglichſten alten Künſtlern ſeinen Rang zu erhalten. Pauſon hingegen möchte eben ſowohl ganz ungenannt geblieben ſeyn, da die Ariſtophanes, Plutarch, Aelian u. ſ. w. nichts Rühmlicher's von ihm zu ſagen hatten als was wir geſehen haben.

Die Alten hatten auch ihre Watteaus — wenigſtens ſcheinen mir Kalades und Antiphilus und Ludius in dieſe Claſſe zu gehören. Die beiden erſten malten comicas tabellas, Stücke mit komiſchen Perſonen, oder (wie Graf Caylus meint) kleine Vorſtellungen des Inhalts der neuen Stücke, die geſpielt werden ſollten, und ein paar Tage vorher, um das Publicum herbeizulocken, ausgeſtellt wurden, wie in Italien noch gebräuchlich ſeyn ſoll. Der Charakter des Antiphilus war Leichtigkeit, ſagt Quintilian, der ihn unter den berühmteſten Malern, nach der Epoche des Apelles, nennt; und Plinius zählt ihn zu denen, die ihren Ruhm der Schönheit ihres Pinſels und der Lebhaftigkeit ihres Colorits zu danken hatten. Er war auch der Erfinder einer Art von Grotesken; denn er malte einen gewiſſen Gryllus in einer ſolchen Maske und Stellung, daß er (wie ſein Name lautete) eine Grille vorzuſtellen ſchien. Dieſer Einfall fand, wie man denken kann, bald Nachahmer, und man nannte dieſe Art von Grotesken Grillen (γρυλλοι). Ludius, ein Maler aus Aetolien, zu Auguſts Zeiten, war der erſte, der den Einfall hatte, die Wände in Zimmern mit Landſchaften und Vorſtellungen ländlicher Geſchäfte und Beluſtigungen aus der wirklichen Natur zu bemalen. Dieſe Art von Tapezerei fand ſo viel Beifall,

daß sie bald zur allgemeinen Mode wurde. Es ging den Alten hierin wie es uns Neuern auch gegangen. Man kriegte der idealischen, mythologischen und heroischen Stücke so genug, daß man sich endlich von Herzen nach solchen sehnte, wo man die Natur wieder fand, wie man sie immer gesehen hatte, oder wenigstens etwas, das ihr ähnlich genug war, um von Leuten, die sie doch nur von Hörensagen kannten, für Natur genommen zu werden.

Die schönen Künste haben bei allen Völkern einerlei Gang gehabt. *) Zuerst kam eine Reihe von großen Meistern, die die Schöpfer ihrer Kunst würden, und wovon der erste, wiewohl er das Schwerste gethan hatte, natürlicherweise vergessen wurde, oder sich wenigstens nur in einer nominalen Hochachtung erhielt, weil er von seinen immer steigenden Nachfolgern ausgelöscht wurde. Durch diese lernte das Publicum die Kunst kennen, und nahm also, der Natur der Sache gemäß, Gesetze von ihnen an, anstatt ihnen Gesetze geben zu wollen. Aber so wie die Kunst einmal in einer gewissen allgemeinen Achtung stund, die Zahl der Liebhaber (oder kaufmännisch zu reden) die Nachfrage sich vermehrte, und es endlich Modeton und Decenz wurde, eine Galerie, oder doch ein Cabinet zu haben, oder wenigstens sein Haus, seine Villa, mit Gemälden zu meubliren: so wurde unvermerkt das Publicum Meister über die Kunst. Die Künstler wurden nun als Leute angesehen, die man dafür bezahlte, daß sie unsern Leidenschaften dienten; sie mußten sich dem Eigensinn und den Launen der Großen und Reichen, dem Unbestand des unwesentlichen Dinges, was die Weltleute Geschmack

*) Man vergleiche Goethe in Winckelmann und sein Jahrhundert S. 412. fgg. und in den Propyläen Einleitung S. XXI. fg.

nennen, und der Eitelkeit der Eitelkeiten — etwas aufweisen zu können, das sonst niemand hat, oder das wir wenigstens zuerst haben — allem dem mußten sie sich unterwerfen, oder sich gefallen lassen zu hungern. Anfangs gewann die Kunst dadurch; der Wetteifer so vieler Nebenbuhler entwickelte alle Talente, machte, daß die Natur von allen Seiten studirt, alle Kräfte der Kunst geprüft und angestrengt, alle ihre Theile zur Vollkommenheit gebracht wurden: aber endlich mußte sie doch unter der Menge der Concurrenten, und noch mehr unter den Bestrebungen, immer etwas Neues für den ekeln Geschmack abgestumpfter Liebhaber hervorzubringen, erliegen. Sie sank vom Idealischen und Großen zur gemeinen Natur, von dieser endlich zur Caricatur herab. Sie versuchte wohl von Zeit zu Zeit sich wieder zu erheben: aber der Sinn für das Wahre, Edle und Große war verloren; man verwechselte das Schöne mit dem Schimmernden, das Große mit dem Ungeheuren, das Sinnreiche mit den Grotesken. Die Kunst fiel so lange, bis sie nicht mehr tiefer fallen konnte, bis sie bloßes Handwerk wurde, und mit den zerstörten Werken der alten großen Meister sogar ihr Name und Andenken für ganze Jahrhunderte unterging.

Es scheint, daß Wieland bei diesem Aufsatz auch das vor Augen hatte, was Lessing über Pauson und Pyreikus in seinem Laokoon gesagt hat S. 23—26. Man vergleiche hiermit die Anmerkung Fea's zu Winckelmann (Neueste Ausg. Bd. 5. S. 520. Anm. 786), worin manches nach Lessing und Wieland zu berichtigen ist. Da man in dem Angeführten alle nöthigen Nachweisungen findet, so beschränkt sich der Heraus-

geber bloß auf eine Bemerkung über das, was Wieland hier und in einem früheren Aufſatz über Ariſtoteles geäußert hat.

Daß die angeführte Stelle mancherlei Schwierigkeiten habe, erſieht man ſchon aus dem, was Schneider in der Ausgabe der Politik darüber angeführt hat (Bd. 2. S. 459); *) um jedoch den eigentlichen Sinn des Ariſtoteles nicht zu verfehlen, hätte ſchon das, was Victorius in ſeinem Commentar darüber geſagt hat, dienen können, wenn gleich die ganze Wichtigkeit dieſer Stelle nicht hervorgehoben iſt. Ariſtoteles ſpricht von der Wirkung der Muſik auf die Gemüthsſtimmung, und man ſieht, daß er bei ſeiner Unterſuchung ächt anthropologiſch verfahren iſt. Er führt jede Kunſt auf den Sinn zurück, für welchen ſie darſtellt, auf welchen und durch welchen ſie wirkt. Wie angelegentlich dieſe Unterſuchung ihn beſchäftigt haben müſſe, erſieht man aus zwei andern Stellen, welche nothwendig mit der gegenwärtigen verglichen werden müſſen, nämlich in den Problemen 19, 27 u. 29. In dieſen Stellen liegt Burke's Theorie wie in ihrem Keime eingeſchloſſen. Seine Bemerkungen über die Sinnesempfindungen, über die Mittel, dieſelben zu erregen und die daraus entſpringenden Wirkungen, bringen den Ariſtoteles beiläufig auf die Frage über die eigenthümlichen Wirkungen der Muſik und der Malerei auf das menſchliche Gemüth, worin er der Muſik den Vorzug einräumt. In Anſehung der Muſik gibt er ſeine Gründe ausführlich, in Anſehung der Malerei nur ſehr kurz an, und zu dieſer erſten Urſache, warum man ihn hier nicht verſtand, kam die zweite, daß er ſich eines Ausdrucks dabei

*) In wie weit Schloſſer oder Garve dieſe Schwierigkeiten gehoben haben, kann der Herausgeber nicht ſagen, da er deren Ueberſetzungen nicht erhalten konnte.

bedient, den man meiſt in einem andern als dem Ariſtoteles gewöhnlichen Sinne nahm. Dieß iſt der Ausdruck Ethiſch, den auch Wieland moraliſch im Sinne der Neuern für gleichbedeutend nahm, und deßhalb den wahren Sinn verfehlte. Dieſe Unrichtigkeit hat ſchon Böttiger angemerkt (Archäol. d. Malerei I. 266 fg.); um ſie aber ganz einzuſehen, muß man noch bemerken, wie Ariſtoteles beſtimmt Tugenden des Verſtandes und ethiſche Tugenden unterſcheidet (Ethica 1, 13. u. 2, 1; man vergl. Rhetor. 2, 12.) und daß er unter den letzteren durchaus nur ſolche Beſchaffenheiten verſteht, die aus dem Begehrungsvermögen, wie es durch die Empfindungsweiſe bedingt iſt, entſpringen. An Moralität in unſerm Sinne iſt gar nicht zu denken, ſelbſt nicht in der Poetik Kap. 2 (der wahren Parallelſtelle zu der gegenwärtigen), wo es noch am meiſten ſo ſcheinen könnte, wo aber Buhle den Sinn verfehlt, und nur Hermann ihn getroffen hat. Es iſt alſo nicht von moraliſcher Malerei die Rede, und Polygnotus wird nicht ein moraliſcher Maler genannt, ſondern ein ethiſcher, etwa in dem Sinne, wie Theophraſt ethiſche Charaktere ſchrieb, unter denen nicht ein einziger tugendhafter iſt. Der Grund demnach, warum Ariſtoteles der Muſik vor der Malerei hinſichtlich auf deren Wirkungen auf das Gemüth den Vorzug gibt, iſt der, weil die Muſik die Empfindungen ſelbſt darſtellt (*μιμηματα ἡθων*), die Malerei aber nur ein Abbild (*ὁμοιωμα των ἡθων*), ja nur ein Zeichen (*σημεια μαλλον*) derſelben, Geſtalt und Farbe nämlich als körperlicher Ausdruck der Empfindungen, des Gemüthszuſtandes. Der Eindruck davon iſt daher ſo tief nicht auf das Gemüth. Da die Malerei aber doch einen, wenn gleich nicht ſo tiefen, Eindruck mache, ſo erklärt es Ariſtoteles für nicht gleichgültig, ob ein Jüngling die Gemälde Pauſons oder des Polygnotus betrachte,

oder überhaupt solcher Maler und Bildner, die wahrhaft ethisch sind. Nach den angegebenen Erklärungen kann dieß in diesem Zusammenhange nichts anders heißen als: es ist besser ächt charakteristische Bildnerei zu betrachten, als solche, die dieß nicht ist. Gewiß würde man aus dieser Stelle auch nicht mehr gefolgert haben, wenn nicht die Parallelstelle in der Poetik wäre. Unglücklicherweise unterliegt aber auch diese Stelle Schwierigkeiten, die noch nicht einmal aufgedeckt sind: so viel geht indeß doch daraus hervor, daß Polygnot und Pauson als Ideal- und Caricaturmaler sich entgegengesetzt werden. Jener wird dem Homer und der Tragödie, dieser dem Hegemon, dem ersten Parodiendichter, und der Komödie (die damals Caricatur und Groteske war) gleich gestellt. Geht nun aber diese Gleichstellung auf das Moralische oder auf das Aesthetische? Zuverlässig nur auf das letzte.

Schon aus diesem Wenigen, was hier angeführt werden konnte, ergibt sich, daß Wielands Tadel des Aristoteles so wenig begründet ist, als mancher andre. Aristoteles spricht zwar kalt von der Malerei, wie es solcher Untersuchung ziemt, aber nicht als ein Unkundiger; vielmehr hat er hier das Resultat einer tiefen Forschung niederlegt.

Ob er etwa den Polygnotus eben so, wie man von Neueren in Ansehung eines Cimabue, Giotto u. a. sagt, überschätzt habe (s. Aristoteles), weiß ich nicht, wohl aber, daß seine Urtheile über denselben ihn als Kunstkenner nicht verdächtig machen können. Aber auch hierüber ist noch manches auszumachen. In der Poetik Kap. 6 erklärt er, viele Dichter verhielten sich zu einander wie Zeuxis und Polygnotos; dieser war ein guter Ethograph (Gemüthsmaler), die Gemälde des Zeuxis aber haben kein Ethos (charakteristischen Ausdruck der Gemüthszustände). Daß er dem Zeuxis

hiermit nicht zu nahe treten wollte, ergibt sich aus dem, was er Kap. 25 (b. Hermann 26, 28) von ihm rühmt, wobei es scheinen könnte, er rühme dasselbe von ihm, was er Kap. 2 von Polygnotos gerühmt hatte, was jedoch der Fall nicht ist. Der Zusammenhang läßt keinen Zweifel, daß zu diesem Urtheil über Zeuxis Lucian in seinem Aufsatz über ihn den vollkommensten Commentar geliefert hat. Dann rühmt ihn Aristoteles wegen der Vollkommenheit seiner Formen, und man sieht, wie genau er es mit seinem Urtheil nahm. Der angegebene Gegensatz zwischen beiden Künstlern kann nun dienen, bei Aristoteles manches bisher immer noch Dunkle mehr zu erhellen.

6.

Pernette du Guillet,

genannt La Cousine.

Diese Lyonerin des 16ten Jahrhunderts that sich, wie ihre Zeitgenossin die Loyse Labé (s. diese), durch ihre Geschicklichkeit in den Musenkünsten hervor. Wenn sie vielleicht, als Dichterin, die Loyse Labé den Vorzug lassen mußte, so wich ihr diese hingegen im Talent für die Musik; denn Pernette sang ungemein schön, und spielte die Laute und andre damals übliche Instrumente, womit man den Gesang zu begleiten pflegte, in großer Vollkommenheit. Auch war sie darin glücklicher als Loyse, daß sie ihren guten Namen unbefleckt

erhielt. Sie liebte nur einmal, und vermählte ſich mit ihrem Liebhaber *) (den ſie als einen Philoſophen und Vertrauten der Muſen beſchrieb), ehe die Verleumdung Zeit gewann ihnen etwas anzuhaben. Sie verſtand, ſagt man, Latein, Italieniſch und Spaniſch, und fing eben an, ſich auch aufs Griechiſche zu legen, als ſie in der Blüthe ihres Lebens ſtarb. Ihr Mann, dem alles, was ihm von ihr übrig geblieben, koſtbar war, ſammelte ihre Gedichte nach ihrem Tode, und du Moulin druckte ſie zu Lyon im Jahr 1545 unter dem Titel: Rimes de gentille et vertueuse Dame, Pernette de Guillet. In der Folge wurden noch zwei Ausgaben davon gemacht, welches wenigſtens beweist, daß ſie damals mit Beifall geleſen wurden. Der Parnaſſe des Dames liefert ein paar Stücke von ihr, **) wovon das zweite, Fantaisie à l'occasion de son Amant, qui peu après devint son Mari, eine Tändelei iſt, der um ſehr artig zu ſeyn, nur die feinere Wendung, die elegantere Diction und die ſchönere Verſification, d. i. nur das fehlt, was in unſrer Zeit auch der mittelmäßigſte Franzöſiſche Verſemacher hat, und was in der ihrigen den beſten mehr oder weniger mangelte. Die Naivetät, womit Pernette in dieſem Gedichte den Einfällen einer von der erſten Liebe ins Spiel geſetzten Phantaſie Formen und Worte leiht, beweiſet zugleich ihre Unſchuld, und wie ſehr es Zeit war, daß der Gott der Ehen ſich in die Sachen miſchte. „Wie oft (ſagt ſie) hab' ich mir ganz heimlich gewünſcht, mich an einem ſchönen

*) Er hieß vermuthlich Couſin, und daher erhielt ſie, nach damaliger Sitte, den Beinamen die Couſine.

**) In den Annales poétiques ſtehen noch zwei andere ihrer Stücke, le Triomphe des Muses sur l'Amour und les Obsèques de l'Amour.

Sommertag ganz nahe bei einer klaren Quelle zu finden, wo mein Verlangen mit jemand luſtwandelt, der ſeiner ſchönen Seele, die mir ſo viel Vertrauen einflößt, die Philoſophie zur Führerin gegeben hat. Auch allein würd' ich nichts in ſeiner Geſellſchaft fürchten, denn auch allein wär' ich in der Geſellſchaft und im Schutz ſeiner Ehrbarkeit und Tugend." Wenn ſie nun (fährt ſie fort) recht lange mit ihm dem Lauf des kleinen Baches zugeſehen hätte, ſo würde ſie ihren Freund ſeinen philoſophiſchen Betrachtungen überlaſſen, ſich unvermerkt von ihm hinwegſchleichen, und ſich ganz nackend ins Waſſer werfen; aber doch möchte ſie dann auch ihre kleine Laute, ſcharf geſtimmt, bei ſich haben, und wenn ſie erſt ein wenig präludirt und ſich der Reinheit ihres Tones verſichert hätte, auf einmal einen Geſang anſtimmen, um zu ſehen wie er ſich dazu gebärden würde. „Wenn er dann gerade auf mich zukäme, ſo wollt' ich ihn ganz getroſt herankommen laſſen; aber wenn er mich nur mit einem Finger anrühren wollte, flugs würd' ich ihn, aufs wenigſte, eine ganze Hand voll Waſſer aus der klaren Quelle gerade ins Geſicht und in die Augen ſpritzen; und dann wollt' ich, daß dieß Waſſer die Kraft hätte ihn in einen Aktäon zu verwandeln — aber nicht um ihn als Hirſch von ſeinen Hunden zerreißen und freſſen zu laſſen, ſondern nur daß er mir, wie ein Leibeigner, überall nachfolgen und dienen müßte, ſo lange bis Diana neidiſch über mich würde, daß ich ihr ihre Macht geraubt hätte. Wie glücklich und groß würd' ich mich dann ſchätzen! Gewiß ich würde eine Göttin zu ſeyn glauben! Aber (unterbricht ſie ſich ſelbſt plötzlich) wär' ich denn auch wohl fähig, um meine kleine Eitelkeit zu befriedigen, ihm ein ſo großes Leid anzuthun?"

Den ganzen Tag und oft einen Theil der Nacht wendete er auf seine Studien, ohne sich durch jugendliche Ergötzungen zerstreuen zu lassen.

Boerhavens Ruhm führte ihn nach Leyden, wo er im Jahr 1725 eintraf. Hier fand er, neben dem mündlichen Unterrichte dieses großen Mannes, einen wohlunterhaltnen botanischen Garten, ein ordentlich bedientes anatomisches Theater, reiche Sammlungen von Naturalien, den vollständigsten Büchervorrath. Der junge Albinus zeigte schon außerordentliche Kenntnisse in der Anatomie; und in Amsterdam lebte noch der berühmte Ruysch, der Erfinder der Injection, und arbeitete noch in dem 90sten Jahre seines Alters.

Einige Schwächung seiner Gesundheit machte Hallern eine Reise zur Erholung nöthig, die er mit zwei Freunden aus Bern durch die Provinzen von Nieder-Deutschland unternahm. [illegible]

lichsten Fleißes in dieser Wissenschaft. Hier erwarb er sich die Freundschaft des Herrn Stähelin, nachmaligen Professors zu Basel, und des Professors und Chorherrn Geßner zu Zürich. In der Gesellschaft des letztern unternahm er die erste Reise nach den Alpen, und legte also den ersten Grund zu seinem großen botanischen Werke. Im 21sten Jahre kam er als Mann und Gelehrter in seine Vaterstadt zurück. Er widmete sich anfangs der ausübenden Arzneiwissenschaft, und ward bald gleich den ältern Aerzten zur Besorgung des Krankenspitals gezogen. Er erhielt obrigkeitliche Unterstützung, öffentliche Zergliederungen anzustellen. Man übergab ihm auch die Besorgung der Bibliothek, wobei er Gelegenheit hatte, seine Kenntnisse von Büchern, Alterthümern und Münzen an den Tag zu legen.

Ungeachtet seines kurzen Gesichts war die Botanik immer seine liebste Ergötzung. In den Sommermonaten von 1730 — 1736 that er wiederholte botanische Reisen auf den Jura und die Alpen, bis an die Eisberge; und fand im Bezirke seines Vaterlands die ausgedehnteste Sammlung von Pflanzen, von den Norwegischen bis an die äußersten Gegenden Italiens. Durch seine Gedichte, wo sich der philosophische Geist überall in das herrlichste poetische Gewand kleidet, erwarb er sich einen frühen Ruhm; so wie seine botanischen und anatomischen Schriften ihn der gelehrten Welt als ein seltes Phänomen ankündigten. Die königl. Schwedische Akademie zu Upsala nahm ihn frühzeitig zu ihrem Mitgliede auf.

Im Jahr 1736 erhielt er bei Stiftung der Universität Göttingen den Ruf als Professor der Medicin, Anatomie und Botanik. Er unternahm die Reise mit drei jungen Kindern, und hatte das Unglück, einen Monat nach seiner Ankunft seine geliebte Mariane zu verlieren, die von den Folgen eines

gleich bei der Einfahrt in Göttingen geſchehenen Falles ſtarb. Siebzehn Jahre, als den Zeitlauf ſeines thätigſten Lebens, brachte er hier zu. Viele bei der Univerſität noch mangelnde Anſtalten beförderte er. Unter ſeiner Aufſicht ward ein anatomiſches Theater errichtet, der mediciniſche Garten angelegt, und zur Bequemlichkeit der fernern Aufſicht zunächſt an demſelben eine eigene Wohnung für ihn angebaut. Junge Maler wurden von ihm zu anatomiſchen und botaniſchen Zeichnungen angeführt, eine Sammlung von Präparaten angeſchafft, die Einrichtung einer Geſellſchaft von Wundärzten, und eine Schule für Hebammen beſorgt. Auch ward ihm die Ausführung der Anſtalten für die reformirte Kirche zu Göttingen aufgetragen: und er hatte den vornehmſten Antheil an der erſten Einrichtung der dortigen königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften.

Sein erſtes Werk, das ſeinen Ruhm in ganz Europa entſchieden hat, ſind die Auslegungen über die akademiſchen Vorleſungen Boerhave's. Dieſe Arbeit zog ihm einen heftigen Streit mit Hamberger in Jena zu. Dieſer war der alten Theorie des Galenus zugethan, nach welcher das Athemholen einer zwiſchen dem Bruſtfell und der Lunge befindlichen, und durch das wechſelweiſe Anziehen der unter den Rippen liegenden Muskeln gepreßten oder freigelaſſenen Luft zugeſchrieben wird. Auch die Conſultationen Boerhave's und ſeine Anleitung zu den Studien eines Arztes ſind durch Hallers Bemerkungen brauchbar gemacht worden.

Indeſſen gab er ſeine Schweizeriſchen Pflanzen heraus, die ein Auszug aus 20 Folianten geſammelter Kräuter und botaniſcher Beſchreibungen waren. Auf dieſe folgten ſeine anatomiſchen Tabellen, in denen beſonders die Lage und

Die gespannten Nerven wurden immer empfindlicher; eine Lähmung der Hand machte das Schreiben beschwerlicher; er besorgte die Verminderung des Muths zur Arbeit, die für einen geschäftigen Geist den unangenehmsten Genuß des Lebens ausmacht.

Im März 1753 trat er mit Einwilligung der Hannöver'schen Regierung diejenige Reise nach der Schweiz an, die sein Schicksal für die übrige Zeit seines Lebens entschieden hat. Er erhielt durch das Loos das Amt eines Ammanns, eine Vorbedienung, mit welcher besondere Vortheile für seine Kinder verbunden waren; nämlich das Vorrecht, bei sich ereignender Ergänzung des großen Raths ein Subject zu empfehlen. Nachher hat er das Amt eines Oberdirectors der Salzwerke zu Roche und beinahe zwei Jahre lang zugleich die Statthalterschaft in der Landvogtei Aehlen bekleidet. Außerdem hat er dem Staat bei außerordentlichen Aufträgen, und durch seinen Rath als Beisitzer besondrer Dikasterien, die wichtigsten Dienste geleistet, und zwar zuerst bei dem höchsten Ehegericht und nachher bei dem Oberappellationsgericht der Deutschen Lande. Das Waisenhaus zu Bern hat ihm seine erste Einrichtung zu danken.

Die Schriften der Göttingischen Akademie der Wissenschaften bereicherte er durch seine Aufsätze. Die Göttingischen Anzeigen haben unzählige Auszüge merkwürdiger Schriften mit der zuverlässigsten Berichtigung von ihm erhalten. Bei seinem ungemein ausgedehnten Briefwechsel war er jederzeit genau und fleißig in jedem Geschäfte.

Seine erste Muse in der Vaterstadt wandte er dazu an, Beobachtungen über die Entwicklung des thierischen Keims in den Eiern anzustellen. Er hatte schon ehedem, bei Erklärung der Boerhavischen Lehre, von einigen sehr genauen Beobach-

tungen über die dunkle Theorie der Erzeugung Gebrauch gemacht. Einige Jahre nachher widerlegte er mit vieler Bescheidenheit die Meinung des Herrn von Buffon von den innern Formen und den organischen Körperchen. Er zergliederte selbst viele Weibchen vierfüßiger Thiere kurze Zeit nach der Schwängerung, und überzeugte sich, daß der Embryo ursprünglich der Mutter eigen sey. Bei den Eiern fand er, daß das Gelbe oder der Dotter den wesentlichen Urstoff des künftigen Vogels ausmache.

So stellte er auch Bemerkungen über den Wachsthum der Gebeine und ihre Wiederherstellung nach zufälligem Bruch, über die innere Gestalt des Gehirns und der Augen bei Vögeln und Fischen, auch über die Augen einiger vierfüßigen Thiere an.

Die beträchtlichste seiner gelehrten Arbeiten ist indessen die ausführliche Behandlung der Physiologie. Er war Willens sie noch psychologisch zu behandeln, wenn er länger gelebt hätte; nämlich die Bildung des Leibes als eines Werkzeugs der Wirksamkeit der Seele zu betrachten, und den Einfluß des Willens und der Leidenschaften auf einzelne Theile des menschlichen Körpers zu erklären.

Die Botanik und Anatomie hat ihm unzählige neue Beobachtungen und Aussichten zu danken.

In der Organisation des menschlichen und thierischen Körpers vermuthete er eine eigene Kraft, von welcher alle Triebe des Lebens abhangen, und die von der elastischen Eigenschaft fester Körper verschieden seyn muß. Dieses Vermögen, das in der Reizbarkeit des Herzens, der Muskeln, der Eingeweide und verschiedner kleinerer Theile besteht, und mit der Empfindsamkeit der Nerven nichts gemein hat, stellte Haller unter unzähligen anatomischen Versuchen immer deutlicher

und überzeugender dar. Die Wirkungen desselben zeigen sich in Oscillationen des ersten sichtbaren Punktes in dem Keime eines durch die Bebrütung erwärmten Eies; und es muß für den Ursprung des ersten Triebes zum Wachsthum und Leben erkannt werden.

Wenn man ihn auch nicht für den Erfinder der Irritabilität der Fibern erkennen wollte, so gehört ihm doch der Ruhm, dieses Vermögen in seiner ganzen Ausdehnung an den Tag gelegt, und dadurch das Geheimniß der Natur in unserm körperlichen Leben aufgedeckt zu haben. So wie die Fibern, hat auch das Geblüt eine besondere Kraft zu reizen von dem Schöpfer erhalten. Diese gegenseitige Wirkung erklärt auf die einfachste Weise die fortgesetzte Bewegung des Herzens und den Umlauf des Geblüts durch alle Adern. Nimmt man ferner an, daß die Fibern der Muskeln oder andrer Theile des Körpers so bestimmt sind, daß ihre Reizbarkeit durch eigne Flüssigkeiten erweckt wird: wie in den Muskeln durch den Nervensaft, in den Eingeweiden durch den Chylus oder die Dauungssäfte, in den Drüsen durch die Feuchtigkeiten, die sich in denselben sammeln und vervollkommnen: so können wir uns von dem ganzen animalischen Triebwerk einen Begriff machen. Mit eben so vieler Gründlichkeit hat Haller das Leibnitzische System von dem Ursprung des gegenwärtigen Zustandes unsrer Erde, und die hierüber vom Herrn del Moro, einem gelehrten Italiener, vorgebrachten Gründe widerlegt.

Wer kennt nicht seine in der Manier Fenelons geschriebenen Romane, die in alle Sprachen übersetzt sind, seinen Usong, Alfred, Fabius und Cato? Auch seine Bemühungen, die Wahrheit der christlichen Religion gegen den Deismus in vertheidigen, verdienen allen Dank.

Ich schweige bloß deßwegen hier von seinen Gedichten, weil ihr Werth vom Vaterlande längst anerkannt und durch so viele Uebersetzungen bei den Ausländern bestätigt ist. Tiefer Sinn, starker blühender Ausdruck, sind ihr Charakter, der sich unter allen fremden Verkleidungen beständig erhalten hat.

Im Umgange war Haller, unter Leuten die an Wissenschaft und Unterricht einen Gefallen hatten, mehrentheils gefällig und aufgeweckt. Er besaß eine gründliche Kenntniß aller Theile der Naturlehre, der neuern und ältern Geschichte, auch einzelner Staaten, besonders was ihre Cultur und Producte anbelangt. Alle Entdeckungen in allen Welttheilen waren ihm aus Reisebeschreibungen bekannt. Er hatte sogar eine große Belesenheit in Romanen und Schauspielen.

Er war von langer ansehnlicher Gestalt; seine Physiognomie war, theils wegen des kurzen Gesichts, theils wegen der angewöhnten Spannung der Muskeln, gemeiniglich ernsthaft, voll Ausdrucks, und je nach der lebhaften Abwechslung der Gedanken verschieden. Die zunehmende Stärke des Leibes, die schon bemerkte Schwachheit des Gesichts, die Gewohnheit einer kleinen fast unleserlichen Handschrift, mußten ihm die Arbeit erschweren. Er konnte sich nicht enthalten, des Tages gleich nach den Mahlzeiten, und noch bei später Nacht, zu lesen und zu schreiben. Bei dem allen gelangte er an die siebenzig Jahre. Er starb den 12. December 1777.

Seine erste Gemahlin war Mariane, die älteste Tochter von Samuel Weiß, Herrn zu Mathod und La Mothe; von dieser Ehe leben noch ein Sohn und eine Tochter. Die zweite war Elisabeth, eine Tochter des Hrn. Buchers, Mitglieds des engern Raths und Venners der Republik. Die dritte war

eine Tochter des berühmten Teichmeier zu Jena. Aus dieſer Ehe hinterließ er drei Söhne und drei Töchter.

Er war Erbherr zu Goumorns Le Jur und Eclaguens, Mitglied des großen Raths der Stadt und Republik Bern, ehedem Oberſalzdirector zu Roche und Landvogt zu Aehlen, Präſident der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Göttingen und der ökonomiſchen Geſellſchaft zu Bern; der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, auch vieler andern berühmten Akademien und gelehrten Geſellſchaften Mitglied; königl. Großbrit. Leibarzt, Ritter des königl. Schwediſchen Ordens des Polarſterns, und Kurhannöver'ſcher Hofrath.

Wenn jemals ein Gelehrter in dem Falle war, daß die ſimpelſte Erzählung deſſen, was er gethan, die beſte Lobrede iſt, die man ihm halten kann: ſo war es der große Mann, deſſen Andenken dieſe Blätter gewidmet ſind. Sie ſind ein Auszug aus der Gedächtnißrede, die ihm von Herrn Bernhard Tſcharner gehalten worden. Das Bild, das uns darin von dem außerordentlichen Manne gemacht wird, iſt freilich nur ein Schattenriß. Eine Plutarchiſche Biographie, mit allen den kleinen individuellen Zügen und Geſchichtchen von ſeinem moraliſchen, bürgerlichen, häuslichen und literariſchen Leben würde etwas mehr ſeyn; würde ſich dagegen ungefähr wie ein von Hans Holbein gemaltes Bildniß zu einem Schattenriß verhalten. Aber auch eine Plutarchiſche Lebensbeſchreibung, was wäre ſie gegen eine von dem großen Manne ſelbſt, mit der Offenherzigkeit des alten Lucils:

ut omnis
votiva pateat veluti descripta tabella
vita Senis —

ohne Rücksicht auf die Welt bloß sich selbst erzählte physiologisch-psychologische Geschichte seines Geistes und innern Lebens — wenn wir den Mystikern dieses Wort abborgen dürfen. Welch ein kostbares Vermächtniß könnte ein solcher Mann der Nachwelt hinterlassen! Und wenn er den Muth gehabt hätte, so tief in sich selbst hinein zu schauen, als der Blick des Bewußtseyns eindringt, und die Aufrichtigkeit, sich so zu zeichnen, wie er sich selbst kannte: welch ein lehrendes Beispiel wäre eine Beschreibung dieser Art! — Doch vielleicht, sagt Herder, wär' es nicht einmal gut und nützlich, das tiefste Heiligthum in uns, das nur Gott und wir kennen sollen, jedem Thoren zu verrathen. Ich setze hinzu: auch die gebrechliche Seite eines vortrefflichen Menschen, die Flecken, die sein Glanz bedeckte, die geheimen Narben seiner Seele, die Gränzen seiner Tugenden u. s. w., jedem Thoren zu verrathen, möchte nicht nützlich seyn. Und am Ende, wo ist der Sterbliche, dem es zukommt, in demjenigen, was wir an Menschen Verdienst und Tugend nennen, das Aechte und Reine genau von dem zu scheiden, was in dem allbewährenden Feuer einst verzehrt, oder als Schaum ausgeworfen und als Schlacken zu Boden gestürzt werden wird?

2.

Heloise.

1781.

Wenn man auch diejenigen zu den Autoren zählen darf, die es bloß zufälligerweise, und gleichsam ohne Vorsatz und Absicht, geworden sind; die ohne einige Rücksicht auf die

Welt, und ohne ſich was davon träumen zu laſſen, daß ſie nach vielen Jahrhunderten noch geleſen, commentirt, überſetzt und nachgeahmt werden könnten, bloß aus Drang ihres Herzens, für ſich ſelbſt und für einen einzigen, der ihnen alles war, geſchrieben haben: ſo verdient wohl die durch ihr Liebesbündniß mit dem weltbekannten Abälard und durch ihre Briefe an ihn ſo berühmt gewordene Heloiſe um ſo mehr den erſten Platz unter denſelben, als dieſe Briefe, die einzigen in ihrer Art, etwas ſind, was durch keine Macht der Imagination hätte erfunden werden können. Briefe von einer Nonne an einen Mönch — aber, Himmel! von welch einer Nonne! und an welch einen Mönch! Nie hat wohl die Welt ein Paar Liebende geſehen wie dieſes. Nie hat, ſeit der unglücklichen Dichterin Sappho — die durch ein Duzend Verſe berühmter geworden iſt, als manche Poeten durch eben ſo viele Tauſende — ein Weib gelebt, das vom Dämon der Liebe ſo ganz überwältigt und beſeſſen, alle Widerſprüche dieſer wundervollen Leidenſchaft in ihrem Herzen ſo vereinigt — alles was ſie Schönes und Erhabenes, alles was ſie Zügelloſes und Unſinniges hat, in ſo hohem Grade erfahren — den ganzen Himmel ihrer Freuden, die ganze Hölle ihrer Qualen, mit ihren Gefühlen ſo erſchöpft — kurz ſo viel für Liebe gethan, ſo viel durch Liebe gelitten, ſo ganz für Liebe gelebt — und, bloß indem ſie dem Strom ihres Herzens und dem lodernden Feuer ihrer Phantaſie den Lauf ließ, die Liebe ſo vollkommen geſchildert hätte, wie Heloiſe.

Ihre Briefe ſind kein Roman — aber für den Dichter, der die Leidenſchaften in der unverfälſchten Natur ſtudirt — für den Philoſophen, der in den Tiefen des menſchlichen Herzens nach Wahrheit forſchen will, ſind ſie koſtbare Urkunden aus dem Archive der Menſchheit. Auch von Seiten des

Geſchmacks und des Talents zu ſchreiben, gebührt dieſen Briefen (mit gehöriger Nachſicht gegen das Jahrhundert *) worin ſie lebte) eine der erſten Stellen unter allem was jemals aus der Feder eines Weibes gekommen iſt. Ihr Latein iſt freilich nicht das vom Jahrhundert Auguſts; **) aber indem ſich alles Feuer ihrer Seele darin ergoſſen hat, iſt es zu einem geſchmeidigen, bildſamen, alle Formen ihres Gefühls und ihrer Gedanken annehmenden Stoff geworden, und Quintilian ſelbſt hätte ihre Briefe mit Vergnügen leſen müſſen. Wenigſtens iſt gewiß, daß Abälard, der für den ſcharfſinnigſten Kopf und für einen der beredteſten Männer ſeiner Zeit galt, in der Schönheit und Stärke des Ausdrucks eben ſo weit als in der Inbrunſt der Liebe hinter ihr zurückbleibt.

Die Franzöſiſche Sprache war zu Philipps I Zeiten noch zu wenig cultivirt, ***) als daß ſie das Organ ſolcher Seelen

---

*) Die Zeiten Philipps I., Ludwigs VI. und VII. Heloiſe ſtarb als erſte Aebtiſſin zu Paraklet im Jahre 1163.

**) Der durch ſeine Briefe, Memoiren und Histoire amoureuse des Gaules bekannte Graf von Buſſy-Rabutin mußte ſein Schul-Latein ziemlich vergeſſen haben, da er in einem ſeiner Briefe ſagte, er habe nie ſchöner Latein geſehen als Heloiſens. W.

***) L'espèce de Jargon mêlé du Celte, du Tudesque et du Latin (d. i. was man damals Langue Romane oder Romance nannte, und was die Matrix der heutigen Franzöſiſchen Sprache iſt) commençoit vers la fin du XI siècle à se polir et à s'enrichir; mais les Auteurs n'osoient encore s'en servir dans les ouvrages d'eloquence ni dans ceux d'agrement — ſagt der Graf von Treſſan in ſeinem Aufſatz über den Zuſtand der Franzöſiſchen Literatur im 12ten und 13ten Jahrhundert. Vornehmlich war das Lateiniſche in dieſen Zeiten die Sprache der Kleriſei; und Heloiſe und Abälard gehörten, als ſie einander ihre Briefe ſchrieben, beide zu dieſem Stande. W.

wie Heloiſens und Abälards hätte abgeben können. Die Lateiniſche ſcheint damals noch die Lieblingsſprache der Leute von Erziehung geweſen zu ſeyn; wenigſtens diejenige, in welcher geſchrieben wurde; und ſo ſchrieb auch Heloiſe in der Lateiniſchen, in welcher ſie, wie der Augenſchein zeigt, eine große Fertigkeit hatte. Erſt unter der Regierung Philipps des Schönen unterwand ſich Jean de Meun, genannt Clopinel, ihre Briefe in die vulgare Franzöſiſche Sprache zu überſetzen, die ſich durch Ruſticien von Puiſe, den erſten Compilator der Romanen von König Artus und der Tafelrunde, und durch Wilhelm von Loris, den erſten Erfinder und Verfaſſer des berühmten Roman de la Rose, unter den vorgehenden Regierungen ſchon ziemlich gebildet hatte. Es iſt eben dieſer Clopinel, der ſich ungefähr 40 Jahre ſpäter einfallen ließ, dieſes von dem ſinnreichen Loris unvollendet hinterlaſſene romantiſche Gedicht zu vollenden, und darin ungefähr eben ſo reuſſirte, als wenn ein Griechiſcher Oſtade die Venus des Apelles hätte vollenden wollen. Gleichwohl nahm man's damals nicht ſo genau, und Clopinel wurde von Ludwig dem Schönen für die 18580 geſchmackloſen Verſe, worin er die halb entfaltete keuſche Roſe ſeines Vorgängers deflorirte, zum Vater der Franzöſiſchen Literatur erklärt. Was aus Heloiſens Briefen unter den groben und ſchmutzigen Fäuſten dieſes eben ſo geſchmackloſen als fruchtbaren Verſemachers geworden ſeyn mag, kann man errathen, wenn man ihn aus ſeiner Entwickelung des Romans von der Roſe kennen gelernt hat. Unter den neuern Franzöſiſchen Ueberſetzungen hat diejenige den meiſten Beifall erhalten, welche der Graf von Buſſy-Rabutin im Jahre 1687 bekannt machte. Malherbe führt ſie in einer franzöſiſchen Grammatik, die er damals herausgab, als ein Muſter der ſchönſten Sprache und der geſchmackvollſten

Art zu überſetzen an. Heutiges Tages würde von dieſem Lobe ziemlich viel abgehen. Denn welcher noch ſo kleine Franzöſiſche Bel-Esprit würde ſich's nicht zur Schande rechnen, nicht beſſer zu ſchreiben, wie Buſſy-Rabutin geſchrieben hat? Ein gewiſſer Dubois, ein Autor, der eben ſo gut gar keinen Namen hätte (vielleicht einer von den Reformirten, die, nach Aufhebung des Edicts von Nantes, in Holland Zuflucht ſuchten), kam, vermuthlich aus Finanzabſichten, auf den Einfall, die Liebesgeſchichte Abälards und Heloiſens zu einem kleinen hiſtoriſchen Roman umzuſchaffen. *) Dieſe Art von Novellen waren damals ſehr in der Mode, und der Roman dieſes Dubois, ſo platt er iſt, hat, Dank ſey den Namen Abälard und Heloiſe! nicht weniger als acht Ausgaben erlebt; vermuthlich um der Briefe dieſer Liebenden willen, welche Dubois ſeiner Novelle beifügte. Die beſte proſaiſche Ueberſetzung iſt diejenige, welche Dom Gervaiſe (ehemaliger, in der Folge ausgetretener, Abt von la Trappe) ſeiner, von der Sorbonne verdammten, Lebensbeſchreibung Abälards beigefügt hat.

Im Jahr 1714 publicirte Godard von Beauchamps (ein ziemlich mittelmäßiger Autor in Proſa und Verſen, der das Publicum mit verſchiednen Stücken fürs Théâtre Italien, mit Récherches sur le Théâtre de France und mit einigen Romanen beſchenkt hat, und 1761 geſtorben iſt) eine verſificirte Ueberſetzung der Briefe Heloiſens und Abälards, welche mehrmal wieder aufgelegt wurde, wiewohl es ihr an Feuer und Kraft — d. i. gerade am Weſentlichſten, fehlt. Popens Heloiſe an Abälard iſt weniger eine freie Ueberſetzung als ein Original, wodurch der Dichter ſich durch Leſung der Briefe

*) Histoire des Amours d'Abeillard et d'Heloise. Haag 1695.

Heloiſens begeiſtert hat; natürlicher Weiſe hat er von den intereſſanteſten Stellen dieſer Briefe Gebrauch gemacht. Nichts übertrifft die Wärme und den Schimmer ſeines Colorits, und die Schönheit ſeiner Sprache und Verſification. Der Beifall, den dieſe Compoſition, überall wo man Engliſch leſen kann, erhielt, weckte eine Menge Beaux-Esprits ſich zu Pope's Nebenbuhlern um Heloiſe aufzuwerfen. Cailleau, Feutry, Mercier, Dorat, Saurin und Colardeau liefen alle in dieſer Bahn; und Colardeau, dem vielleicht nur der Chevalier von Parey den Vorzug in der erotiſchen Dichtart ſtreitig machen kann, erhielt den Preis.

Mir iſt keine Deutſche Ueberſetzung der Briefe Heloiſens bekannt, die neben dem Original, oder neben Popens oder Colardeau's Copien ſtehen könnte. Ich weiß nicht ob man eine wünſchen ſoll; aber ein Meiſterwerk, in welcher Art es ſey, iſt immer willkommen, wenn es einmal da iſt.

Bekanntlich hat in der Ueberſetzung der Pope'ſchen Heroide Bürger allen Mitbewerbern den Preis abgewonnen. Man vergleiche aber das Urtheil, welches Herder über Heloiſe und dieſes Pope'ſche Gedicht gefällt hat. Sämmtliche Werke zur ſchönen Literatur und Kunſt Bd. 12 S. 107 fgg. Noch erinnere ich mich eines andern Aufſatzes von Herder hierüber in einem bei Vieweg erſchienenen Taſchenbuche, den ich jedoch in den ſämmtlichen Schriften jetzt nicht auffinden konnte.

3.

Hermes.*)

Sophiens Reise von Memel nach Sachsen.

1776.

Man würde diesem Roman (wenn es ja Roman heißen soll) Unrecht thun, wenn man ihn nach der poetischen Composition beurtheilen wollte. Er ist so wenig ein Werk des Dichter-Genius, als ein treuer Abriß der Menschheit, wie sie vor den Augen eines unbefangenen Beobachters dasteht, der die Moral im Menschen, und nicht den Menschen in der Moral studirt. Es ist ein Buch, worin ein Mann von nicht gewöhnlichen Talenten, mit dem besten Willen für das Wohl seiner Nebenmenschen, alle seine Welt- und Menschenkenntniß, alles was er in seinem Kopf und Herzen für mittheilenswürdig hielt, und hauptsächlich sein System über Religion und Moral, unter der angenehmen Einkleidung einer Geschichte, in einer steten Abwechslung von Erzählung, Gesprächen und Monologen vorträgt; weil er nun einmal ein Buch, und ein gemeinnütziges Buch schreiben wollte, und diese Art der Einkleidung für die gefälligste und interessanteste hielt. Aus diesem Gesichtspunkte, glaube ich, muß es angesehen werden, und dann würde es nicht schicklicher seyn, wenn man es mit Clarissa oder Tom Jones, als wenn man es mit der Ilias vergleichen wollte. Es ist und bleibt ein Buch für sich, einzig in seiner Art; und wer es ja nach der Schärfe beurtheilen

*) Joh. Thimotheus Hermes, Probst und Consistorialrath in Breslau, geb. 1738, gest. 1821.

wollte, müßte es nicht mit andern ähnlichen Werken, sondern mit der menſchlichen Natur vergleichen — eine Arbeit, die ſo viel wäre als ein neues Buch von eben ſo vielen Bänden zu ſchreiben. Ich läugne hiermit nicht, daß der Verfaſſer Fähigkeiten genug gehabt hätte, ein Rival der Richardſon, Fielding, Marivaux oder Smollet zu werden; aber gewiß er wollte nicht, und durfte auch nicht; und wenn man ihm über dieſen Punkt ſein ganzes Recht anthun will, ſo muß auch ſein Stand und ſeine Lage mit in Anſchlag gebracht werden. Denn könnte nicht eben ſo leicht ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen, als daß das große Gemälde menſchlicher Natur und Weſens, menſchlicher Gefühle, Meinungen, Leidenſchaften und Sitten, nach allen ihren unendlich feinen und verwickelten Verhältniſſen und Verſchiedenheiten mit Wahrheit gezeichnet, zuſammengeſetzt, gehalten, beleuchtet und ausgemalt, von einem Manne aufgeſtellt würde, der keinen freien Zug führen kann, ohne ſich den Sophiſtereien und Mißdeutungen des Vorurtheils, der auflauernden Mißgunſt, und der Dummheit, die in Mantel und Kragen am übelthätigſten iſt, auszuſetzen? *)

*) Wie ſehr anders dieß nur zwanzig Jahre ſpäter war, beweiſen Lafontaine, Haken u. A.

4.

Homer.

Ob er ein Baſtard geweſen?

Gegen Pope.

1781.

Homers Eltern waren den Alten eben ſo unbekannt als ſeine Vaterſtadt. Um die Ehre, daß er in ihren Mauern geboren worden, ſtritten ſich verſchiedene Länder und Städte; und, wofern nicht alle mit gleichem Rechte, ſo bleibt wenigſtens die Sache zwiſchen Smyrna und Chios unentſchieden. Auf gleiche Weiſe werden ihm ſo viele Väter und Mütter gegeben, daß das einzige, was ſich Gewiſſes davon ſagen läßt, die Ungewißheit iſt, worin wir uns bis auf den heutigen Tag über ſeinen Stammbaum befinden. Wir wiſſen ſo viel als gar nichts von ſeinen Lebensumſtänden; aber wir haben das, wodurch ſein Leben allen folgenden Zeiten ehrwürdig und wohlthätig worden iſt, das wodurch er war was er war, das worin ſein Genius, ſein Herz, ſeine die ganze Menſchheit, ja (ſo weit es in ſeiner Zeit möglich war) die ganze Natur umfaſſende Individualität ewig fortlebt, wir haben ſeine Werke — und in ſeinen Werken ihn ſelbſt: was kümmert uns alles übrige? Die umſtändlichſte Geſchichte würde uns nicht mehr von ſeinem Geiſt und Herzen ſehen laſſen, als wir in ſeinen Gedichten ſehen, wenn wir Augen dazu haben.

Bekanntermaßen war es eine alte und ziemlich allgemeine Gewohnheit bei den Griechen, berühmten Perſonen, deren Herkunft man nicht eigentlich wußte, Götter zu Vätern zu geben. Es iſt alſo leicht zu erachten, daß man bei einem

Manne wie Homer — bei einem Dichter, deſſen Werke die Nachwelt für Eingebung der Muſen hielt, und dem zu Smyrna und Chios, als einem unter die Götter aufgenommenen Genius, eigene Tempel geweiht waren — von jener Gewohnheit keine Ausnahme gemacht haben werde. Aber aus dem Umſtande, daß ihm bald Mercur zum Vater, bald — vermittelſt einer langen Genealogie von Göttern, Nymphen und Götterkindern — eine Enkelin von Apollo zur Mutter und der Fluß Meles zum Vater gegeben wird, iſt nichts gegen die Aechtheit ſeiner Geburt zu ſchließen. Alles was daraus folgt, iſt, daß ſeine Eltern unbekannt waren.

Auch die Lebensbeſchreibungen Homers, die unter Herodots und Plutarchs Namen gehen — und beide darin übereinſtimmen, daß er ein Jungferkind, die Frucht eines ſtrafbaren Umganges eines gewiſſen Mäons mit ſeiner Nichte Krytheis, geweſen, und weil ſeine Mutter am Ufer des Fluſſes Meles von ihm entbunden worden, den Namen Meleſigenes erhalten habe — verdienen in allen Betrachtungen um ſo weniger Glauben, da beider Stücke Unächtheit von den Gelehrten längſt anerkannt iſt, und das erſte (nach Pope's Ausdruck) mehr dem Leben eines Schulmeiſters als eines Homers ähnlich ſieht, und würdiger iſt von einem Schulmeiſter als von dem Homer, der Geſchichtſchreiber, geſchrieben zu ſeyn. Im andern beruft ſich der Verfaſſer zwar auf das Zeugniß des Ephorus — eines Geſchichtſchreibers, welchem Polybius und Strabon das Lob beilegen, daß er viel Genauigkeit in ſeine Unterſuchungen des Alterthums gebracht habe! allein, da die Werke dieſes Ephorus, aus welchen wir uns der Beſchaffenheit ſeines Zeugniſſes vergewiſſern könnten, nicht mehr vorhanden ſind: was könnte uns bewegen, auf ſeinen bloßen Namen hin, eine Erzählung anzunehmen, welche

die Eltern des ehrwürdigſten unter den Dichtern mit Schande brandmalt; zumal da andere, eben ſo glaubwürdige Geſchichtſchreiber, in einem ſo weſentlichen Punkt als der Name der Mutter iſt, widerſprechen, und aus allen dieſen Widerſprüchen weiter nichts erhellet, als daß ſie an die Namen Polykaſte, Klymene, Themiſto, Eumetis und Krytheis gleich viel Recht habe, oder — daß wir — nachdem wir alle Zeugen abgehört haben, ungefähr eben ſo viel von der Sache wiſſen als vorher.

Bei allem dem ſcheint doch die Wirklichkeit einer Tradition, die auf Homers Geburt einen Schatten wirft, nicht geläugnet werden zu können. Aber könnte dieſe Tradition nicht aus der bloßen Ungewißheit ſeiner Herkunft und ſelbſt aus dem Streit ſo vieler Städte und Familien um die Ehre, ihn, es koſte was es wolle, zu den Ihrigen zu zählen, entſtanden ſeyn? Hätten die Mäoniden zu Kyme (oder Kuma) *) ein anſtändigeres Mittel, den Homer in ihren Stammbaum einzupfropfen, als den verbotnen Liebeshandel zwiſchen Mäon und ſeiner Nichte, finden können, ſo iſt es ſehr vermuthlich, daß ſie ſolchen vorgezogen hätten.

So wenig zureichenden Grund indeſſen die Tradition von Homers unehelicher Geburt in hiſtoriſchen Zeugniſſen hat, ſo glaubt doch Pope in gewiſſen Stellen der Ilias ſelbſt einen deſto ſtärkern Grund zu finden, die Anzahl der berühmten und verdienſtvollen Baſtarde mit dem erſten der Dichter zu vermehren. Er glaubt eine gewiſſe Vorneigung zu dieſer von den bürgerlichen Geſetzen wenig begünſtigten Claſſe von Erden-

*) Nicht Cumä, wie Pope ſchreibt. Denn Cumä lag in Campanien, und das Kyme oder Kuma, wovon hier die Rede iſt, war eine kleine Stadt in Aeolis.

söhnen an ihm zu bemerken; und findet sich daher (wie er in der Anmerkung zum 93sten Vers des 5ten Buchs seiner Iliade sagt) nicht ungeneigt zu glauben, Homer möchte wohl selbst einer aus ihrem Mittel, und also in dem Falle des Shakespearischen Thersites gewesen seyn, der zum Bastard des Königs Priamus sagt: ich bin auch ein Bastard, ich bin allen Bastarden gut. (Troilus und Crossida, 5ter Act.)

Die Gelegenheit, bei welcher Pope diese Anmerkung macht, ist die Stelle, wo Homer von der schönen Theano, Antenors Gemahlin, sagt, daß sie den Pedäus, wiewohl er ein unehelicher Sohn von ihrem Manne gewesen, mit eben so viel Sorgfalt im Hause erzogen habe als ihre eignen leiblichen Kinder. Aber unglücklicher Weise ist in dieser ganzen Stelle kein Wort, das Popens Anmerkung begünstigte. Im Gegentheil, da er es der schönen Theano zu einem besondern Verdienst anzurechnen scheint, daß sie so viel an ihres Mannes Sohne gethan, wiewohl er ein Bastard war, so gibt er deutlich genug zu erkennen, daß sie mehr gethan, als man von ihr hätte fordern können. Auch sagt er nicht, daß sie es aus besonderer Achtung oder Neigung gegen die Bastardise, sondern ihrem Manne zu Ehren oder aus Liebe und Gefälligkeit gegen ihren Mann gethan. Ich sehe nicht, was in diesem allem Parteiisches für die Bastarde seyn sollte. Und gesetzt auch, Homer hätte durch die Erwähnung dieses schönen Zugs von Theano's Charakter (es sey nun, daß er solchen selbst erdichtet, oder in den Nachrichten, die ihm ohne allen Zweifel den historischen Stoff zu seinem Gedichte gegeben haben, begründet gefunden) etwas dazu beitragen wollen, andere tugendhafte Hausfrauen in ähnlichen Fällen zu einem ähnlichen Betragen aufzumuntern, und dadurch das Schicksal der armen Unglücklichen, die ohne ihre Schuld unter der nothwendigen

Strenge der bürgerlichen Geſetze leiden, zu erleichtern: folgte denn daraus gleich, daß er wohl ſelbſt einer von ihrem Orden geweſen ſeyn müſſe? Müßte denn derjenige, der die Chriſten zu einem menſchlichen, billigen und anſtändigen Betragen gegen die Juden ermahnte, darum nothwendig, oder nur vermuthlich, ſelbſt ein Hebräer ſeyn?

Aber Pope führt zu Unterſtützung ſeiner Vermuthung noch eine Stelle aus dem achten Buch der Ilias an, wo, ſeinem Vorgeben nach, Agamemnon, da er dem jungen Teuker, wegen der Proben von Tapferkeit, die er vor den Augen des Oberfeldherrn abgelegt, mit vieler Wärme ſeinen Beifall gibt, der unehelichen Geburt dieſes braven Jünglings as a kind of Panegyrik upon him, erwähnen ſoll. Dieſer Panegyrik findet ſich freilich in Pope's Ueberſetzung, aber wahrlich nicht im Original. Man vergleiche beide. So ſpricht Pope's Agamemnon:

Oh youth for ever dear — the Monarch cry'd!
Thus always thus, thy early Worth be try'd!
Thy brave example shall retrieve our host,
Thy country's saviour and *thy fathers boast!*
Sprung from an alien's bed *thy Sire to grace,*
The vig'rous offspring of a stoln embrace,
Proud of his boy, he own'd the generous flame
And the brave son repays his cares with fame.

Sollte man nicht, wenn man dieſe glühende Stelle lieſt, und mit dem Original, wo beinahe kein Wort von dem allem zu ſehen iſt, vergleicht, auf den Argwohn gerathen müſſen, Pope ſey, in Abſicht auf den vorgeblichen phyſiſchen Vorzug der unehelichen Kinder vor den ehelichen, mit der Ketzerei des berüchtigten Julius Cäſar Vanini angeſteckt geweſen,

über deſſen bekannten Wunſch der gelehrte Warburton *) in einer Note zu des Baſtard Edmunds Rede in der zweiten Scene des erſten Acts vom König Lear in einen ſo heftigen Eifer ausbricht? Oder wollte Pope vielleicht dem berühmten Duc of Barwyk, einen natürlichen Sohn König Jacabs II, mit dieſem, zwar nicht in Homers, aber ganz in Vanini's Geiſte geſchriebenen, Lobe der Baſtarderei ein Compliment machen? Wenigſtens iſt der alte Dichter ganz unſchuldig daran: denn der läßt ſeinen Agamemnon nicht mehr als dieß ſagen:

Teuker, ſo würdigſt du dich des Telamoniſchen Namens!
Triff ſo ferner, du Lieber, und ſtreb' ein Licht den Achäern
Und dem Vater zu werden, der dich von der Wiegen an aufzog,
Und, ungeachtet dich ihm nur eine Sklavin geboren,
Sorgſam, in ſeinem Palaſt, als ſeinen Sohn dich ernährte,
Eifre nun auch, in der Ferne dafür ihm Ehre zu machen!

---

*) O! utinam extra legitimum et connubialem thorum essem procreatus! cf. Vanini de admirandis naturae reginae Deaeque Mortalium arcanis, Dialogi. Dial. XLVIII. p. 320—22. Uebrigens muß man die ganze Stelle im Zuſammenhange ſelbſt leſen, um zu ſehen, daß Warburtons Eifer hier etwas unzeitig, und daß mehr Laune als Freigeiſterei in dieſem Wunſche oder Traume (wie er ihn nennt) des armen Vanini iſt. Im Grunde ſagt er in dieſer ganzen Stelle nichts mehr, als was das erſte Kapitel im Triſtram Shandy, nur mit einer andern Wendung auch ſagt — und was, gewiſſermaßen, wahr und res facti iſt; wiewohl weder die Natur noch die eheliche Verbindung noch Vanini Schuld hat, wenn nicht alle ex legitimo et connubiali thoro geborenen auch wirklich con amore gezeugt werden. Conferatur, si placet, das dritte Kapitel der Geſchichte des Philoſophen Daniſchmende

Wo ist hier nun der Schatten eines Gedankens von dem kraftvollen Sprößling einer verstohlnen Umarmung, und von allen den schönen Tautologien, womit der neuere Dichter nicht genug auszusprechen vermag, wie stolz der alte Telamon auf die Heldenthat ist, einen so feinen Jungen aufgestellt zu haben? Wie ungleich ist das alles der keuschen Einfalt und jungfräulichen Bescheidenheit der Homerischen Muse! Weit entfernt, dem Teukros seine Unehelichkeit noch gar zu einem Vorzug anzurechnen, gibt ihm Agamemnon deutlich das Gegentheil zu verstehen: indem er ihm als etwas, wofür er seinem Vater ganz besonders verbunden sey, anrechnet, daß er ihn, ungeachtet er nur der Sohn einer Sklavin oder eines Kebsweibs sey (νοθον περ ουντα), in seinem königlichen Palast auferzogen; und es also um so mehr Pflicht für ihn sey, sich des Namens eines Telamoniden würdig und seinem abwesenden Vater Ehre zu machen.

Mit der Anmerkung, welche Pope aus dem Commentar des Eustathius anführt, hat es zwar insoweit seine Richtigkeit, daß nichts Gewöhnlicher's in den heroischen Zeiten war, als daß die Griechischen Fürsten die im Kriege erbeuteten und ihnen zu ihrem Antheil zugefallenen Sklavinnen, (welche nicht selten selbst Königstöchter waren) zu der sehr zweideutigen Ehre ihres Bettes erhoben. So war z. B. Teukers Mutter, wiewohl sie damals eine Sklavin Telamons war, nichts Geringeres als eine geborne Königin *), nämlich Hesione, die Tochter des Königs Laomedon und Schwester des

*) So nennt sich Teuker selbst beim Sophokles (im Ajax V. 1325), da er sich gegen die verächtlichen Vorwürfe, die ihm Agamemnon wegen seiner Geburt macht, vertheidigt.

Priamus. Aber wenn Euſtathius daraus folgern will, daß die bürgerlichen Rechte der ehelichen und unehelichen Kinder vollkommen gleich geweſen, und jene vor dieſen keine Vorzüge gehabt hätten, ſo geht er zu weit. Denn die unehelichen waren, ordentlicher Weiſe, nicht ſucceſſionsfähig, ſondern wurden mit einem kleinen Erbtheil abgefunden. — Doch ſcheint Schaufelberger in ſeiner Clavis Homerica p. 179 noch mehr auf der andern Seite zu weit zu gehen, wenn er (wie man wenigſtens aus ſeinen Ausdrücken ſchließen muß) behauptet: daß die uneheliche Geburt in den heroiſchen Zeiten mit einer Art von Vermailigung und Unehre verbunden geweſen ſey. Die Vorwürfe, die Agamemnon dem Teuker wegen ſeiner Geburt beim Sophokles macht, und auf welche ſich S. zu Unterſtützung ſeiner Meinung beruft, beweiſen um ſo weniger, weil ſie von einem Feinde, und in der höchſten Heftigkeit des Affects, ausgeſtoßen werden; auch beantwortet ſie Teuker in einem ſo hohen Ton, daß es lächerlich geweſen ſeyn würde, wofern die unächte Geburt damals wirklich einem Fürſtenſohn ſchimpflicher geweſen wäre, als ſie es noch heutiges Tages unter den geſittetſten Nationen Europens iſt. Ja Agamemnons Vorwürfe ſelbſt gehen nicht ſowohl auf Teukers Unächtheit, als darauf, daß er der Sohn einer Sklavin, und, was in den Augen der ſtolzen Griechen noch verächtlicher war, einer Ausländerin geweſen. So wenig alſo dieſer Beweis beweiſet, ſo ſehr ſcheint hingegen aus der ganzen Geſchichte der heroiſchen Zeit das Gegentheil deſſen, was man damit beweiſen wollte, in die Augen zu fallen. Dieſe Zeiten wimmeln von Baſtarden der Götter und der Heroen, und man ſieht ſie überall mit den ächten Söhnen, die Succeſſion allein (und auch dieſe nicht immer) ausgenommen, auf gleichem Fuß. Homer ſelbſt nennt den Teuker κοιρανον

λαων, ein Titel, der ihn mit allen übrigen Befehlshabern unter dem Griechiſchen Heere in einerlei Claſſe ſtellt; und nichts kann begründeter ſeyn, als die Anmerkung des Euſtathius: daß er, in eben dem Augenblick, da er Teukern rühmen und aufmuntern wollte, und (ich ſetze hinzu) da er ſolcher Männer, wie Teuker, ſo höchſt bedürftig war, ihm gewiß ſeine unächte Geburt nicht vorgerückt haben würde, wenn der Name Baſtard, nach den damaligen Begriffen und Sitten, ſchimpflich geweſen wäre. Allem Anſehen nach war es in der heroiſchen Zeit der Griechen damit, wie es ein paar Jahrtauſende ſpäter in den neuern ritterlichen Zeiten war. Die alten Ritterbücher copiren in dieſen, wie in vielen andern Stücken, getreulich die Sitten der Zeit, worin die Verfaſſer lebten. König Arthur und Amadis ſelbſt ſind nicht ächter geboren, als Teuker; und beinahe die ganze zahlreiche Deſcendenz des Amadis de Gaule bis ins fünfte und ſechste Glied kommt eher in die Welt als ihre Eltern copulirt ſind. Nicht nur damals trug Wilhelm der Eroberer kein Bedenken, einen förmlichen öffentlichen Brief mit den Worten anzufangen: Ich Wilhelm, genannt der Baſtard, König von England u. ſ. w. — ſondern noch im 14ten, 15ten und 16ten Jahrhundert wimmelt's in den Franzöſiſchen, Engliſchen, Spaniſchen u. a. Geſchichten noch beinahe ſo ſehr von berühmten Baſtarden, die ſich dieſes Namens ganz und gar nicht ſchämten, als in der Heldengeſchichte der Griechen. Der berühmte Graf von Dunois iſt unter dieſem Namen nicht bekannter, als unter der Benennung des Baſtards von Orleans. Und wem iſt nicht der Baſtard von Navarra, oder der Baſtard von Savoyen, in den Memoiren der Zeiten Franz I in Frankreich, unter dieſer Qualification öfter als unter ihren eigentlichen Ehrennamen vorgekommen?

Mit allem dieſem alſo glaube ich hinlänglich dargethan zu haben, daß aus den Stellen, welche Pope aus Homers Werken zum Behuf der gemeinen Tradition von ſeiner vorgeblichen unächten Geburt anführt, mit nichten die mindeſte Vorliebe oder ſympathetiſche Zuneigung dieſes Vaters der Dichtkunſt für die Baſtarde herzuleiten ſey; und daß die Gründe, womit man ihm eine vorgebliche Begünſtigung dieſer, nach Vanini's Meinung, ohnehin ſchon allzuſehr begünſtigten Kinder der Natur auflaſten wollen, weiter nichts erweiſen: als, daß er, auch in dieſem Punkte, die Vorſtellungsart und das Coſtume der Menſchen und Zeiten, die er geſchildert, getreulich dargeſtellt habe.

5.

Horaz.

Wielands Beitrag zur Schilderung deſſelben findet man in ſeiner Ueberſetzung von Horazens Briefen Bd. 2. S. 153 fg.

6.

Ulrich von Hutten.

1776.

Vor allem laßt uns erſt hören, was uns der ehrliche Dr. Heinrich Pantaleon in ſeinem „Teutſcher Nation Heldenbuche" von unſerm Hutten zu ſagen hat!

„Huldrich iſt aus der Edlen von Hutten geſchlecht in Frankenland den 2ten tag Aprellen *) im 1488. jar erboren: dieſes iſt ein guter und alter adel: dann ich finden, daß Erentreich von Hutten mit Conradt dem Herzogen zu Franken zu Keyſers Heinrichs Zeiten, da man zahlt 935 jar, wider die Hunnen und ungläubigen zu Feld gezogen, und ſich gar wohl gehalten: es ſeind auch etliche aus inen härnach zu Biſchöflicher würde, unnd Fürſtlicher Hochheit gefürderet. Als nun Huldrich auch von dieſem Geſchlecht härkommen, und mit einem guten kopff begabet, iſt er durch ſeiner elteren rath dem ſtudieren fleißig obgelegen, und in allen freyenkünſten und guten Sprachen ſehr gut zugenommen. Wie er auch ein hohen verſtand hätt, ſo war er in Waffen ſehr wohl geübet, unnd hätt großen luſt frembde Nationen zu beſichtigen. Deßhelben er auch Keyſer Maximilian in Venediſchen kriegen beyſtand gethan, unnd ſich dermaſſen gehalten, daß er von im zu Ritter geſchlagen unnd ſehr geliebet worden. Als aber hernach Dr. Luthers lehr durch ſeine Predig unnd Bücher außkommen, hat Huldrich ſie auch angenommen, unnd wieder alle Wiederſecher nach ſeinem vermögen beſchürmet: er hat auch viel ding mit freyer Zungen wieder den Bapſt, auch etliche Fürſten unnd ſtändt geſchrieben unnd geredt, Darumm er auch aus ſeinem Vatterland weychen müſſen. Nach dieſem hatt er mancherley Vers geſchrieben, welche man hernach zuſammen geleſen, und laſſen in truck kommen: denn er war ein guter Poet: alſo hat er auch etliche Orationes wieder Huldrich den Fürſten zu Wittenberg geſtellet, unnd in etlicher Thaten halb geſtraffet: auff ſolliches hat er auch mit Erasmo etliche Geſpen bekommen, unnd iſt durch

*) Nach Andern am 20 oder 21 April.

'eine vielfaltigen bücher bei den Teutſchen in groſſer authoritet geweſen. Wie er dergeſtalt fürgefaren, iſt er mit den böſen blatteren beſtecket, unnd in Züricher landſchaft krank gelegen, da er auch zu end Auguſti des 1523. jar geſtorben, und ehrlich begraben worden. Es haben in auch etliche mit ſonderbarem Epitaphiis unnd grabſchrifften bezieret."

So weit Pantaleon. Folget nun unſer Commentarius über dieſen Text, wozu uns Melchior Adami in ſeinen Vitis German. JCtorum et Politicorum hauptſächlich mit Materialien verſehen hat.

Ulrich von Hutten wurde zu Stackelberg unweit Fulda, einem ſeiner Familie zugehörigen Schloſſe geboren, und machte ſeine erſten Studien zu Fuld, Köln und Frankfurt an der Oder, wo der Kürfürſt Johann Cicero von Brandenburg vor kurzem (im J. 1495) eine hohe Schule geſtiftet hatte. Sein ganzes Leben durch verband er die Liebe der Muſen mit der Leidenſchaft zu ritterlichen Thaten, und mit der Neigung zum vagabunden Leben, oder zum ewigen Ausziehen auf Abenteuer, die in Maximilians I Zeiten dem Adel in ganz Europa noch mächtig im Leibe ſaß. Sein erſter Ausritt war in ſeinem zwanzigſten Jahr (1508) nach Italien in den berühmten venetianiſchen Krieg, wo der unternehmende Geiſt, die immer argwöhniſche Eiferſucht und die ſchwindlichte Politik der Fürſten, die damals das Steuerruder von Europa führten, der Welt ein ſo ſeltſames Schauſpiel gaben. Hutten brachte den größten Theil der Zeit, während dieſe Händel dauerten (von 1508—1517), in Italien zu, wo er ſich durch die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes und ſeine literariſchen Talente eben ſo ſehr, als durch ſeine Tapferkeit und Geſchicklichkeit in ritterlichen Uebungen hervorthat. Hier war es, wo er einſtmal auf einer Fahrt von Rom nach Viterbo in

den Fall kam, ſich ganz allein (denn ſeine Gefährten waren davon gelaufen) mit fünf Franzoſen, mit denen er zufälliger Weiſe Händel bekommen hatte, herumzuſchlagen. Ungeachtet er nun ſehr klein von Perſon war, und Fünf gegen Einen eine ziemlich ungleiche Partie iſt, wehrte er ſich doch ſo verzweifelt, daß die Franzoſen endlich ihr Heil in der Flucht ſuchen mußten. Mit etwas mehr Glück, und vermuthlich auch mit etwas mehr Klugheit (einer Tugend, wodurch immer zehn Schurken gegen Einen braven Kerl ihr Glück zu machen pflegen, weil es gemeiniglich die einzige iſt, die der Schurke hat, und die einzige, die dem braven Manne fehlt), würde er vielleicht in dieſem Kriege Gelegenheit gefunden haben, ſich mehr zu ſeinem Vortheil hervorzuthun. Aber das Schickſal ſcheint ihm nicht ſo gewogen geweſen zu ſeyn, wie die Natur; und ſein Aufenthalt in Italien (wo er, unter andern Fatalitäten, lange Zeit an einem böſen Fuß zu Padua krank und elend liegen mußte) gab ihm weniger Anlaß ſeinen Heldenmuth in Kriegsthaten als eine Erduldung aller Arten von Ungemach zu beweiſen, denen nach der damaligen Weiſe Krieg zu führen, und zu leben überhaupt, ein Rittersmann, der nichts als ſeinen Namen und Degen hatte, noch weit mehr als heutiges Tages preis gegeben war. Damals, da er zu Padua lag, kam es ſo weit mit ihm, daß er ſich proviſionaliter ſeine Grabſchrift machte, worin folgende Stelle zugleich ein Denkmal ſeiner Leiden und des immer unbefangenen und unbezwinglichſten Muthes iſt, womit er ſie ertrug:

Vixi equidem Musis, animum coluique per artes
Sed reor irato me studuisse Deo.
Mens erat arma sequi et Venetum sub Caesare bellum,
Verum alio bello concidi et hoste alio.

Pauperiem, morbos, spolium, frigusque famemque
Vita omni et quae sunt asperiora tuli.
Recte autem, cecidi juvenis miser et miser exul.
Ne majora feram, ne videarque meis.

Aus Mangel genauerer Nachrichten können wir von seinen Schicksalen während seiner zehnjährigen fahrenden Ritterschaft von seinem zwanzigsten bis dreißigsten Jahre nichts weiter sagen, als daß er während dieser Zeit einen Theil seiner Lateinischen Gedichte, und unter andern seinen Vir bonus (der brave Mann, und sein Lobgedicht auf Deutschland und die Deutsche Nation an Albrechten von Brandenburg, bei Gelegenheit der Erhebung desselben auf den heil. Stuhl zu Mainz, verfertigt hat; ein Gedicht, welches seinem patriotischen Geist und Herzen noch mehr Ehre macht, als seinen poetischen Gaben und seiner Fertigkeit in der Sprache des alten Latiums.

Nach seiner Zurückkunft in Deutschland (im J. 1517) fand er eine freundschaftliche Aufnahme in dem gastfreien Hause des berühmten Konrad Peutingers in Augsburg; dieses edelgesinnten Freundes aller Talente und Verdienste, dem (wie bekannt) seine eignen die Würde eines Raths Maximilians I und die vorzüglichste Gunst und Achtung dieses vortrefflichsten Kaisers erworben hatten; und auf Peutingers Empfehlung erhielt er hier die Ehre, von Kaiser Maximilian zur Belohnung seiner im Venezianischen Kriege bewiesenen Mannheit und ritterlichen Tugenden zum Ritter geschlagen, und zugleich mit dem poetischen Lorbeer gekrönt zu werden; zu welchem Ende Peutingers Tochter Constantia, das schönste und artigste Mädchen ihrer Zeit in Augsburg,*) den Kranz mit eignen

*) S. Huttens Praefatio des Tractats ad Principes Germaniae ut bellum inferant.

Händen geflochten hätte. — Von dieſer Zeit ging ein Bildniß Ulrich von Hutten, gewaffnet und mit einem Lorbeerzweig um die Scheitel, in Deutſchland herum; eine Ehre, worüber er, da ſie damals noch ungewöhnlich war, eine gar große Freude gehabt haben ſoll.

Nach dieſer Zeit begab ſich Hutten an den Hof Kurfürſtens Albrecht von Mainz, wo er ſich ein paar Jahre aufhielt. Eine Frucht davon iſt ſein Geſpräch de Aula (vom Hofleben) an Heinrich Stromer, einen verdienſtvollen Arzt aus Leipzig und ſeinen beſondern Freund, der damals bei Kürfürſt Albrechten in Dienſten war. Wie gut oder übel es unſerm ritterlichen Dichter hier ergangen, davon mag uns folgende Stelle aus einem ſeiner Briefe an Peutinger einen kleinen Geſchmack geben. „Du fragſt mich, wie mir das Hofleben hier bekomme? Nicht zum beſten. Und doch, was ſollte einer nicht ertragen können, bei einem ſo guten Fürſten, wie Erzbiſchof Albrecht? der ſo leutſelig, ſo wohlthätig, ſo edelmüthig iſt! der für die Wiſſenſchaften und für die Gelehrten alle ſo gut geſinnt iſt! Sonſten ekelt mir's von Herzen vor aller der Wirthſchaft; der Aufgeblaſenheit der Höflinge, den großthuiſchen Verſprechungen, den ellenlangen Complimenten, den hinterliſtigen Reden, kurz vor alle dem Zeug das am Ende weiter nichts als blauer Dunſt und Wind iſt," u. ſ. w.

In eben dieſem Jahr 1518 begleitete Hutten ſeinen Herrn, den Erzbiſchof Albert, nach Augsburg auf den Reichstag, wo Kaiſer Maximilian von Fürſten und Ständen Abſchied nahm; und wo auch von Herzog Ulrich von Würtemberg und von Dr. Martin Luthers Sache die Rede war. Der arme Hutten, dem ſein Schickſal allenthalben Streiche ſpielte, hatte die ganze Zeit über das Fieber. Aber weder Schickſal noch Fieber, noch irgend etwas in der Welt konnte über ſeinen

guten Muth Meister werden. In einem solchen launigen Augenblick schickte er ein scherzhaftes Billet in Versen an Anton Fuggern (bei dem damals der Cardinal Cajetan wohnte), worin er ihm sein Fieber zuschickt, weil es bessere Tage und mehr Wartung und Pflege bei Fuggern finden würde, als bei einem so armen Teufel wie er selbst.

Die vorerwähnte Sache des Herzogs Ulrichs war ihrem Ursprung nach eine Familien-Sache der Edlen von Hutten gegen diesen jungen ausgelassenen Fürsten, der ums Jahr 1515 seinen Hofmarschall, Johann von Hutten, im Böblinger Walde hatte ermorden lassen. Ulrich von Hutten, der damals noch in Italien war, empfand diese an seinem Vetter verübte Unthat wie er sollte; und, weil er gleich keine andere Rache an Ulrichen von Würtemberg nehmen konnte, spitzte er seine Feder gegen ihn, und schrieb Invectiven, und den Dialog, Phalarismus betitelt, und andre Dinge, alles mit großer Bitterkeit und Freiheit. Wie aber die Sache durch Anstiftung der Hutten'schen Familie und andrer Feinde des Herzogs zu einer gemeinen Sache wurde aller der Fürsten, Grafen, Herren und Städte, die sich, durch den berühmten Schwäbischen Bund Herzog Ulrichs Vergewaltigungen und Uebermuth entgegensetzten: so zog unser Hutten nun auch den Degen, den er eben so muthig und fertig zu führen wußte als die Feder, und half ritterlich Thaten thun; wie sie denn nicht eher von Herzog Ulrichen abließen, bis sie ihn nackt und bloß von Land und Leuten verjagt hatten. Bei Gelegenheit dieser großen Fehde entstand Huttens Freundschaft mit dem berühmten Franz von Sickingen, Götzens von Berlichingen Schwager, und dem einzigen vielleicht in ganz Deutschland, der werth war des herrlichen Mannes Bruder zu seyn: wiewohl zu einer Zeit wo es noch Männer gab, von dem Schlag, wo

(nach Shakespears Ausdruck) die Natur aufstehen und sagen möchte: das ist ein Mann! Zwischen Hutten und Sickingen war eine natürliche Verwandtschaft, die durch die Gleichheit ihrer Gesinnungen in bürgerlichen und Religionssachen (denn auch der tapfere Sickingen war einer von Luthers ersten wärmsten Freunden) noch enger und inniger wurde.

Unser Hutten stand an der Spitze dieser guten Leute von brennendem Kopf und Herzen, die, in ewiger Theilnehmung an allem, was sie, weil sie Menschen sind, als sie angehende Dinge betrachten (wenn gleich nicht unmittelbar um eigen Fell gespielt wird) immer bereit und fertig stehen, sich für die gute Sache des ersten besten Unbekannten, der ihnen in den Wurf kommt, mit der ganzen Welt herumzubalgen. Man kann sich also leicht vorstellen, daß er bei den großen Bewegungen, welche Luthers Lehre im Jahr 1517 verursachte, keinen müßigen Zuschauer abgegeben haben könne, und schwerlich wird jemand einen Augenblick zweifelhaft seyn, welche Partei ein Mann von Huttens Sinnesart und Charakter ergriffen haben werde. In der That schrieb er gegen Leo X und seine Courtisanos (wie er sie nannte), und gegen alle, die sich einer Sache, die (seinem Gefühl nach) gerechte Sache der Menschheit war, entgegensetzten, eine Menge heftiger Broschüren, in Latein und Deutsch, in Prosa und Versen; munterte Luthern in einem Briefe öffentlich auf, muthig fortzufahren; *) gab die Bulle vom Jahr 1520 mit sehr treffenden und beißenden Randglossen heraus; schrieb in

*) Zur Probe nur diesen einzigen Zug: Ferunt excommunicatum Te. Quantus, o Luthere, quantus es, si hoc verum est! Ich schäme mich fast, daß ich's wage, nach diesem Worte noch etwas von dem Manne zu sagen, der eine Seele hatte, die so fühlte. W.

Deutſcher Sprache eine hiſtoriſche Deduction über den ſteten Ungehorſam der Römiſchen Päpſte gegen den Kaiſer, worin er, da endlich auch von den Treuloſigkeiten Leo's X an Kaiſer Maximilian die Rede iſt, folgendes als die eignen Worte des Kaiſers anführt: „nun iſt dieſer Bapſt auch zu einem Böswicht an mir worden: nu mag ich ſagen, daß mir kein Bapſt ſo lange ich gelebt je Treu und Glauben gehalten hat; hoffe, ob Gott will, dieſer ſoll der letzte ſeyn!“ — kurz, er trieb's ſo arg, daß Leo X endlich dem Kurfürſten Albert von Mainz anſann, er ſollte ihn an Händen und Füßen gebunden nach Rom ſchicken. Albert konnte ihm nun keinen Schutz mehr geben, und Hutten mußte ſich verbergen und entweichen, um den Nachſtellungen ſeiner Feinde zu entgehen. Anfangs wollte er zu Brabant an Kaiſer Karls Hofe Schutz ſuchen; aber ſeine Freunde ſchrieben ihm, er wäre verloren, wenn er's thäte. Hutten, dem es häufig begegnete zur Unzeit brav zu ſeyn, wollte ſich nicht abſchrecken laſſen, bis ihn endlich einige friſch von Rom angelangte Freunde verſicherten, daß der Papſt unverſöhnlich auf ihn erbittert ſey, und verſchiedenen Deutſchen Fürſten den nämlichen Befehl wider ihn gegeben habe, wie dem Erzbiſchof Albert. Ein öffentliches Verbot, Huttens Schriften bei Strafe des Bannes zu leſen und auszubreiten, welches Albert auf Befehl des Römiſchen Hofes ausgehen ließ, und andre harte Proceduren ließen ihm nun keinen Zweifel mehr, was er von ſeinen Feinden zu gewarten habe; zumal da man (wie er in verſchiednen ſeiner Schriften verſichert) ſich kein Bedenken machte, ſogar Gift und Dolch zu gebrauchen, um ſeiner, auf welche Weiſe es wäre, los zu werden. Er zog ſich alſo in das Schloß Ebernburg zurück, und ſchrieb von dort aus Briefe an Kaiſer Karl V, an Albert von Mainz, Friedrich den Weiſen von Sachſen, und

endlich an alle Stände des Reichs, worin er ſich über das ihm von dem Römiſchen Hofe zugefügte Unrecht beſchwert, ſeine Sache behauptet, und Gerechtigkeit fordert. „Freigeboren bin ich (ſchreibt er unter andern an Kurfürſt Friedrichen von Sachſen) und frei werd' ich bleiben; denn ich fürchte mich vor dem Tod nicht; und nimmer ſoll man von Hutten hören, daß er ſich von irgend einem ausländiſchen Fürſten, ſo übergroßmächtig der auch wäre, befehlen laſſe, geſchweige vom einem — Pontifex" u. ſ. w.

Von dieſer Zeit an überließ ſich Hutten gänzlich ſeiner Leidenſchaft gegen alle diejenigen, die er als Feinde der literariſchen, bürgerlichen und geiſtlichen Freiheit, Lanzknechte einer ausländiſchen geſetz- und vertragwidrigen Tyrannie, gedungene Verfechter der Dummheit und des Aberglaubens, und ewige Gegner der Aufklärung, geſunden Vernunft und richtigen Empfindung anſah. Er verfolgte ſie mit den bitterſten Stachelſchriften, und that ihnen ſonderheitlich auch durch Deutſche Lieder, die auf allen Gaſſen geſungen wurden, großen Abbruch.

Durch alle dieſe äußerſt überſpannte Wirkſamkeit reizte Hutten nicht nur eine Welt voll Feinde gegen ſich, vor deren Macht, Bosheit und Nachſtellungen er endlich, da ſein Leben in Deutſchland nirgends mehr ſicher war, in einer kleinen Inſel des Zürcher-Sees, Ufnau genannt, ſich verbergen mußte; ſondern auch ſein Körper ging unter den gehäuften Anfällen des Mangels und Elends von außen, und der Gewalt einer ſo ungeſtümen Feuerſeele von innen, in wenig Jahren zu Trümmern; und ſetzte dadurch einen Geiſt in Freiheit, von welchem Adami ſehr richtig ſagt: daß, wenn äußere Macht, Reichthum und glückliche Umſtände ſeiner innern Kraft entſprochen

hätten, er nothwendig die ganze Welt hätte umkehren und in eine neue Gestalt umschaffen müssen.

Ulrich von Hutten war klein von Person, wiewohl von starkem Bau; abgehärtet zur Ertragung alles Ungemachs; ein Verächter aller Vortheile und Wollüste, die er mit der geringsten Beugung seiner freien Seele, der mindesten Gefälligkeit auf Unkosten seines Charakters hätte erkaufen müssen; von einem unternehmenden kühnen Geist, der allem Widerstand trotzte, und durch nichts zu bändigen war; heftig in Thaten und Worten, unveränderlich standhaft bei der Partei, die er einmal genommen hatte; treu in seinen Verbindungen; aber immer bereit, sich um Wahr und Recht mit dem unentbehrlichsten Freund oder Beschützer abzuwerfen. Durch den ewigen Streit mit Unglück, Mangel, Elend und Krankheit auf einer Seite, und den unzähligen Feinden, die ihm seine Freiheits- und Wahrheitsliebe auf der andern machte, wurde er endlich in eine Bitterkeit und innere Wuth der Seele gesetzt, die zuweilen in Anstöße von Grausamkeit ausbrachen; demungeachtet war er voller Wärme für die Rechte und das Glück seiner Brüder und seines Vaterlandes; edelmüthig, bieder, offen und treuherzig; ein tödtlicher Feind aller Falschheit, Unredlichkeit und krummen Wege; bei allen diesen Tugenden eines ächten irrenden Ritters, einer der gelehrtesten, aufgeklärtesten und beredtesten Männer seiner Zeit; und, zum Gegengewicht gegen alles Ungemach, das ihn sein ganzes Leben durch verfolgte, mit einem guten Muth und einem Selbstgefühl begabt, die ihn in Drangsalen emporhielten, denen jeder gewöhnlichere Mensch unterlegen wäre; kurz ein Mann, der es werth ist, daß wir den Ausruf auf ihn anwenden, womit Goethe seinem Götz von Berlichingen parentirt:

„Edler Mann! wehe dem Jahrhundert das dich von ſich ſtieß! Wehe der Nachkommenſchaft die dich verkennt!“

Dieſer Wielandiſche Aufſatz veranlaßte einen andern von Herder (ſämmtl. Werke zur Philoſ. und Geſch. Bd. 13 S. 76, früher in den zerſtreuten Blättern), mit welchem Wieland nicht in allen Punkten einſtimmte, wovon an einem andern Orte die Rede ſeyn wird. Die Nachſchrift von Herder, S. 100, redet von der Ausgabe der Werke Huttens, welche im J. 1783 Wagenſeil projectirt hatte. Von neuem hat ſie nun Herr Prof. Münch im Jahre 1822 übernommen: ſollte man, wofern die Leiſtung dem Vorſatz entſpricht, auch jetzt die Vollendung nicht hoffen können? Ich verweiſe in Anſehung dieſer Werke auf Herders Aufſatz, über einen zweiten, welchen Wieland wollte nachfolgen laſſen, unnöthig machte.

II.

1.

Jeſuiten.

Ein Wort für dieſelben.

1789.

Wie übel ich mich auch durch dieſe Ueberſchrift bei vielen meiner Freunde empfehlen werde, das Wort iſt nun einmal heraus, und ich, dem vielleicht die Jeſuiten ſelbſt eine ſolche That nicht zugetraut hätten, erſcheine hier öffentlich, nicht zwar um eine förmliche Apologie für ſie zu ſchreiben — eine Unternehmung, deren Ausführung (wenn ich auch den Willen dazu haben könnte) Wundergaben erforderte, an die nur ein Wunderglaube Anſpruch machen kann — ſondern bloß ein paar Worte für ſie zu ſprechen, um mein vielleicht zu zärtliches Gewiſſen zu befriedigen, da es mir wenigſtens probabel vorkommt, daß man doch hin und wieder auch etwas zu ſtrenge mit ihnen verfahren ſeyn könnte.

Ich ſehe freilich verſchiedene ſonſt verſtändige und wackre Männer, bei denen es etwas Ausgemachtes ſcheint, daß man

dem gemeinſamen Feinde der Aufklärung nicht leicht zu viel thun könnte; aber jeder hat in ſolchen Dingen ſeine Art zu ſehen; ich ſtreite mit niemand über die ſeinige, und verlange dafür auch nichts für die meinige — als Toleranz.

Das Inſtitut der Jeſuiten mag immerhin in ſich eine ſchädliche Tendenz haben; dieſer Orden mag ſich, durch ſeine gränzenloſen Anmaßungen, ſeine Herrſchſucht, ſeine Begierde alles in ſeinen Wirbel zu ziehen, und durch die Uebelthaten, wozu Stolz und Habſucht verleiten können, ſo verhaßt gemacht haben, daß man alle ſeine glänzenden Vorzüge und Verdienſte um ſo eher vergeſſen hat; — davon ſoll jetzt die Rede nicht ſeyn: ich behaupte nur, daß den Jeſuiten kein Unrecht geſchehen müſſe, und wenn ſie auch (absit blasphemia!) den großen Lucifer ſelbſt an ihrer Spitze hätten — und darin werden mir hoffentlich alle Rechtsgelehrten Beifall geben.

Mir, der ſich allem was Menſch heißt ſo nahe verwandt fühlt, daß ich auch nicht dem unbedeutendſten Erdenſohne, der vor dreitauſend Jahren in Cappadocia, Pontus oder Aſia gelebt hat, kann unrecht thun ſehen, ohne daß ſich meine Eingeweide bewegen — mir kann es alſo um ſo eher zu verzeihen ſeyn, wenn ich nicht ſtark genug bin, daß ich einer ganzen Geſellſchaft von Menſchen, es mögen nun Juden, Türken, Heiden — oder Jeſuiten ſeyn, kann Unrecht thun ſehen, ohne in Verſuchung zu gerathen, mich ihrer anzunehmen.

Zwar hätte ich Gründe genug, mich von dieſer etwas Donquirotiſchen Neigung, allen Bedrängten zu Hülfe zu eilen, im vorliegenden Falle dispenſirt zu halten. Die Jeſuiten bedürfen meines unmächtigen Schutzes nicht; — ich habe, meines Wiſſens, nie einen Freund unter ihnen gehabt, und

bin, außer einem einzigen höchst unschuldigen alten Manne, der, ungeachtet seiner Gelehrsamkeit, schwerlich je eine große Rolle im Orden gespielt hat, nie mit einem von ihnen in der mindesten Connexion gewesen; — ich fürchte und hoffe nichts von ihnen; — noch mehr, ich glaube den Geist ihres Instituts zu kennen, und gestehe ihnen unverhohlen, daß er in meiner Dämonologie eine etwas zweideutige Figur ausmacht — um nichts Unhöfliches zu sagen. Aber eben um alles dessen willen kann ich keinen andern Beweggrund als einen sehr unverdächtigen haben, wenn ich behaupte: man müsse ihnen nicht mehr Böses Schuld geben als sie wirklich gethan haben, ihnen nicht übel auslegen, was einer sehr guten Auslegung fähig ist, ihnen nicht zur besondern Last legen, was sie mit so vielen andern Secten, Orden und Gesellschaften gemein haben, und — weil mir das doch am schwersten auf dem Herzen liegt — man müsse sie nicht aufs Theater stellen, wenn man sie nicht wahrer und treffender schildern kann als in dem Schauspiele, „die Jesuiten," geschehen ist, in Beziehung auf welches ich bloß nach der Wirkung, die es auf mich und andere ehrliche Leute gemacht hat, ein Paar unschuldige Fragen zu thun habe.

Wie kommt es denn, daß die Jesuiten, die uns in diesem Stücke mit den abscheulichsten Zügen und Farben vorgemalt werden, dennoch die einzigen Personen darin sind, für die man sich wirklich interessirt? Warum bleiben wir so gelassen dabei, wenn der Fürst, ihr Feind, ermordet wird, oder sind wenigstens nur so lange unruhig, bis wir wissen daß die That gelungen ist? Warum wird uns hingegen so übel zu Muthe, da wir den hochwürdigen Banditen Montenegro in Fesseln sehen? Warum freuen wir uns, daß Bermudo so ein Tropf ist, sich durch ein Paar süße Wörtchen und Blicke der

ſchönen Antonia Visconti verführen zu laſſen, den Jeſuiten in Freiheit zu ſetzen, wiewohl wir wiſſen, daß dieſer ſie nur anwenden wird, um den armen Prinzen aus der Welt zu ſchaffen? Warum zittern wir in den letzten Scenen abermals nur für die Jeſuiten? Warum hätte uns der Verfaſſer keinen ſchlimmern Dienſt thun können, als wenn er den Böſewicht Montenegro auf dem Schaffot hätte ſterben laſſen? Und warum iſt der einzige Augenblick, wo uns wohl und frei ums Herz wird, derjenige, da wir die Kriegsknechte und das Volk vor der päpſtlichen Bulle in Montenegro's aufgehobener Hand zu Boden ſtürzen, und unſre lieben Jeſuiten wieder in Freiheit ſehen? — Wäre alſo (wie man doch wohl aus allerlei Urſachen denken ſollte) des Verfaſſers Abſicht geweſen, uns gegen die Jeſuiten, die er in Montenegro's Perſon beinahe zu eingefleiſchten Teufeln macht, mit Abſcheu zu erfüllen, ſo müßte man geſtehen, daß es ihm nicht ſonderlich damit gelungen wäre. Mir an meinem Theil ging es (die Thränen ausgenommen) beinahe wie jenem ehrlichen Pariſer Bürger bei Pradons Judith:

> Je pleure helas! ce pauvre Holoferne
> Si mechamment mis à mort par Judith!

Ob es nun Herrn Hagemeiſters Meinung war, daß wir ſo viel Antheil an den Jeſuiten nehmen und durch ihre Befreiung und Rettung ſo glücklich gemacht werden ſollten, muß er ſelbſt am beſten wiſſen.

Doch es ſoll hier nicht von gefabelten Jeſuiten, ſondern nur von einigen Vorwürfen die Rede ſeyn, die den wirklichen Jeſuiten gemacht wurden, und worin ihnen meiner geringen Einſicht nach ein wenig zu viel geſchieht. Es iſt eine ſo

ſimple Sache, daß gleich gutgeſinnte Freunde der Wahrheit über Dinge, die mehr als Eine Seite haben und in mehr als Einem Lichte betrachtet werden können, verſchieden denken. Alſo, ohne weitere Vorrede zur Sache!

Der in dem Jeſuitiſchen Generalcapitel, worin P. Lainez zum erſten Succeſſor des heil. Ignatius Loyola erwählt wurde, feſtgeſtellte Grundſatz „eine den Zeiten angemeſſene Theologie zu lehren," iſt, meines Erachtens, an ſich ein ganz unſchuldiger, ja ſogar ein löblicher Grundſatz. Zwar inſofern er unbeſtimmt iſt, könnte er freilich einen geheimen Sinn haben: indeſſen iſt er doch nichts weniger als gleichbedeutend mit dem Satze, „die politiſchen und ſittlichen Veränderungen der Menſchen nach Sinnlichkeit und Eigennutz, zur Richtſchnur der Religion zu wählen." Ob die Jeſuiten dieſes letztere wirklich gethan haben, iſt eine andere Frage, in die ich mich einzulaſſen keinen Beruf fühle! genug, daß jener Grundſatz ſie dazu weder verbindet noch berechtiget. Und iſt es am Ende nicht der nämliche, den die gelehrteſten und erleuchtetſten Theologen der Proteſtanten in unſern Zeiten angenommen und befolgt haben? Die Theologie iſt eine Art von Doctrin, wo wenigſtens ſehr viel auf Vorſtellungsart und Methode ankommt. Beide ändern ſich mit den Zeiten. Aufgeklärtere Zeiten, mehr verfeinerte Menſchen, andere Verfaſſungen, Verhältniſſe, Lagen und Bedürfniſſe, machen es daher ſogar nothwendig, auch eine den Zeiten angemeſſene Theologie zu lehren, wenn den Lehrern anders daran gelegen iſt (und den Jeſuiten war ſehr viel daran gelegen), Wirkung durch ſie zu thun. Ich dächte daher, ſie hätten dieſes Beſchluſſes wegen, der ihrem Verſtand und ihrer Weltkenntniß Ehre macht, viel mehr Beifall als Tadel verdient. Wurde nicht ſchon St. Paul Allen Alles? und wußte er nicht zu Athen, zu Epheſus und

überall ſich und ſeinen Vortrag ſehr klüglich in Zeit- und Localumſtände zu fügen?

Haben die Jeſuiten das St. Auguſtiniſche Lehrgebäude von der Gnade umgeworfen? — Haben ſie Waffen für den Deismus geſchmiedet? — Ich, waſche meine Hände davon; alles was ich hierüber ſagen kann, iſt: daß ich weder der erſte, noch der zweite oder dritte ſeyn werde, der einen Stein deßwegen gegen ſie aufhebt. Sie mögen wohl allerdings einen kleinen Semi-Pelagianiſchen Schelm im Nacken haben: aber ich, der mit ſich ſelbſt zu thun genug hat, um kein ganzer Pelagianer zu ſeyn (wenn ich es nicht etwa gar ſchon bin, ohne es zu wiſſen?), möchte ihnen deßwegen keinen Proceß an den Hals werfen.

Daß die evangeliſche Moral durch den Probabilismus aus der Welt geſchafft werde, iſt ebenfalls eine harte Rede. Die leidigen Janſeniſten haben es freilich ſchon mehr als hundert Jahre hindurch geſagt, und mehr Bücher darüber geſchrieben, als ich leſen möchte — denn das einzige lesbare, Pascals lettres provinciales, habe ich wohl mehr als einmal mit Vergnügen geleſen, ohne jedoch zu irgend einer von den Grazien des heil. Auguſtin dadurch bekehrt worden zu ſeyn. — Alſo, geſagt und bewieſen haben ſie es freilich oft genug: aber haben es die Jeſuiten etwa an Gegenreden und Gegenbeweiſen fehlen laſſen? — Ich kenne nur Eine Moral, mit welcher die evangeliſche in keinem Widerſpruche ſtehen kann und darf. Aber wiewohl dieſe einzige Moral ſehr deutliche und feſte allgemeine Grundbegriffe und Axiome hat: ſo kann ſie doch nicht verhindern, daß es, bei der Anwendung derſelben auf beſondere und einzelne Fälle, ſehr oft auf Probabilität ankommt, ohne die man gar nicht durchs Leben kommen könnte. Es iſt vor Epiktet und Sokrates ſo geweſen, und

wird wohl so bleiben, so lange Menschen keine Götter sind. — Haben die Jesuiten ihren Probabilismus oft, auch wohl mitunter sehr gröblich, gemißbraucht — wie leider alle Menschenkinder von jeher mehr oder weniger gethan haben und noch zu thun pflegen — so haben sie Unrecht daran gethan: aber demungeachtet getraue ich mir, wenn es seyn müßte, sehr probabel zu machen, daß, den Mißbrauch abgerechnet, viel Wahres an ihrem Probabilismus ist, und man sollte ihnen keinen Vorwurf daraus machen, daß sie tiefer in das menschliche Herz und in die Natur der Dinge hineingesehen haben, als andere.

Was endlich die Andacht zum Herzen Jesu betrifft, so kann ich nicht umhin,

1) die Behauptung, daß der theosophische, aber demungeachtet gut protestantische Dr. Goodwin der erste Urheber dieser Andächtelei gewesen sey, ohne einen stärkern Beweis etwas zweifelhaft zu finden. Aus dem Titel seines Buchs wenigstens ist nicht viel zum Vortheil derselben zu schließen, und es hat (sogar meines Wissens) schon lange, sonderlich seit den Zeiten des sogenannten Pietismus, auch Lutherische Geistliche genug gegeben, die von dem Herzen Jesu zu den Sündern in Ausdrücken gesprochen haben, die eine hübsche Grundlage zu Visionen und Andächteleien im Geschmack der holden Maria à la Coque abgeben könnten.

2) Scheint mir die Beschuldigung der Abgötterei, die der Gesellschaft Jesu, dieser Andacht zu seinem Herzen wegen, so gerade aufgehalset wird, etwas hart, und, wenn ich's sagen darf, ein wenig intolerant zu seyn. In unsern Tagen sollte man nie vergessen, daß ein armer Schelm, der vor einem Fetisch kniet, doch immer die Meinung und Absicht hat, seinem Gott zu dienen so gut er's versteht, und daß

es alſo nicht ganz billig iſt, ihn in ſeiner Andacht (wie albern ſie uns auch vorkommen mag) zu ſtören, und noch unbilliger, ihn deßwegen mit einem Titel zu belegen, den er für einen Schimpfnamen aufnimmt, und wodurch ihm, ſeiner Meinung nach, großes Unrecht geſchieht.

3) Zweifle ich ſehr, daß nicht nur die Societät Jeſu in corpore, ſondern ſelbſt der heißeſte und brennendſte unter ihren Schwärmern, ſich's jemals ſollte haben einfallen laſſen, das Herz Jeſu, inſofern es eine Muskel iſt, der das Blut einnimmt und ausgibt, zum Gegenſtande ſeiner Anbetung zu machen. Wie myſtiſch oder wie ſinnlich aber auch (nach Beſchaffenheit und Receptivität der Subjecte) die von ihnen ſo eifrig verbreitete Andacht zum Herzen Jeſu geweſen ſeyn mag, oder noch iſt, ſo dünkt mich doch

4) es komme ihnen dabei alles zu Statten, was ihre Glaubensgenoſſen, von uralten Zeiten her, zum Behuf der Andacht zu Crucifixen, Gnadenbildern, heiligen Partikeln des wahren Kreuzes u. ſ. w. geltend gemacht haben. Daß ich mir nicht einfallen laſſen werde, die Frage aufzuwerfen, wie überzeugend die Gründe ſeyen, womit dieſe Art von Andacht gerechtfertigt zu werden pflegt, verſteht ſich von ſelbſt. Aber dieß kann ich doch wohl, ohne irgend eine glaubige oder unglaubige Seele zu ärgern, ſagen: wenn Pascal und Arnaud und Nicole, und alle die andern heiligen Eremiten von Port-Royal, mit ihren Brüdern und Schweſtern im Janſenius einen heiligen und wunderthätigen Dorn aus der Dornenkrone Jeſu anbeten durften; wenn die Neapolitaner ſogar das heil. Blut ihres Monſignor San Gennaro (der doch gegen den Gottmenſchen nur ein armer Wurm war) anbeten, und nicht nur der Herr Biſchof Scipione Ricci, ſondern wahrlich alle zwölf Apoſtel und ſiebenzig Jünger in Perſon

bei dem Neapolitaniſchen Volke übel ankämen, wenn ſie nur ein Wort von Abgötterei bei dieſer Gelegenheit fallen laſſen wollten: warum wird nun gerade von dieſem einzelnen Zweiglein eines an viel dickern Aeſten und Zweigen ſo reichen Baumes, wie der Glaube des Chriſtkatholiſchen Volks iſt, ſo viel Aufhebens gemacht? Warum ſollte das Herz Jeſu weniger Recht zu Kniebeugungen und andächtigen Anrufungen haben, als ein Dorn aus ſeiner Krone, ein Splitter von ſeinem Kreuze, eine Windel aus ſeiner Wiege? Oder (um es gerade heraus zu ſagen) warum wird den Jeſuiten in einer Kirche, worin es ſeit uralten Zeiten von Viſionen, Wundern und täuſchenden Gegenſtänden einer myſtiſch-ſinnlichen Andacht gewimmelt hat, ein ſo großes Verbrechen aus ihrer Maria à la Coque und ihrer Devotion zum Herzen Jeſu gemacht? Warum ſollte ſich Chriſtus nicht ebenſowohl mit Maria à la Coque als mit der heiligen Katharina von Siena, oder der heiligen Maria von Genova geiſtlich haben vermählen dürfen? Warum ſollten die Jeſuiten nicht eben ſo gut, als ſo manche andere Orden in ähnlichen Fällen, berechtigt ſeyn, eine auf die Viſionen der mehr belobten Nonne (und alſo auf eine Art von Thatſachen, die in der katholiſchen Kirche doch wohl nie nach Humiſchen oder Diderotiſchen Grundſätzen geprüft worden ſind) gegründete Andacht in majorem Dei gloriam und zu mehrerer Erbauung der Gläubigen nach allem ihrem Vermögen auszubreiten? Die Jeſuiten haben vor vielen ihrer Gegner den Vorzug, conſequent zu ſeyn. Es iſt, wo nicht der Zweck, doch gewiß eines der vornehmſten Mittel ihres großen Zwecks, die ſinnliche Andacht auf alle mögliche Weiſe zu befördern, weil ſie die lebendigſte und wirkſamſte iſt. Iſt aber nicht etwa der ganze Gottesdienſt der Kirche, deren ſtärkſte Stütze ſie ſo lange geweſen ſind, auf die möglichſte

Erweckung und Nährung ſinnlicher und bildlicher Andacht eingerichtet und abgezweckt? Oder iſt die ganze werthe Chriſtenheit, ſeit jenem glorreichen Tage, da Jupiter Olympius und Capitolinus durch die Majora im Römiſchen Senate ſeiner Gottheit und dießfallſigen Poſſeſſion von undenklichen Zeiten her entſetzt wurde, nicht immer gewohnt geweſen, das unerforſchliche, undenkbare und unnennbare Weſen, um es à portée der armen ſinnlichen Menſchen zu ſetzen, unter körperlichen Geſtalten, Symbolen und Hieroglyphen aller Arten zu verehren? Ich meines Orts finde, daß meine weltbürgerliche Sinnesart ſich mit allen Gattungen von Latrien und Dulien meiner Brüder und Schweſtern auf dem Erdboden (nur allein Menſchenopfer und Dominicaniſche Glaubensfeſte ausgenommen) ſehr wohl vertragen kann: und daß es mir um ein großes Theil leichter ankommt, den Jeſuiten die Andacht zum Herzen Jeſu als — die Pulververſchwörung*) zu verzeihen: wiewohl ſich freilich auch dieſe durch die herrliche Maxime, »Coge eos intrare« (nöthige ſie hereinzukommen) rechtfertigen läßt, von welcher die Jeſuiten wenigſtens nicht die Erfinder ſind,

---

Die Veranlaſſung zu dieſer Erklärung gab Wielanden ein Aufſatz des Raths Jagemann: Hiſtoriſche Nachrichten von

*) Da der König von England Jakob I den Erwartungen der Päpſtlichen nicht entſprach, ſo überredeten Jeſuiten im J. 1603 einige Schwärmer, daß Vertilgung der Ketzer ein verdienſtliches Werk ſey, und ſo wurde der Plan entworfen, den König und die verſammelten Parlamente in die Luft zu ſprengen. Alles war vorbereitet, der 5. November zur Ausführung beſtimmt, und der hölliſche Plan würde gelungen ſeyn, wenn nicht einer der Verſchwornen einem Freund im Oberhauſe eine Warnung gegeben hätte, die zur Entdeckung führte.

der sogenannten Andacht zum Herzen Jesu (2. Merk. 1789. Bd. 1. S. 173), woraus ich hier das zum Verständniß Nöthige kurz angeben will. Es könnte wohl in unsern Tagen an Interesse gewonnen haben.

Als Erfinder wird genannt der Armenianer, Thomas Goodwin, Präsident des Magdalenen-Collegiums zu Oxford unter Cromwell, um welchen er sich verdient gemacht hatte, weßhalb er unter Karl II seine Stelle verlor. Das Buch dieses theosophischen, schwärmerischen Schriftstellers, Cor Christi in coelis erga peccatores in terris 1649, soll die Quelle jener Andacht seyn.

An der Ausbreitung arbeitete der Jesuit La Colombiere, Beichtvater und Prediger der Herzogin von York, nachmaliger Königin. Als Mittel diente ihm eine Nonne, Marie à la Coque, zu Paray le Monial in Bourgogne, im Kloster de la Visitation, von welcher Languet, nachmaliger Erzbischof zu Sens, 1729 eine ausführliche Lebensbeschreibung herausgegeben hat. In einer Vision verlangte der Heiland ihr Herz. Sie bot es ihm dar: er nahm es ihr sichtbarlich aus der Brust, schloß es in das seine, und gab es ihr zum Unterpfand seiner Liebe wieder mit den Worten: hinfür sollst du die Geliebte meines Herzens seyn. Im Jahr 1674 erschien ihr göttlicher Bräutigam wieder, zeigte ihr sein liebevolles Herz, und sprach: er wäre entschlossen in diesen letzten Zeiten alle Schätze und Fülle seiner Liebe über die glaubigen Seelen auszuschütten, die sich einer besondern Verehrung seines Herzens widmen würden; und befahl ihr, dem P. La Colombiere, seinem Knechte, zu sagen, daß er seinem Herzen ein jährliches Fest stiften, diese Andacht nach allen Kräften ausbreiten, und allen denen, die sich derselben ergeben würden, die Sicherheit ihrer Prädestination zur Seligkeit verkündigen

ſollte. — Dieß geſchah, und es fehlte nicht an Prophezeyungen und Wunderwerken, welche die ſchnellere Ausbreitung befördern halfen. — Der Toscaniſche Biſchof Scipione Ricci erließ 1781 einen Hirtenbrief dagegen, würde aber, wenn er das Unglück gehabt hätte, unter einem nicht ſo vernünftigen Fürſten zu ſtehen, den Verfolgungen und Verläumdungen unterlegen haben. In Italien erſchienen nachmals mehrere Schriften dagegen, in Frankreich aber von Jean Felix Henri de Fumel, Biſchof von Lodeve, eine Vertheidigung unter dem Titel: Le Culte de l'amour de Dieu, ou la Dévotion du sacré Coeur de Jesus-Christ, welche merkwürdig iſt wegen des Bekenntniſſes, das Herz Jeſu ſey heutzutage der Mittelpunkt der Wiedervereinigung der getrennten Glieder der aufgehobenen Societät — — unter dem Namen des Herzens Jeſu würden Häuſer erbauet und Brüderſchaften errichtet. Dieſe verbreiteten und vervielfältigten ſich von Tage zu Tage mehr, und gäben dem Heiligthum Prieſter und Leviten, und den Städten und Dörfern Miſſionäre und Apoſtel. — — Betrachtungen hierüber anzuſtellen überläßt der Herausgeber den Leſern ſelbſt.

2.

Joinville.

Des Johann, Sire von Joinville Lebensbeſchreibung des heil. Ludwigs — iſt den Geſchichtſchreibern als Quelle, aber doch wohl den wenigſten Gelehrten aus dem Original bekannt.

Dieſer Sire von Joinville ſtellte zu ſeiner Zeit einen ziemlich großen Herrn in Champagne vor, wovon er Seneſchall war. Sein Urgroßvater war ein Neffe Gottfrieds von Bouillon, und er ſelbſt war, von ſeiner Mutter her, mit Kaiſer Friedrich II verwandt. Er widmete ſich dem König Ludwig IX aus Neigung, war ſein Kämmerer, begleitete ihn auf ſeinem Kreuzzug nach Paläſtina, überlebte ihn aber beinahe um 50 Jahre, indem er erſt unter Philipp dem Langen im Jahre 1318, mehr als 90 Jahre alt, verſtarb. Die letzte Erbtochter ſeiner Deſcendenz, Margaretha von Joinville, Gräfin von Vaudemont, vermählte ſich mit Ferri von Lothringen, Herrn von Guiſe, von welchem die in Frankreich etablirten Prinzen von Lothringen, Guiſe und Elbeuf, abſtammten. Die Herrſchaft Joinville wurde im Jahre 1522 zu einem Fürſtenthum erhoben.

Man hat keine Ausgabe des Werkes des Sire von Joinville, worin die Sprache der Originalhandſchrift unverändert beibehalten wäre; wiewohl man ſich bei der neueſten Ausgabe älterer Handſchriften bedient hat, als bei den vorhergehenden. Es iſt in zwei Theile abgetheilt, wovon der erſte und kürzeſte bloß einige einzelne erbauliche Züge und Anekdoten den heil. Ludwig betreffend, der andere aber ſeine Geſchichte, von ſeiner Volljährigkeit an bis an ſeinen Tod, und hauptſächlich von dem Kreuzzug, den der Verfaſſer ſelbſt mitgemacht, enthält. Da die Frömmigkeit und andere löbliche Tugenden dieſes guten Königs, der die Ehre der Apotheoſirung, auch als König, wenigſtens ſo gut verdient hat, als der beſte von den Römiſchen Auguſten, bekannt genug ſind: ſo will ich nur einige Anekdoten ausziehen, die den Geiſt, die Sitten und die Vorſtellungsart der damaligen Zeiten mit ſtarken Zügen zeichnen.

1) Das folgende Geſchichtchen erzählt der Sire von Join-ville aus ſeines guten Königs eignem Munde. Es wurde einſt in der Abtei zu Clugny (deren Abt damals nebſt dem zu St. Denys einer der mächtigſten Baronen des Reichs war) eine große öffentliche Disputation zwiſchen einigen Mönchen und einigen gelehrten Juden angeſtellt. Unter andern Zuhörern, welche die Neugier herbeigerufen hatte, befand ſich auch ein guter Ritter aus König Ludwigs des VII Zeiten, der ſich vor hohem Alter und Unvermögenheit auf einen Krückenſtock lehnte, und an der Art, wie man bei dieſer Disputation zu Werke ging, kein ſonderliches Wohlgefallen zu tragen ſchien. Er hörte eine Weile um ſo ungeduldiger zu, je weniger er, allem Anſehen nach, davon verſtehen konnte; als es ihm aber zu lange währte, bat er den Abt um Erlaubniß, auch ein Wort ſprechen zu dürfen; und da er ſolche erhalten, ſagte er: man ſollte ihm von dieſen Juden denjenigen, der für den Gelehrteſten unter ihnen paſſirte, herbringen, und ſchwur bei ſeinen ritterlichen Ehren und Treuen, er wollte ihn bald zur Raiſon bringen. Der Jude kam herbei, und der Ritter legte ihm gar höflich folgende Fragen vor: „Meiſter, glaubt Ihr an die heilige Jungfrau, die unſern Herrn Jeſum Chriſt erſt unter ihrem Herzen und hernach auf ihren Armen getragen, und daß ſie ihn als Jungfrau geboren hat, und daß ſie die Mutter Gottes iſt?“ — Der Jude, wie leicht zu erachten, antwortete hierauf, daß er dieß alles nicht glaube. Was? ſagte der alte Ritter, indem er ſeinen Krückenſtock aufhub: du glaubſt es nicht? Ich will dich glauben lehren! Und damit ſchlug er den Juden ſo derb über die Ohren, daß ihm Hören und Sehen verging. Wie die übrigen Juden ſahen, daß die Disputation einen ſolchen Schwung nahm, liefen ſie hinzu, luden den Rabbiner mit einem tüchtigen Loch

im Kopf auf ihre Schultern, und liefen davon, so daß der theologische Kampf zwischen den Mönchen und Juden auf einmal ein Ende hatte. Da trat der Abt zum alten Ritter und sprach: Sire, ihr habt da eine Thorheit begangen, daß ihr so zugeschlagen habt! „Ei was, antwortete der Ritter, ihr habt noch eine größere begangen, daß ihr eine solche Disputation angestellt.“ — Die Art des alten Ritters, seine Religionsgegner zu überzeugen, war freilich ziemlich ritter-, oder, wenn man lieber will, ein wenig pferdemäßig; aber in seiner kurzen Antwort ist doch mehr Sinn, als in des Abts von Clugny ganzer feierlicher Disputationshandlung.

2) Heinrich, Graf von Champagne, der Großvater des berühmten Königs Thibaut von Navarra, wurde wegen seiner Freigebigkeit le Large zubenamt; und wirklich hatte der gute Fürst so schöne Kirchen und Klöster gestiftet, und mit allen Arten von Wirkungen seiner Gutherzigkeit und Neigung zum Verschenken seine Schätze so erschöpft, daß ihm endlich nichts mehr zu geben übrig blieb. Er hatte einen Secretär oder Maître Clerc, wie man damals sagte, Namens Arthaud von Nogent, der von Geburt ein Villain (d. i. vom Bauernstande) und sogar ein Leibeigner seines Fürsten war. Da er diesen Secretär vorzüglich liebte, so nahm sich dieser zuweilen die Freiheit, seinem Herrn wegen seiner übermäßigen Freigebigkeit nachdrückliche, wiewohl immer fruchtlose, Vorstellungen zu thun. Eines Tages, da der Graf aus der Kirche ging, warf sich ihm ein armer Ritter zu Füßen, und rief mit lauter Stimme und weinenden Augen: Sire Comte, ich bitte Euch um Gottes willen, wollet so gnädig seyn, und mir so viel geben, daß ich meine beiden Töchter, die Ihr da sehet, ausstatten könne; denn ich vermag's nicht aus eignen Mitteln. Arthaud von Nogent, der hinter dem Grafen stund, sprach

zum Ritter: Sire, Ihr thut Unrecht, daß Ihr meinem gnädigen Herrn was abbetteln wollt; denn er hat bereits so viel verschenkt, daß er nichts mehr zu verschenken hat. Der Graf, der dieß hörte, drehte sich mit zornigem Gesichte gegen Arthaud um, und sprach: Sire Villain, Ihr spart die Wahrheit, wenn Ihr sagt, ich habe nichts mehr zu verschenken; denn ich habe wenigstens Euch noch, und schenk Euch hiemit dem Ritter. Da, Herr Ritter, nehmt ihn hin, er soll Euch geschenkt seyn, und ich leiste Euch die Gewähr für ihn.

Der arme Ritter packte sofort Meister Arthauden beim Wamms, mit der Versicherung, er würde ihn nicht loslassen, bis er sich freigekauft hätte; und so mußte sich der gute Clerc gefallen lassen, dem Ritter für seine Freiheit fünfhundert Pfund zu bezahlen; eine Summe, die nach damaligem Gelde, und nach damaliger Art zu leben, mehr als hinlänglich war, ein Paar mannbare Ritterstöchter mit Ehren unter die Haube zu bringen.

3) Aus der Geschichte ist bekannt, daß Margaretha von Provence, König Ludwigs Gemahlin, ihren Gemahl auf seinem unglücklichen Kreuzzuge nach Palästina begleitete; wo gleich anfangs der tapfere Graf von Artois, sein Bruder, das Leben verlor, und er selbst bald darauf in die Gefangenschaft des Aegyptischen Sultans Turan-Schah gerieth. Die Königin hielt sich damals zu Damiette auf, wo sie, wenige Tage nach erhaltner Nachricht von der Gefangenschaft des Königs, von einem Prinzen entbunden wurde, der den Namen Johann, und wegen der traurigen Umstände, unter denen er geboren wurde, den Beinamen Tristan erhielt; einen Namen, den der Roman Tristan von Leonnois damals berühmt machte. „Als die Königin das Unglück ihres Gemahls er-

ihr, gerieth sie (um die Anekdote so viel möglich mit Join-
ville's eignen Worten zu erzählen) in eine so heftige Unruhe
an Leib und Gemüth, daß ihr auch bei Nacht im Schlaf im-
mer vorkam, sie sehe die Kammer voller Saracenen, die sie
erwürgen wollten; und schrie unaufhörlich: Hülfe, Hülfe!
wo doch keine Seele bei ihr war, als ein alter mehr als vier-
undachtzigjähriger Ritter, der aus Furcht, daß ihrer Leibes-
frucht kein Unfall zustoße, die ganze Nacht am Fuße ihres
Bettes wachen mußte. Und so oft die Königin schrie, hielt
er sie bei den Händen, und sagte: Madame, beruhigt Euch,
es ist niemand da als ich, fürchtet nichts! Und kurz zuvor,
ehe die gute Dame niederkam, hieß sie alle Anwesenden aus
der Kammer gehn, außer den besagten alten Ritter. Da fiel
die Königin auf die Knie vor ihm und bat ihn, daß er ihr
die Gabe verwilligen möchte, um die sie ihn bitten würde;
und der Ritter sagte ihr's bei seinem Eid. Da sprach zu
ihm die Königin: Herr Ritter, ich bitte Euch, bei der eidlichen
Zusage, die Ihr mir gethan hat, wenn die Saracenen diese
Stadt einnehmen, daß Ihr mir den Kopf abschlaget, ehe sie
mich in ihre Gewalt bekommen können. Und der Ritter ant-
wortete ihr: „er wolle es willig und gerne thun, und sey
ihm schon selbst in die Gedanken gekommen, es so zu machen,
wenn sich der Fall begeben sollte.“ Züge von dieser Stärke,
die in den historischen Urkunden dieser Zeit nicht selten sind,
beweisen, daß die Verfasser der alten Ritterromane die edeln
Gesinnungen, so sie ihren Helden und Heldinnen geben, nicht
aus der Luft gegriffen. Ueberhaupt läßt sich wohl, zur Ehr
der Menschheit, zuversichtlich behaupten, daß kein Dicht
fähig ist eine so schöne Gesinnung oder Handlung zu ersinne
die nicht eine wirkliche Person irgendwo wirklich gehabt o
gethan hätte.

4) Jetzt nur noch einen Zug der erſtaunlichſten Dumpfheit und Leichtgläubigkeit der damaligen bravſten Leute. Joinville ſpricht vom Nil, deſſen ſonderbare Eigenſchaften vor andern Flüſſen in der Welt in den Augen unſrer wackern Franken ein gar ſeltſames Wunder waren; und erzählt, mit der treuherzigſten Einfalt von der Welt, er komme aus dem irdiſchen Paradies. „Und wenn der Fluß (ſo fährt er fort) in Aegypten eintritt, ſo gibt es da im Lande eine Menge Leute, die ſich auf dieß Geſchäft verſtehen, etwa wie die Fiſcher auf unſern Flüſſen; die werfen des Abends ihre Netze in den Fluß, und des Morgens finden ſie ſolche voll Gewürze, als da ſind, Caneel, Ingwer, Rhabarber, Nelken, Aloëholz und viele andere gute Sachen, die man hier zu Lande gar theuer verkauft; und ſagt man, daß dieſe Sachen alle aus dem irdiſchen Paradieſe kommen, wo der Wind ſie von den ſchönen Bäumen abwirft, die im irdiſchen Paradieſe ſind; eben ſo wie der Wind in unſern Wäldern das dürre Holz herabwirft. Und alles was nun davon ins Waſſer fällt, das führt das Waſſer fort, und die Kaufleute ſammeln's und verkaufen's uns um ſchwer Geld." — Es iſt (wie Herr v. Paulmy anmerkt) ſehr wahrſcheinlich, daß die Aegyptiſchen, Arabiſchen und Indianiſchen Kaufleute unſern Europäern dieſes Mährchen aufhefteten, um den Specereien, welche ſie theils aus Arabien, theils aus Indien zogen, in ihren Augen einen deſto größeren Werth zu geben, und ihnen die wahre Quelle, woraus ſie dieſe Reichthümer ſchöpften, zu verbergen.

5) In eben dieſem Geſchmack erzählt der ehrliche Joinville auch die vorgebliche Geſandtſchaft, die der Chan der Tatarn an den heiligen Ludwig geſchickt haben ſoll, um ihn um ſeine Freundſchaft zu bitten, und ihm ſeine Neigung zum

christkatholischen Glauben anzuzeigen. Es ist schwer zu sagen, wie es mit dieser unglaublichen Gesandtschaft hergegangen seyn mag; aber daß der gute König dabei betrogen worden ist, ziemlich handgreiflich. Genug, er nahm die Farce für Ernst, und schickte dem Chan hinwieder eine Ehrengesandtschaft in den Personen zweier Bettelmönche, eines Franciscaners und eines Dominicaners, welche drei Jahre mit ihrer Reise zubrachten. Was Joinville davon erzählt, muß aus des Bruder Wilhelm Rubruquis, des einen von diesen seltsamen Ambassadoren eigener (aus der allgemeinen Geschichte aller Reisen bekannten) Relation berichtigt werden, und macht eine so widersinnische Geschichte aus, als nur immer eine in den Romanen dieser Zeiten zu finden ist. Die beiden mönchischen Excellenzen überbrachten dem Chan im Namen ihres Herrn unter andern ein kostbares Zelt von Scharlach, in Form einer Capelle, in welches (nach Joinville's eignen Worten) der ganze christliche Glaube gestickt war, unter anderm, wie der Engel Gabriel der heil. Jungfrau erscheint, und wie unser Herre Gott geboren worden, und seine Taufe, Passion, Auferstehung u. s. w. nebst einer vollständigen Garnitur aller Erforderlichkeiten, um die Messe zu singen. Die beiden Mönche erschienen bei der Audienz in ihrem priesterlichen Ornat, der eine mit einem Crucifix, der andere mit einem Marienbilde in der Hand, und proponirten dem Chan, im Namen seines guten Bruders des König Ludwigs IX — ein Christ zu werden; und, um ihm desto mehr Lust dazu zu machen, stimmten sie mit großen Feierlichkeiten ein helles Salve regina an. Unglücklicherweise verstanden sie gerade so viel vom Tartarischen, als man an des Chans Hofe von ihrem Latein verstand. Die ganze Gesandtschaft war also ein immerwährendes Mißverständniß, und die Anreden der Abgesandten, so wie die

Antworten der Tatarn, wahre Coq-à-l'ane. Denn der Tatariſche Kaiſer (vermuthlich einer von den Söhnen oder Enkeln des großen Dſchengiſchan) nahm das alles für eine Art von feierlicher Huldigung an, die ihm Gott weiß welch ein Heidenkönig vom Ende der Welt her durch dieſe Wunderthiere von Abgeſandten leiſten laſſe. Er ſchien ſehr vergnügt darüber zu ſeyn, ließ die Herren nach Tatariſcher Weiſe mit ſaurer Pferdemilch bedienen, und ſchickte ſie mit einem Geſchenke von verſchiedenen ſchönen Pferden, und einem Schreiben an den guten König Ludwig zurück, worin Se. Tatariſche Hoheit ſich den Titel eines Sohnes Gottes, und oberſten Chan und Selbſtherrſcher über alle Könige und Herren des Erdbodens gibt, und dem heil. Ludwig befiehlt, ſich in allem, dem Glauben und den Geſetzen des großen Dſchengiſchan zu fügen, wenn er Theil an ſeiner Huld und Freundſchaft haben wollte. Die beiden Mönche brachten dieſen Brief zurück, und verſicherten den König Ludwig, daß der Chan ſie vollkommen wohl aufgenommen habe, und daß nichts Leichter's ſeyn würde, als die ganze Tartarei zum chriſtlichen Glauben zu bekehren, und dem heil. Stuhle zu unterwerfen — inſofern nur der König und der Papſt in die Projecte eingehen wollten, welche der ehrliche Rubruquis in der Einfalt ſeines Herzens entworfen hatte, und die zum wenigſten eben ſo klug ausgedacht waren, als die ganze Ambaſſade.

3.

Isokrates.

Vor der Ueberſetzung von deſſen panegyriſcher Rede lieferte Wieland eine Einleitung und Grundriß derſelben im Attiſchen Muſeum Bd. 1, S. 1 fgg.

K.

Kritiker.

1789.

Unlängſt fiel mir folgendes Epigramm in die Hände:

Ein Dichter, den in kühnem Flug
Der Pegaſus gen Himmel trug,
Erhob ſich mit des Adlers Eile:
Da ſchrie mit ungeſtümem Ruf
Ein Kritikaſter: weile! weile!
Daß ich am letzten Hinterhuf
Dir noch den letzten Nagel feile.

Daß der Kritiker (wie er auf der Ueberſchrift dieſer kleinen allegoriſchen Erzählung betitelt iſt) im Gedicht ſelbſt zum Kritikaſter wird, muß uns nicht irre machen. Denn, da die Rede vom Feilen iſt — wovon die Ariſtarche, Horaze, Quintiliane u. ſ. w. keinen Dichter, ſeine Eile möchte auch noch ſo groß ſeyn, dispenſiren: ſo gilt es hier wohl den Kritikern ſelbſt. Aber, aufrichtig zu reden, kein Dichter, wie eilig ihn auch ſein Pegaſus gen Himmel trägt — eine Reiſe, die man freilich keinem, der Luſt dazu hat, verbieten kann — kein

Dichter ist zu entschuldigen, wenn er sich durch diese Bilder von Pegasus, und Himmelanfliegen, und ungefeilten Hufnägeln und dergl. für gerechtfertigt hält, wenn er seine Werke nicht eben so polirt, als er sich zu thun verbunden erkennen wird, sobald er ein anderes Bild wählt, und seine Muse, anstatt zu einem Flügelpferde, zu einer Malerin oder Bildnerin macht. Die poetische Begeisterung (denn die ist doch wohl unter dem Pegasus gemeint) weiß allerdings von keiner Feile, und kann sie zu nichts brauchen. Auch läge dem Reiter, der sich auf einem wirklichen Flügelpferde zu den blauen und purpurfarbenen Ziegen, welche Sancho am Himmel grasen sah, erhübe, nichts daran, ob der letzte Nagel am linken Hinterhufe glatt gefeilt wäre oder nicht; oder vielmehr, auch der ärmste Kritikaster weiß, daß Pegasus, der keine andern als Luftreisen macht, gar nicht beschlagen ist; und der Epigrammatist kann es daher niemand übel nehmen, wenn er das ungestüme Geschrei des Kritikasters und die ganze Erzählung für ein sehr apokryphisches Geschichtchen hält. Aber, wie dem auch seyn mag, der begeisterte Dichter schreibt in einer Sprache, die nicht er erfunden oder regulirt hat, sondern worin er sich nach den Gesetz und dem Gebrauch, die schon lang vor ihm waren, richten muß; er schreibt in Versen, die, aller seiner Begeisterung ungeachtet, alle Vollkommenheiten der Eurhythmie, des Wohlklangs, des schönes Flusses, und der übrigen dem Gegenstande besonders anpassenden Eigenschaften der Versification haben müssen, oder abscheulich sind — und, was noch mehr ist, er bleibt, wie rasch sein Pegasus mit ihm davon fliegen mag, den Gesetzen des gesunden Denkens und richtigen Zusammensetzens seiner Gedanken, d. i. der Logik so gut unterworfen als ob er zu Fuße ginge. Die Moral dieses Sinngedichts, wenn es anders eine

haben ſoll, iſt alſo auf alle Fälle Ketzerei. Daraus, daß auch das größte und vollkommenſte Menſchenwerk ſelten ganz ohne Flecken iſt, folgt nicht, daß es ohne Flecken nicht noch vollkommner wäre: und wiewohl wir geringe Fehler verzeihen können und ſollen, ſo iſt doch des Dichters Ruhm, daß man ihm nichts zu verzeihen habe; und wofür wollte ein ſelbſt vortrefflicher Dichter durch Epigramme gegen Kritiker und Kritikaſter den Verdacht gegen ſich erwecken, als ob er einen Freibrief gegen die Kritik zu haben wünſche?

I.

Loyse Labé,

genannt la belle Cordière.

Sappho, Corinna, Aspasia, Leontium — die ersten Bilder, die aus dem Tempel der Grazien hervorleuchten, sind die ihnen, und ihre bloßen Namen erwecken in uns die Vorstellungen von allem, was die Verbindung der seltensten Naturgaben mit den schönsten Talenten Anziehendes und Bezauberndes hat. Wir beneiden diejenigen, die einst so glücklich waren diese reizenden Geschöpfe zu sehen, zu hören, ihres Umgangs zu genießen, von ihnen geliebt zu werden; und gleichwohl kann ein einziges kleines Blatt alles fassen, was von ihrer Lebensgeschichte bis auf uns gekommen ist.

Wenn die Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts, welche der schönen Seilerin erwähnen, und vornehmlich die Italiänischen und Französischen Versemänner, die sich im Lob ihrer Gaben, Reizungen und Vollkommenheiten erschöpft haben, Glauben verdienen, so war Luise Labé die Sappho und

Corrinna, die Aſpaſia und Leontium ihrer Zeit in Einer Perſon; aber eine für unſre Wißbegierde unangenehme Aehnlichkeit dieſer wundervollen Lyonerin mit ihren Griechiſchen Vorgängerinnen iſt, daß wir eben ſo wenig Umſtändliches und Befriedigendes von ihrem Leben wiſſen als von jenem. In Ermangelung deſſen hat der neueſte Herausgeber ihrer Werke, und der vom Parnasse des Dames, dieſen Mangel näherer hiſtoriſcher Nachrichten aus ſeiner Imagination zu erſetzen geſucht, und uns unter dem Namen einer Lebensbeſchreibung der ſchönen Seilerin die Skizze zu einem kleinen Roman gegeben, den wir vielleicht in der Bibliothèque des Romans (deren Vorrathskammern ziemlich erſchöpft zu ſeyn beginnen), unverſehens zu einem förmlichen Werkchen dieſer Art ausgemalt finden werden. Das Zuverläſſigſte was man von ihr weiß, beſteht in folgendem.

Luiſe Labé wurde zu Lyon im Jahr 1526 oder 1527 geboren. Von dem Stande und den Glücksumſtänden ihrer Eltern iſt nichts bekannt. Daß ihr Vater Charly, genannt Labé, heißt, iſt alles was man von ihm weiß; das übrige beruht auf Vermuthungen, die meiſtens von der Art, wie er ſie erzog, und zuerſt in der Welt producirte, hergenommen, aber um ſo ungewiſſer ſind, da es eben ſowohl möglich iſt, daß er an dieſem allem wenig oder gar keinen Theil gehabt haben mag. Indeſſen muß ihre Erziehung ſo außerordentlich geweſen ſeyn als ihre Fähigkeiten und Neigungen; denn ſchon in ihrem funfzehnten Jahre fanden ſich alle Gaben der Minerva in ihr vereinigt. Sie ſang, ſie ſpielte die Laute, ſie verſtand Griechiſch und Latein, Italiäniſch und Spaniſch; ſie ſtickte wie Arachne, konnte fechten und ein Turnierpferd herumtummeln wie Virgils Camilla und liebte, wie dieſe, die Jagd und alle männlichen und kriegeriſchen Uebungen — kurz

mehr für wahr gehalten zu werden, da dieß der gewöhnliche Charakter der Seelen iſt, über welche die Liebe die meiſte Gewalt hat. Denn dieſe (wie ſie offenherzig geſteht) war die einzige Quelle aller ihrer Schwachheiten, und zwar in einem Alter, wo ſie unerfahren genug war, ſich im Schutz der Minerva und des Kriegsgottes, denen ſie ſich einzig gewidmet, vor Amors Nachſtellungen ſicher zu halten.

Mais si en moy rien y ha imparfait,
Qu'on blame Amour; c'est lui seul qui l'a fait.
Sur mon verd age en ses laqs il me prit,
Lorsqu' exerçoi mon corps et mon esprit
En mile et mile euvres ingenieuses.
Qu'en peu de tems me rendit envieuses,
Pour bien savoir avec l'esguille peindre
J'eusse entrepris la renommée esteindre
De celle-la, qui plus docte que sage,
Avec Pallas comparoit son ouvrage.
Qui m'eust vû lors en Armes fiere aller,
Porter la lance et bois faire voler,
Le devoir faire en l'estour furieus,
Piquer, volter le cheval glorieus,
Pour Bradamante ou la haute Marfise,
Seur de Roger, il m'eust possible prise.
Mais quoy? Amour ne peut longuement voir
Mon Coeur n'aymant que Marset le Savoir etc.

Der Orlando des göttlichen Arioſts (wie er in Italien heißt) war um dieſe Zeit in Frankreich beinahe eben das, was er von ſeiner erſten Bekanntmachung an bei ſeiner eignen Nation war — das Buch, das jedermann las und wieder las — ſo viel auch die Kritiker daran auszuſetzen hatten, und ſo

ſehr die weiſen Herren, die ſich's für Schande hielten, an Mährchen Freude zu haben, ſich über den Geſchmack des armen menſchlichen Geſchlechts ärgerten. Vermuthlich war es das Leſen dieſes ſo reizvollen poetiſchen Ritterbuchs, was in der jungen Luiſe Labé den allzukühnen Gedanken entzündete, den Heldinnen Arioſts nachzueifern. Genug ſie waffnete ſich mit Helm und Lanze, zog im Jahr 1542 zu dem Kriegsheer des Dauphin, nachmals König Heinrich II, wohnte der Belagerung von Pergignan bei, und machte unter dem Namen des Capitän Loys ſo viel Aufſehens, als man ſich vorſtellen kann. Die Franzoſen hatten damals noch viel von den Begriffen, Sitten und Gebräuchen ihrer ehmaligen Ritterzeiten; Franz I und der Dauphin Heinrich waren beide ſtark im Geſchmack der irrenden Ritterſchaft, und die erſten Bücher des Amadis de Gaule, die, um dieſe Zeit aus dem Caſtilianiſchen ins Franzöſiſche überſetzt, die Lieblingslectüre des Hofes und der Nation wurden, ſchienen dem Geiſt der Chevalerie ein neues Leben zu geben. Ohne Zweifel kam alles dieß der jungen Luiſe bei einem Abenteuer zu ſtatten, welches uns lächerlich und tollhäuſiſch vorkommt, aber damals eine ganz andere Wirkung that, und die junge Heldin, anſtatt ihr zum mindeſten Nachtheil zu gereichen, in den Augen der galanten und courtoiſen Ritter im Lager des Dauphins wenigſtens eben ſo bewundernswürdig machte, als es in unſerm Jahrhundert in Italien eine gelehrte Dame, die den Katheder als Profeſſorin beſteigt, in den Augen der Signori Illustrissimi iſt, die einen Kreis von Zuhörern und Bewunderern um ſie her ſchließen.

Vermuthlich war es in dem Lager vor Perpignan, wo Amor die ungewahrſame junge Abenteuerin lehrte, daß ihr Herz aus einer zu weichen Maſſe gebildet ſey, als daß ſie in den Fußſtapfen der Marfiſen und Bradamanten viele Lorbeern

zu ſammeln hoffen dürfte. Genug, der Feldzug lief nicht ſo glücklich ab als man gehofft hatte, und Capitän Louis kehrte, wieder in Luiſe Labé verwandelt, im langen Rocke nach Lyon zurück, um, ſtatt Schwert und Lanze, wieder die Nadel der Arachne und die Laute der Sappho zu ergreifen, und die unheilbare Liebeswunde zu beklagen, die ihr Amor im Lager vor Perpignan beigebracht hatte.

Von dieſer Zeit an bis zum Jahr 1555, in welchem ſie ihre Schriften mit einer Art von apologetiſcher Zueignungsſchrift an Mademoiselle Clemence de Bourges, Lionoise, herausgab, iſt nichts Zuverläſſiges von ihr bekannt; aber ſowohl aus der Unterſchrift Loyſe Labé, als aus dem ganzen Ton dieſer Zueignung, und dem Umſtande, daß die poetiſchen Stücke dieſer Sammlung größtentheils aus verliebten Klagen oder Trastulli beſtehen, iſt zu vermuthen, daß ihre Verheirathung mit dem reichen Seiler Ennemond Perrin erſt nach dieſem Zeitpunkt erfolgt ſey. Dieſer Mann hatte ſich in ſeiner Profeſſion ſo emporgeſchwungen, daß er ſie zuletzt im Großen treiben und einen Kaufmann vorſtellen konnte, der ein ſehr anſehnliches Gewerbe mit Schifftauen und allen Arten von Seilerwaaren führte. Er beſaß ein großes Haus mit einem weitläufigen, nach damaliger Art prächtigen Garten, und einer Menge Gebäude zum Behuf ſeiner Manufactur und Handlung, ſo daß er eine ganze Straße damit einnahm, welche noch bis dieſen Tag den Namen de la belle Cordière behalten hat. Ennemond Perrin mag, wie er ſich unſre Lyonneſiſche Sappho beilegte, ſchon ein bejahrter Mann geweſen ſeyn, und den Troſt, eine ſo liebenswürdige Gemahlin zu beſitzen, nicht viele Jahre genoſſen haben. Denn, da er ohne Kinder verſtarb, hinterließ er ihr, unter Subſtitution ſeiner Neffen, den Beſitz ſeines ganzen Vermögens; ſie ſelbſt aber ſtarb im

März 1566 im vierzigsten Jahr ihres Alters, und genoß also ihres Glückes als Ehefrau und Wittwe aufs längste nur neun bis zehn Jahre.

Die Epoche ihres Lebens, die ihr den Namen der schönen Seilerin verschaffte, war auch diejenige, in welcher das Haus ihres Mannes durch sie zu einer Akademie der Musen und Grazien wurde, wo Gelehrte, Künstler und Fremde, von dem Ruhm der Talente und Reizungen der schönen Seilerin angezogen, haufenweise zusammenflossen, um von den Annehmlichkeiten ihres Umgangs und der guten Gesellschaft, die man immer in ihrem Hause antraf, vermuthlich auch von der Tafel und den guten Weinen des alten Ennemonds zu profitiren, der sich's zur Ehre schätzte, der Gemahl einer Frau zu seyn, die so viele vornehme und gelehrte Herren zu Verehrern hatte, und ihm in seinen alten Tagen so viele werthe Freunde verschaffte. Kurz, dieß war der Zeitpunkt, wo Loyse zu Lyon eine Art von Aspasia vorstellte, aber — wie niemanden, dem der Lauf der Welt nicht ganz unbekannt ist, befremdlich vorkommen wird — auch das Mißvergnügen hatte, von ihren Mißgünstigen und von dem großen Haufen, der den Grazien nie geopfert hat und von dem,

„was edle Seelen Liebe nennen,"

sich keinen Begriff machen kann, wie Aspasia verleumdet und in ein ganz falsches Licht gestellt zu werden. Daß sowohl ihre eigenen Poesien, als die indiscreten und hyperbolischen Lobgedichte ihrer Verehrer einigen Vorwand hierzu geben konnten, ist nicht wohl zu läugnen: aber daß in diesen oder jenen etwas sey, das die schändliche Qualificirung Courtisane Lionoise, womit Bayle unsre Lyonische Sappho auf das bloße

Zeugniß des Du Verdier*) belegt, hinlänglich begründen könnte, glauben wir aus guten Urſachen läugnen zu können; und Bayle, der weder die Schriften der ſchönen Seilerin ſelbſt geleſen, noch (wie es ſcheint) andre gleichzeitige Geſchichtſchreiber,**) die ihrer mit Lob erwähnen, zu Rathe gezogen, kann von dem Vorwurf, ſeiner ſonſt gewöhnlichen kritiſchen Billigkeit in dem Artikel dieſer Dame gänzlich vergeſſen zu haben, ſchwerlich freigeſprochen werden.

Es iſt wahr, die Gedichte der Loyſe Labé athmen faſt alle eine Leidenſchaft, die ſie nicht bloß poetiſcher Uebung halben erdichtet haben mag, und ihre Entſchuldigung an die Damen zu Lyon redet hierüber deutlich genug; aber gewiß, wenn Marguerite von Navarra ungeachtet ihrer ſehr freien Novellen eine Frau von unbezweifelter Tugend ſeyn konnte, ſo ſehen wir nicht, mit welcher Billigkeit man die naive Loyſe Labé wegen einer unfreiwilligen und wahren Leidenſchaft für einen einzigen Ungetreuen oder Unempfindlichen zur Courtiſane machen könnte. Auch iſt der ganze Ton ihrer Zueignungsſchrift an Clementine von Bourges (eine junge Dame von Lyon von gutem Hauſe und unbeſcholtner Tugend, und ebenfalls wegen ihrer Schönheit, Talente und Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften berühmt) ein offenbarer Beweis, daß ſie ſich bei Publication ihrer Gedichte nichts Böſes bewußt war, und, außer dem Tadel der Kunſtrichter, keine andre Gefahr dabei

*) In ſeiner Bibliothèque Françoise, die zu Lyon im Jahre 1585 in Folio herausgekommen, pag. 822. Seine Ausdrücke von unſerer Dichterin, welche Bayle ganz abgeſchrieben hat, ſind nicht anſtändig genug, um hier wiederholt zu werden. W.

**) Z. B. Guillaume Paradin in ſeiner Histoire de Lyon 1573. Fol. L. III. chap. 29. François Gradé, Sieur de la Croix du Maine, Bibliothèque Françoise 1583. Fol. p. 291.

zu laufen glaubte. Was die ihren Werken beigedruckten Lobgedichte betrifft, ſo können wir zwar nicht in Abrede ſeyn, daß man heutiges Tags von einem Frauenzimmer nicht ſehr vortheilhaft denken würde, das ſich z. B. ſo loben ließe:

Celui qui fleure en la baisant
Son vent si dous et si plaisant,
Fleur l'odeur de la Sabée,
— — — — — — —
Celui qui contemple son sein,
Large, poli, profond et plein,
De l'Amour contemple la gloire;
Qui voit son tetton rondelet
Voit deux petits gazons de lait
Ou bien deux boules d'ivoire.
— — — — — — —
Quant à ce que l'acoutrement
Cache, ce semble, expressement
Pour mirer sur ce beau Chef d'oeuvre
Nul que l'Ami ne le voit point,
Mais le grasselet embonpoint
Du visage le nous descoeuvre (decouvre).
u. ſ. w.

allein dagegen muß man auch bedenken, daß dieſer Dichter erſtlich, wie er ſelbſt geſteht, von Amors Pfeil angeſchoſſen und alſo nicht recht bei Verſtande war; zweitens, daß er in ſeiner Analyſe der Schönheiten ſeiner Dame mit Arioſts Olympia wetteifern, oder ſie vielmehr ziemlich wörtlich copiren wollte; und drittens, daß das Decorum der damaligen Zeiten nicht das Decorum der unſrigen war, wie man ſich nur allein aus Ronſards und Marots Gedichten, und aus Brantome's

Proſe, mehr als hinlänglich überzeugen kann. Nimmt man zu allem dieſem noch, daß Ennemond Perrin, der (mit aller Simplicität und Bonhomie, die wir bei ihm auch immer vorausſetzen mögen) doch ein angeſehener und reicher Bürger von Lyon war, unſre Dichterin erſt nach der Bekanntmachung ihrer Werke heirathete, und daß er ſie bei ſeinem Abſterben zur Erbin ſeines ganzen Vermögens einſetzte: ſo dünkt uns, jenes beweiſe, daß ihr Charakter damals noch unbeſcholten, und dieſes daß er mit ihrer Aufführung vollkommen zufrieden geweſen ſey.

Die ſämmtlichen angeführten Gründe ſind vielleicht nicht ſtark genug, die ſchöne Seilerin von allem Verdachte zu befreien. Liebenswürdig, zärtlich, paſſionirt, durch ihre Denkart über die gewöhnlichen Formen ihres Geſchlechts weggeſetzt, und von Anbetern in Proſe und Verſen umgeben, welche vielleicht nicht alle geneigt waren, wie Petrarca nur zu lieben, um Sonnette auf den Abgott ihres Herzens machen zu können — bleibt es immer ſehr möglich, daß ſie das was man damals le don de l'amoureuse mercy nannte, irgend einem — vielleicht auch, mit Verlauf der Zeit, mehr als Einem Begünſtigtern octroyirt haben könnte. Aber de occultis non judicat ecclesia; und wenn ihr ja von dieſer Seite etwas Menſchliches begegnet ſeyn ſollte, ſo iſt ſehr glaublich, daß ſie wenigſtens den Geſetzen des Wohlſtandes getreu geblieben, und daß Du Verdier, zu der allzu leichtſinnigen Art, wie er von ihren Sitten ſpricht, bloß durch einſeitige Berichte von ihren Feinden und Mißgünſtigen verleitet worden. Doch genug hiervon. Wer noch mehr zu ihrer Vertheidigung zu leſen Luſt hat, den verweiſen wir auf ihre Lebensbeſchreibung vor der neuen Ausgabe ihrer Schriften; welche letztern uns überhaupt am geſchickteſten ſcheinen, der Nachwelt von dem Charakter dieſes

zwanzig Sonnette und eine proſaiſche Compoſition, Debat de Folie et d'Amour betitelt, die aus fünf Dialogen beſteht und eine bekannte Fabel zur Grundlage hat. Dieſes Werkchen iſt nach damaliger Art mit Witz und Geiſt geſchrieben, verdient aber den Namen eines Drama's nicht mehr als Platons Sympoſium, wiewohl es dem Herausgeber des Parnasse des Dames zu ſagen beliebt, es ſey die einzige Komödie aus dem ſechzehnten Jahrhundert dans le genre charmant de l'auteur de l'Oracle et des Graces. Da die Ausgaben von 1555 und 1566 ſich ſo ſelten gemacht, daß in Lyon ſelbſt nur noch zwei Exemplare davon aufzutreiben waren, ſo hat eine Geſellſchaft von Gens de Lettres daſelbſt eine neue veranſtaltet, die im Jahr 1772 bei den Gebrüdern Duplain herausgekommen iſt, und mit den Nachrichten von ihrem Leben und den Escrits de divers Poëtes à la louange de Loyse Labé (worunter auch eine ſehr artige Griechiſche Ode iſt) zweihundertſechsunddreißig Octavſeiten einnimmt.

2.

Linguet.*)

Dessen Annalen und Lavaters physiognomische Fragmente.

1779.

Linguet hat durch seine Beredsamkeit als Sachwalter und als Schriftsteller — durch seine Neigung, beinahe über alles in der Welt anderer Meinung zu seyn als andre Leute — und durch seine Händel mit der ehrsamen Innung der Parlamentsadvocaten zu Paris, die ihn aus ihrem sogenannten Tableau ausgewischt haben, und mit dem Parlament selbst, bei welchem er gegen diese Vergewaltigung vergebens Schutz gesucht — seinen Namen seit einigen Jahren allzu bekannt gemacht, als daß er irgend einem ganz fremd seyn könnte.

Von seiner schimmernden Seite gesehen, scheint er einer der letzten Sterne zu seyn, welche die zunehmende Verfinsterung des Französischen literarischen Himmels sichtbarer machen. Seine Talente sind mannichfaltig, seine Kenntnisse ausgebreitet (wiewohl eben deßwegen fast immer seicht und

*) Simon Nicolas Henri Linguet, geb. zu Rheims 1736, und guillotinirt am 17 Jun. 1794, richtete als Parlamentsadvocat zu Paris die Aufmerksamkeit auf sich durch seine Vertheidigungsschriften für den Grafen von Morangies, dessen Proceß gegen die Erben der Wittwe Veron zu den allermerkwürdigsten gehört. Durch die Heftigkeit in seinen Vorträgen zog er sich den Haß des Parlaments zu, und er wurde von der Advocatur entfernt, worauf er als eine Art von Märtyrer auftrat. Er war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. S. Ersch, gel. Frankr.

unzuverläſſig), und in der berüchtigten Kunſt, die an Sokrates und Plato ſo unverſöhnliche Gegner hatte, der Kunſt, eine ſchlimme Sache beſſer zu machen, iſt er vielleicht der erſte Meiſter unſrer Zeit.

Es iſt beinahe unmöglich, daß die Profeſſion, die er vormals, mit einem Erfolg der vielleicht die Hauptquelle ſeines nachmaligen Unglücks war, getrieben, einem ſo lebhaften Geiſte nicht einen beſondern Schwung gegeben haben ſollte, der ihn als Schriftſteller aus den meiſten ſeiner Sprach- und Zeitgenoſſen ausheben mußte. Ich meine hier nicht ſowohl die Gewohnheit, Declamationen für Raiſonnements zu verkaufen, die zwar (vor und nach dem großen Cicero) allen gerichtlichen Rednern mehr oder weniger, je nachdem ihre Sache ſchlechter oder beſſer war, beigewohnt hat, worin er aber gleichwohl allenthalben eine Menge Geſellen hat, die niemals Sachwalter geweſen ſind: ich meine vielmehr die Neigung — Sätze zu behaupten, bei denen er ſich zum voraus eines allgemeinen Widerſpruchs verſehen kann — Sätze zu beſtreiten, die mit dem Bilde und der Ueberſchrift großer Männer zu gangbaren. und überall ohne Widerſpruch angenommenen Meinungen geſtempelt waren; gegen Perſonen, die ſchon Jahrhunderte lang im Beſitz der allgemeinen Hochachtung geweſen, den Advocatum Diaboli zu ſpielen — und andere gegen die ganze Welt in Schutz zu nehmen, deren Sache man längſt als unheilbar aufgegeben hatte. Dieſe Art von Verdienſt ſcheint Linguet als Sachwalter und als Schriftſteller hauptſächlich ambitionirt zu haben; und man muß geſtehen, daß man verzweifelte Händel nicht ſcharfſinniger und mit einer täuſchenderen Beredſamkeit vertheidigen kann, als er. Die Fertigkeit, die er hierin erlangt hat, iſt ihm ſo ſehr zur Natur geworden, daß ſie auch, nachdem ihn die Verfolgungen ſeiner Widerſacher zu einer

ſogenannten freiwilligen Entfernung aus ſeinem Vaterlande getrieben,*) noch immer die Seele ſeiner ganzen Thätigkeit iſt Linguet blieb mitten in London immer Sachwalter, immer, und mehr als jemals, der redſelige und unermüdliche Verfechter jeder Meinung, wo er, wie Lucans Cato, der einzige von ſeiner Partei zu ſeyn hoffen kann; nur mit dem Unterſchied, daß er, anſtatt daß er ehmals ſeine Talente mehr in Vertheidigung ſchlimmer Privatſachen übte, ſich nun zum Advocaten der (leider!) verzweifelten Sache der Menſchheit, und zum allgemeinen Contradictor aller und jeder aufwirft, welche ihm auf irgend eine Weiſe unbillige Anſprüche an ſie zu machen, oder ihren Rechten und Freiheiten zu nahe zu treten ſcheinen.

Dieß iſt, däucht mich, der vortheilhafteſte Geſichtspunkt, woraus ſeine im Jahre 1777 angefangnen und bisher mit großem Erfolge fortgeſetzten Annales Politiques, Civiles et Littéraires du XVIII. Siècle**) betrachtet werden können; ein periodiſches Werk, deſſen Anſprüche nichts Geringeres, als alle göttlichen und menſchlichen Dinge umfaſſen, und welches, wenn die Ausführung der erregten Erwartung nur einigermaßen zuſagen ſollte, einen alles überſchauenden Verſtand, und (da Linguet ſich deſſen ganz allein unterfing) in einem einzigen Kopfe einen Umfang von Kenntniſſen und Einſichten vorausſetzt, den man kaum der anſehnlichſten gelehrten Geſellſchaft, zuſammengenommen, zutrauen dürfte.

Bei einer ſolchen Unternehmung möchte man wohl ausrufen:

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?

*) Er kehrte dahin erſt 1790 zurück.

**) Nach einiger Unterbrechung fing er ſie im J. 1790 zu Paris wieder an.

Aber ein ſo rüſtiger Kämpfer, wie Linguet, erſchrickt vor keinem Abenteuer. Wenn es Gefühl ſeiner Kräfte iſt, was ihn ſo außerordentlich zuverſichtlich macht, ſo muß man geſtehen, kein anderer hat jemals den Namen eines philoſophiſchen Hercules mehr verdient; und er iſt, trotz aller Verfolgungen der Rabuliſten, Encyklopädiſten, Oekonomiſten und Akademiſten zu Paris, der beneidenswürdigſte aller Sterblichen.

In der That läßt der Ton ſeiner Annalen nichts anders glauben, als daß dieſer Mann ſich ſelbſt für das große Organ halten müſſe, durch welches die Vernunft ihre Götterſprüche ertönen laſſe. Nie hat irgend ein Schriftſteller zugleich mit mehr anſcheinender Kaltblütigkeit, mit weniger Mißtrauen in ſich ſelbſt und mit weniger Achtung für andere geſchrieben; und es ſey nun, daß man ihn als Herold der Wahrheit, oder als Geſchäftsträger des menſchlichen Geſchlechts, oder (welches der Charakter iſt, worin er ſich am meiſten zu gefallen ſcheint) als Oberrichter über die Völker und Fürſten des Erdkreiſes — die ihm aus ſeinem kosmopolitiſchen Augenpunkt als ſo viele einzelne auf unſerm Erdenkloſe herumkrabbelnde Weltbürgerlein erſcheinen — auftreten ſieht, um mit einer Miene und einem Ton, für die ich keine Vergleichung kenne, die Erdenbewohner zu belehren, zu züchtigen und zu richten: ſo weiß man nicht, was man am meiſten bewundern ſoll — ob den Mann, der in der ſüßen Trunkenheit ſeines Eigendünkels die Unfehlbarkeit der allgemeinen Vernunft für ein Attribut der ſeinigen hält? — oder die theure Leſerſchaar, die ſich durch allen den Fracas imponiren läßt, und der man ſich nur, mit anhaltender Dreiſtigkeit, für was man will zu geben braucht, um von ihr dafür gehalten zu werden; oder wenigſtens (wie die Taſchenſpieler und Geiſterbanner vom gemeinen

Volke) mit einer Art von grauenhaftem Respect als ein Wundermann angesehen zu werden, um den sich alles herdrängt, weil man Zeichen und Wunder von ihm erwartet, und dem gleichwohl niemand zu nahe zu kommen, oder recht unter die Augen zu schauen sich getraut, weil man sich vor eben dieser Zaubermacht fürchtet, von der man sich so gerne belustigen läßt.

Etwas diesem Aehnliches muß es doch wohl seyn, was die Augen der wackern Leute blendet, welche einem Schriftsteller, wie Linguet, das Compliment machen konnten: „man finde in jedem Artikel seiner politischen Annalen die Gründlichkeit des Raisonnements durch die Annehmlichkeit der Schreibart verschönert, und was ihnen den größten Werth gebe, sey der Ton von Freimüthigkeit und Wahrheit, der darin herrsche.“ Der weise Verfasser des Schreibens, das sich mit diesem Compliment anfängt, bekennt, daß ihm dieser Ton von Wahrheit ein Vertrauen zu Linguet einflöße, welches ihn alle Nachrichten, die er uns gebe, blindlings glauben mache. — Es wäre zu beklagen, wenn dieses blinde Vertrauen in die Wahrhaftigkeit des Herrn Linguet von so weitem Umfange wäre, als der Geschmack an der sachwalterischen Wohlredenheit seines Vortrags; und noch schlimmer, wenn sich dieß blinde Vertrauen bis auf die Urtheile und Meinungen über Dinge erstreckte, wovon Linguet oft nicht den mindesten Begriff hat, der ihm ein Recht gäbe, seine Meinung davon zu sagen. Wir können nicht so klein von dem Verstande des größern Theils seiner Leser denken, um zu befürchten, daß er einen so schädlichen Vortheil jemals über sie erhalten werde. Indessen ist doch nur zu gewiß, daß die außerordentliche Zuversichtlichkeit seines Tons viele dahinreißt; und es wäre allerdings nicht gleichgültig, wenn dieser Ton (wie es das Ansehen gewinnt) auch unter uns Nachahmer fände, die,

durch den Succeß einiger Franzoſen aufgemuntert, ſich die bekannte Trägheit unſers Publicums auf ähnliche Art zu Nutze machen wollten.

Verſuchen wir alſo mit Linguet im Namen der Wahrheit ein wenig abzurechnen, und an einigen von den unzähligen Beiſpielen, wovon ſeine Blätter wimmeln, zu zeigen, wie ſehr man Urſache habe, bei denjenigen auf ſeiner Hut zu ſeyn, die am meiſten Lärm mit ihrem Eifer für die Sache der Wahrheit machen.

Niemand hat ſich ſelbſt je ein wichtigeres Air gegeben als Linguet. Das ſogenannte Avertiſſement vor dem vierten Bande ſeiner Annalen enthält auf allen Blättern Proben davon, die bis zum Lächerlichen gehen. Da bei dieſem Manne alles Phraſeologie und Wendung und ſelbſtbeliebige Art ſich die Sachen vorzuſtellen iſt, und da ſeine Sprache ihm dazu, mehr als irgend eine andere thun könnte, die größten Bequemlichkeiten darbeut: ſo weiß er beinahe einem jeden Federzug, den er thut, das Anſehen eines Verdienſtes zu geben, und ſogar die ekelhaften Ergießungen ſeiner Galle über Dalembert, Marmontel, la Harpe, Arnault, und andre ſeiner literariſchen Widerſacher, adelt er zu Verdienſten, die er dem Staat erweist, und „ſein Herz genießt dabei le plaisir de faire le Bien Public.“ Das iſt nun freilich ein Tic, den er mit dem geringſten Friſeur und Tanzmeiſter ſeiner Nation gemein hat; aber man überſieht auch an einem Friſeur, was man einem Manne, der ſich für einen Philoſophen gibt, nicht überſehen kann. Immerhin mag jener ſeine Locke, um einen Verſuch über ihre Dauerhaftigkeit zu machen, in den Ocean tauchen;*) man lächelt, und damit iſt's wie zuvor. Aber wenn der Sophiſt,

*) Moriks Reiſen.

der Schwätzer, der philoſophiſche Taſchenſpieler Linguet von dem nunmehrigen geheimen Ort des Drucks der Lessons qu'il donne aux Hommes ſagt: „mein der Wahrheit geheiligtes Werk ſoll in dem Brunnen gedruckt werden, worin die Verkehrtheit der Menſchen, dieſe Tochter des Himmels, ſich zu verbergen genöthigt hat:“ ſo weiß man nicht, ob man über die Thorheit, welche bona fide ſo ſpricht, die Achſeln zucken; oder was man der Unverſchämtheit thun ſoll, die der Welt durch ſolche Phraſes Staub in die Augen zu werfen vermeint. Gerne, wo es nur immer möglich iſt, wollen wir glauben, daß der ſo ganz über allen Begriff gehende Thraſonismus dieſes Mannes ein Fehler ſeines Verſtandes, oder eine zur Gewohnheit gewordene Ungezogenheit ſey, deren er ſich ſelbſt nicht mehr bewußt iſt; und daß es ihm dabei wie jenem alten Gadriga gehe, der ſeine Lüge ſo lange erzählt hatte, bis er ſie endlich ſelbſt glaubte. Und wirklich ſcheint dieß der Fall zu ſeyn, ſobald er von ſich ſelbſt ſpricht, welches ihm ſo oft begegnet, daß ein großer Theil ſeiner Annalen bloß mit dem Wind, den er von ſich ſelbſt macht, aufgeblaſen iſt. Es iſt ziemlich begreiflich, wie ein Autor, der ſchon etliche Jahre gewohnt iſt, das ganze Europa zum Confident ſeiner kleinen Privatangelegenheiten, ſeiner kleinen Zwiſtigkeiten und Fehden mit Pariſiſchen Advocaten und Schöngeiſtern, und aller der kleinen oder großen Verfolgungen, die er von ſeinen Feinden erlitten haben ſoll, gemacht hat, ſich endlich in die Illuſion hineinſchwatzt, ſich für einen ſehr wichtigen Mann zu halten, und allen ſeinen kleinen Schickſalen und Zufällen in ſeiner Einbildungskraft das Anſehen großer Abenteuer und wichtiger Weltbegebenheiten zu geben. Daher läßt ſich z. B. erklären, wie es zugegangen ſey, daß er in ſeiner Hoffnung, in der Schweiz eine Freiſtatt für den Druck ſeiner Annalen zu finden,

ſich betrogen gefunden habe. Wäre Linguet ein beſcheidener Mann, ſo würde er mit dieſer Begebenheit (wenn er ja glaubte, daß die Welt davon unterrichtet ſeyn müſſe) in etlichen Zeilen haben fertig werden können. Er würde ſich begnügt haben zu ſagen: man habe zu Genf, oder Bern, oder wo er ſonſt um die Freiheit ſeine Marktſchreiersbude aufzuſchlagen nachgeſucht haben mag, aus politiſchen Rückſichten Bedenken getragen, ihm ſolche zu geſtatten. Damit wär' es gut geweſen, und kein Menſch würde ein Mehreres davon zu wiſſen verlangt haben. Jedermann hätte ungefähr ſo viel Weltkenntniß gehabt, um ſich das Wahre von der Sache vorzuſtellen — als zum Exempel: daß die Vorſteher jener Helvetiſchen Republiken weder den Herrn Linguet noch ſeine Annalen für wichtig genug gehalten, ſich um ihrentwillen auch nur der geringſten Unannehmlichkeit auszuſetzen, die daraus hätte erfolgen können, wenn Blätter, worin nicht nur ſo viele öffentliche Corps und Geſellſchaften in Frankreich aufs heftigſte angegriffen werden, ſondern ſelbſt über Nationen, Könige, Fürſten und öffentliche Welthändel mit Cyniſcher Freiheit ins Gelag hineinräſonnirt wird — wenn, ſage ich, Blätter dieſes Schlags öffentlich aus einer Helvetiſchen Druckerei hervorgegangen wären. Aber freilich eine ſolche Vorſtellungsart paßte nicht zu der Eitelkeit unſers Sachwalters der Wahrheit und des menſchlichen Geſchlechts. Er mußte alſo der Sache einen erhabenern Schwung geben. „Man betrachtet (ſagt er) in der Schweiz meine Feder als einen elektriſchen Conductor, welcher fähig wäre den Blitz allenthalben hinzuziehen, wo man es wagen würde ſie zu fixiren. Es ſchien, als ob bei Eröffnung meines Portefeuille alle Miniſterialrachwerkzeuge auf den Ort, der dieſer furchtbaren Büchſe der Pandora Aufenthalt gäbe, zuſammenſtürzen, und

die Gegend in den Abgrund verſenken würden, welche unvorſichtig genug wäre, einem neuen Titanen Zuflucht zu geſtatten.“ — Es fällt ſtark in die Augen, daß alle dieſe Perſiflage die guten Helvetier lächerlich machen ſoll. Und freilich, wenn ſie fähig geweſen wären, ein Männchen wie Linguet, für einen neuen Titanen und ſein Portefeuille für die Büchſe der Pandora anzuſehen, ſo würden ſie bald aufhören fähig zu ſeyn vor Gericht Zeugniß abzulegen, ein Teſtament zu machen, oder irgend eine andre bürgerliche Handlung zu verrichten. Aber Linguet ſoll uns nicht bereden, ſo unwürdig von ehrwürdigen und weiſen Männern zu denken. Der elektriſche Conductor, die Blitze, die furchtbare Büchſe der Pandora, und der himmelſtürmende Titan ſind bloſe Meteore ſeiner eignen lächerlichen Eitelkeit und affectirten Schöngeiſterei; und vergebens hofft er, in ganz Europa einen Kopf ſchwach genug zu finden, um ihm durch ſo ſchülerhafte Rhetorskniffchen ſo unendlich kleine Gegenſtände wichtiger zu machen, als ſie an ſich ſelbſt ſind. Der geringſte Menſch kann durch die geringſte Handlung, unter gewiſſen Umſtänden, die Aufmerkſamkeit des wichtigſten Mannes, ja die öffentliche Aufmerkſamkeit erregen: aber deßwegen ſoll er nicht ſo albern ſeyn, ſich gleich einzubilden, daß er darum ſelbſt ein wichtiger Mann ſey.

Doch man möchte dem Herrn Linguet ſeine Eitelkeit immer hingehen laſſen, wenn ſie nicht die Mutter einer Inſolenz wäre, deren Wirkungen oft allzu groß ſind, um mit dem Charakter eines wahrheitliebenden Mannes beſtehen zu können. Sehen wir zur Probe nur die Anmerkung in dem Vorbericht zum 4ten Theil der politiſch-literariſchen Annalen an.

Linguet, der in dieſem Vorbericht Dalembert und Marmontel noch ſchlimmer als jemals mitſpielt, hatte (dem Anſehen nach, bloß um ſich zu jener Anmerkung Gelegenheit zu machen) geſagt: die Figur Dalemberts könnte Bildhauern zu einem Modell von Majeſtät dienen. Und nun die Note zu dieſem Text. — „Ich kann nicht umhin (ſagt Herr L.) dem Herrn Dalembert bei dieſer Gelegenheit eine Anekdote mitzutheilen, die ihm vielleicht unbekannt, und die ihm unfehlbar ſehr ſchmeicheln muß. Ich weiß nicht was für ein Docteur Allemand *) hat ein dickes Buch (un gros traité) über die Phyſiognomien geſchrieben; er offenbart die Kunſt, aus den Lineamenten des Geſichts die Talente, den innern Werth (le mérite), kurz, die Seele und das Herz eines Menſchen herauszufinden. Er verſichert, daß es noch nie einen großen Mann gegeben, auf deſſen Naſe, und in deſſen Zügen man nicht die Grundlage ſeiner Reputation finde. Er citirt den Herrn Dalembert als ein Beiſpiel. Wahr iſt's, er geſteht, er habe nie den Troſt gehabt, ihn zu ſehen; aber nach ſeinen geſtochnen Bildniſſen, die er ſehr ſtudirt hat, verſichert der Herr Doctor, ſehr wohl bemerkt zu haben, daß dieſe Naſe und dieſe Züge keinem gemeinen Menſchen zugehören. — Ich brauche keinem Deutſchen Leſer zu ſagen, daß die Rede hier von Lavater ſeyn ſoll. Aber wer muß der Menſch ſeyn, der in dieſem impertinenten Ton von Perſiflage von einem Manne wie Lavater, und von einem Werk, wie die Phyſiognomiſchen

*) Ich laſſe dieß Docteur Allemand wie es iſt, weil es mit allen den Nebenbegriffen, die in Franzöſiſchen Köpfen mit den Worten Docteur Allemand affocirt ſind, nicht Deutſch gemacht werden kann. Ein gewiſſer Deutſcher Schulmeiſter oder Pedant — würde vielleicht dem, was die Herren Franzoſen durch je ne sais quel Docteur Allemand ſagen wollen, am nächſten kommen.

Fragmente ſind, ſchwatzen kann? Seit wann iſt Lavater ein Docteur, oder ein Docteur Allemand? Woher hat Herr Linguet ein Recht, einen durch ſeinen bürgerlichen und ſittlichen Charakter ehrwürdigen Geiſtlichen und Pfarrer in der erſten Stadt von Helvetien, als je ne sais quel Docteur Allemand zu tractiren? Glaubt er, daß ihm das beſſer anſtehe, als wenn irgend ein Deutſcher Exadvocat und Annaliſt den Curé de St. Sulpice zu Paris, oder welchen andern Pfarrer er will, je ne sais quel prêtre Français nennen wollte? Beſonders wenn nach einſtimmigem Urtheil der ganzen Nation dieſer Pfarrer einer ihrer größten Männer wäre? Freilich iſt klar, daß Herr Linguet weder den Mann, auf deſſen Unkoſten er den ihm verhaßten Dalembert lächerlich machen will, noch das Werk kennt, von dem er in einem Ton ſpricht, der nur dem albernſten Product eines Imbécille angemeſſen ſeyn kann. Es iſt klar, daß er nicht einmal das Titelblatt davon geſehen hat, und vermuthlich weiß er auch nicht Deutſch genug, um es zu verſtehen. Aber entſchuldigt ihn dieſe Unwiſſenheit? Was ſoll man von einem Manne denken, der Annales littéraires du XVIII Siècle ſchreibt, Annalen, deren Umfang ſich über ganz Europa erſtrecken ſoll, und dem ſo wenig daran liegt, ſich von dem Zuſtande der Wiſſenſchaften außerhalb ſeiner eignen kleinen Cirkelchen beſſer zu unterrichten? Der von Lavatern und ſeinem Werke verächtlich ſpricht, und nicht einmal weiß, wer Lavater iſt, und was das Werk auf ſich hat, das er durch die unverſtändigſte Benennung d'un gros traité sur les Physionomies verächtlich machen will? Stund es nicht bei ihm, beſſer unterrichtet zu werden? Hatte er nicht wenigſtens bei ſeinem Aufenthalt in der Schweiz die beſte Gelegenheit? Man weiß zwar wohl, daß Linguet auch in der Schweiz ſeine Gegner und Verkleinerer hat. Aber

ſo Gott will, iſt doch wohl keiner von ihnen ſo ungerecht, und ſo arm an Geiſt, ihm nicht wenigſtens den Vorzug außerordentlicher Fähigkeiten — und ſeinem phyſiognomiſchen Werke den Werth einer Menge großer und tiefſinniger Gedanken, einer Menge neuer Bemerkungen und weitgränzender Blicke in das, was noch unbekanntes Land auf der Karte der menſchlichen Erkenntniß iſt, einzugeſtehen? Hätte Herr Linguet nicht bei der geringſten Erkundigung wenigſtens ſo viel erfahren können, daß Lavaters Werk nicht das Hirngeſpenſt eines Träumers, ſondern das mühevolle Unternehmen eines Naturforſchers iſt? Daß er die Phyſiognomik nicht wie eine alte Zigeunerin die Chiromantie, oder wie Herr Linguet die Politik und Literatur, ſondern wie ein weiſer Mann behandelt hat, der ein neues und faſt unermeßliches Feld der Naturgeſchichte zu bearbeiten anfängt: und dem die Nachwelt, was ſie auch von dieſen oder jenen einzelnen Theilen oder Stellen ſeiner Fragmente urtheilen mag, doch gewiß ſeinen Platz neben den Bacon, Locke, Bonnet, Buffon u. ſ. w., weder verſagen kann noch verſagen wird? Unſtreitig hätte es in Genf oder Bern oder Lauſanne Leute gegeben, die ihm das alles geſagt hätten, wenn er ſich hätte erkundigen wollen. Aber freilich, was bekümmert ſich der größte Theil der ſich ſelbſt genugſamen Franzöſiſchen Literatoren um die Verdienſte der Deutſchen oder andrer Ausländer? Und gerne wollten wir auch Herrn Linguet das Vorrecht zugeſtehen, nicht zu wiſſen, was ihn, ſeiner Meinung nach, nicht angeht — und nichts lernen zu wollen, wenn er bereits alles was lernenswerth iſt, zu wiſſen glaubt. Aber nur ſoll er alsdann auch von dem ſchweigen, was er nicht weiß! — Oder ſollte er etwa die Verachtung, die er der Deutſchen und Helvetiſchen Nation durch dieſe abſchätzige Art von einem ihrer

anerkannten größten Männer zu ſprechen, dadurch zu rechtfertigen vermeinen, wenn er uns ſagte: „ich hab' es nie der Mühe werth gehalten, mich um den Zuſtand der Wiſſenſchaften bei euch, und wie viel oder wenig eure Gelehrten gethan haben, zu bekümmern?“ — Doch wir wollen den einzigen möglichen Fall ſetzen, der Herrn Linguet zu einigem Vorwand gereichen könnte: daß er das Wenige, was er von dem je ne sais quel Docteur Allemand und von ſeinem Gros Traité sur les Physionomies gehört hat, von irgend einem irrenden Französchen, Barbier oder Friſeur, mit dem er in einer Auberge bekannt worden, aufgeſchnappt habe. Entſchuldigt ihn das? Für tauſend junge wandernde Herrchen ſeiner Nation möcht' es genug ſeyn. Aber wahrlich, der Mann, der ſich für den noch allein übrig gebliebenen Propheten und Prieſter der Wahrheit ausgibt; der Mann, der ſeine Blätter in dem Brunnen drucken läßt, wohin ſich dieſe Tochter des Himmels verborgen hat; der Mann, der alle Augenblicke auf ſeine Unparteilichkeit und Exactitude pocht, und den nämlichen Aufſatz, worin er ſolche Proben davon gibt, mit den Worten beſchließt: je ne me piquerai plus du tout prouver par le raisonnement que je suis exact, je me contenterai de l'être — dieſer Mann muß gewichtigere Garanten ſeiner Urtheile haben als Barbiergeſellen, oder vielleicht einen Journaliſten, der nicht beſſer urtheilt als jene. Von einem ſolchen iſt die Welt berechtigt mehr zu fordern. Und ſollt' ich mir auch dadurch bei Gelegenheit die Ehre zuziehen, von Herrn Linguet als ein je ne sais quel petit Poéterau et obscur Périodiste Allemand tractirt zu werden, ſo muß ich die Ehre haben ihm zu ſagen: daß noch eine einzige ſolche preuve d'exactitude, wie er da vor den Augen der ganzen ehrbaren Welt abgelegt hat, hinlänglich iſt, ſeine

Sendung zum Apoſtolat der Wahrheit in Europa ſehr verdächtig zu machen.

Aber freilich müſſen wir nicht vergeſſen, daß der Schriftſteller, von dem wir hier reden, der nämliche exacte Annaliſt des achtzehnten Jahrhunderts iſt, der dem Dictionnaire Encyclopédique ſein ganzes Recht angethan zu haben glaubt, wenn er es als eine Compilation bigarrée qui serait infinement dangereuse si elle n'était ridicule, qualificirt; der die ganze Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, wegen einer Preisaufgabe, die er nicht verſteht oder nicht verſtehen will, wie einen Haufen blödſinniger Knaben, die nicht wiſſen was ſie wollen — die Fürſten Germaniens wie eben ſo viel kleine Junker — und einen der größten Menſchen, die jemals auf dem Schauplatz der Zeit die Rolle eines großen Königs geſpielt haben, ungefähr wie einen von den Königlein, deren Abraham mit dreihundert und achtzehn Hausknechten ihrer fünfe auf einmal aus dem Felde ſchlug, behandelt. — Einem Schriftſteller von dieſem Schlage muß man freilich ein Privilegium contra omnia Privilegia gelten laſſen; oder woher ſollte ſonſt die Geduld kommen, womit man alle ſeine Incartaden, gegen ganze Nationen, wie gegen einzelne Perſonen, und ſein politiſches Radotage über Welthändel, von denen ſeine Unwiſſenheit ihm alles Recht ſeine Meinung zu ſagen, verbeut, bisher ertragen hat? Von einem Autor, der bei jeder Gelegenheit dem ganzen Corps Germanique ſo wenig Achtung zeigt, iſt freilich nicht zu erwarten, daß er einem einzelnen Deutſchen Gelehrten anſtändig begegne. Im Grunde war es ihm auch, da er jene Note hinſchrieb, blos darum zu thun, Dalembert einen Streich zu verſetzen. Daß es ſich nun juſt fügte, daß ein angeblicher Docteur Allemand zugleich mitgetroffen wurde, war zwar vielleicht nicht, was er eigentlich

wollte; aber da es doch ein Mittel zu seinem Zweck war, so schien es ihm wenigstens eine sehr kleine Peccadille. Denn er versündigte sich ja nur an einem Docteur Allemand, d. i. (nach einer Denkart, die er mit hundert Französischen Witzlingen gemein hat) in corpore vili, das sich zu einem Französischen Bel-Esprit ungefähr verhält, wie die alten Karaiben zu den Spaniern ihren Bezwingern; und wo sich also noch fragen läßt, ob man sich überall an ihnen versündigen könne? —

3.

Justus Lipsius.*)

1777.

Ein Mann, der unter den Philologen und Philosophen des sechzehnten Jahrhunderts einen der ersten Plätze behauptet hat, und im Tempel des gelehrten Nachruhms noch immer einnimmt, weil jetzt niemanden mehr daran gelegen ist, sein und vieler andern seinesgleichen Recht und Titel nach der Schärfe zu untersuchen.

Ich habe sein Bildniß nach demjenigen in Bullards Akademie, das für ein Original gelten kann, copiren lassen **), und empfehle es den Physiognomikern sowohl als den Pathognomikern, um zu sehen und zu forschen, ob und inwiefern aus diesem Kopfe, dieser Stirne, diesen Augen, dieser Nase, diesem Munde, diesem Umriß des Gesichts, diesen Zügen,

*) Geboren unweit Brüssel im Jahre 1547, gestorben zu Löwen im Jahr 1606.

**) Vor dem vierten Bande des Merkurs von 1777.

Runzeln u. s. w. sich a posteriori verificiren und bestätigen lasse, daß dieser Justus Lipsius

1) einer von den Glücklichen gewesen, die man ihres Gedächtnisses wegen unter die Prodigia zählt, *) so daß er z. B. sich einst, in Gegenwart des durch seine Pinakothek bekannten Rossi oder Erythräus, bei einem großen Herrn gerühmt, er habe den ganzen Tacitus so völlig inne, daß er ihn auswendig hersagen könnte, und bereit sey, einen Mann mit bloßem Schwerte neben sich stellen zu lassen, der ihm den Kopf spalten dürfte, wenn ihm nur ein einziges Wort fehle;

2) daß er ein leicht zu erschütternder, furchtsamer, Geschäfte fliehender, die Ruhe und den gelehrten Müßiggang liebender Mann gewesen, und mit allen diesen Qualitäten sich in den Kopf gesetzt, die stoische Philosophie wieder herzustellen;

3) daß er aber doch mit aller seiner Prätension an die hohe stoische Weisheit und mit allen seinen Bemühungen, die Moralphilosophie dieser Secte wiederherzustellen, nicht einen einzigen Jünger gebildet, der irgend eine denkwürdige That gethan, oder nur so viel vom ächten Stoiker in sich gehabt hätte, als ehemals der Römische Senator Favonius vom Cato in sich hatte, dessen ewiger Affe er war.

4) Daß er in seinen jüngern Jahren in der Religion, über alles Beispiel, unbeständig **), im Alter hingegen, in

*) Aus genauerer Vergleichung seiner Physiognomie, seines Lebens und seiner Schriften, möchte sich wohl ergeben, daß dieses Wundergedächtniß die Hauptquelle seiner Verdienste und seines in der gelehrten Welt erlangten Ruhms gewesen. W.

**) Er war Römischkatholisch geboren und erzogen. In seinem 25sten Jahre machte er zu Jena, wo er einige Zeit Professor war, den

einem Grade, der seiner Urgroßmutter Ehre gemacht hätte, devot gewesen, und seine arme Vernunft gänzlich unter den Gehorsam seiner damals schon großmächtigen Gönner, der Jesuiten, gegeben, bei denen er ehemals erzogen worden, und für die er immer die größte Verehrung hegte; auch es endlich so weit gebracht, daß er

5) zwei schöne Bücher, eines von den Gnaden und Wundern unserer lieben Frau zu Hall, und das andere von den Wundern und Gnaden unserer lieben Frau zu Sichem geschrieben, worin ein Wunderglaube und ein Ton von Devotion herrscht, der den glaubseligsten aller Carmeliter und Capuciner beschämen könnte. *)

6) Daß er, ungeachtet der großen Humanität, die seine Freunde an ihm rühmen, mitten in einer Republik, die ihn als einen armen Flüchtling liebreich aufgenommen und mit Ehre und Wohlthaten überhäuft hatte, und mitten in den Zeiten, wo die Religion, wozu die Republik sich bekannte,

---

überzeugten Lutheraner; ging darauf nach Köln und von da in sein Vaterland zurück, und war wieder Römischkatholisch; flüchtete hierauf der Kriegsunruhen wegen nach Leyden, nahm eine Professorstelle mit ansehnlicher Besoldung an, und machte den Calvinisten, bis er (um den bösen Händeln, die er sich durch öffentliche Vertheidigung der Zwangsmittel und körperlichen Strafen gegen Religionsdissentienten zugezogen, auszuweichen) ums Jahr 1592 sich wieder in den Schutz des Königs von Spanien begab, und sein übriges Leben durch der Römischen Kirche eifrigst beigethan blieb. Das Erbaulichste ist, daß der Mann, der in der Religion so unbeständig war, ein Buch de Constantia schrieb. W.

*) In diesem einzigen Punkte wenigstens war Lipsius ein ächter Stoiker. Vid. Cicero de Natura Deor. wo Velleius den Stoikern verschiedne Complimente wegen ihrer supererogatorischen Verdienste in diesem Artikel macht. W.

und zu der er ſelbſt ſich bekannte, von den Spaniern aufs grauſamſte verfolgt wurde, den Muth gehabt zu behaupten: man müſſe in Einem Staat nur Eine Religion dulden, und es ſey erlaubt, mit Feuer und Schwert gegen die öffentlichen Bekenner einer andern zu wüthen *) — und endlich

7) daß er, bei aller von ihm gerühmten ungemeinen Beſcheidenheit, gleichwohl ein ſo hohes Gefühl ſeines werthen Selbſts und eine ſo ungeheure Meinung von ſeinen Verdienſten und Thaten geheget, um der heiligen Jungfrau die Schreibfeder, womit er die vorgedachten beiden Bücher geſchrieben, mit folgender ungemein modeſten Unterſchrift, zu widmen:

Hanc, DIVA, pennam, interpretem mentis meae,
per alta spacia quae volavit aetheris,
per ima quae volavit et terrae et maris.
Scientiae, Prudentiae, Sapientiae
operata semper, ausa **) quae Constantiam
describere et vulgare; quae Civilia,
quae Militaria atque Poliorcetica,
quae, Roma, magnitudinem adstruxit tuam,
variaque luce scripta prisci saeculi
affecit et perfudit: hanc pennam tibi
nunc, DIVA, merito consecravi LIPSIUS,
nam numine istaec inchoata sunt tuo,
et numine istaec absoluta sunt tuo etc.

---

*) Ure, seca, ut membrorum potius aliquod quam totum corpus interoat, ſind die eignen erbaulichen Worte unſers chriſtlichen Seneca in ſeiner Civili Doctrina l. IV. c. 3. einem ſeiner elendeſten Bücher. W.

**) Da ſteht einmal das Wort am rechten Orte! W.

Dieſe Feder, Göttin, meiner Seele Dolmetſch,
ſie, die durch des Aethers hohe Räume flog,
durch die Tiefen flog der Erden und der Meere,
die, der Wiſſenſchaft, der Klug- und Weisheit immer
dienſtbar, die Beſtändigkeit zu ſchildern ſich erkühnte,
die des Friedens- und des Kriegs-Regierungskünſte
ſchrieb, und deine Größe kund that, altes Rom,
und mit mannichfalt'gem Licht des Alterthums
Nachlaß überſtrahlte; dieſe Feder, Göttin,
weihet itzt, wie billig, dir dein Lipſius;
denn durch deinen hohen Beiſtand ward dieß alles
einſt begonnen, und zu Stande kam's durch deinen Beiſtand u. ſ. w.

Als eine Zugabe zu all dieſem wünſchte ich beſonders von den Phyſiognomikern zu vernehmen, ob ſie aus dieſem Geſichte nicht auch ſehen könnten, daß Lipſius die Muſik nicht leiden konnte, hingegen ein großer Blumiſt, und ſo ſehr ein Liebhaber von Hunden war, daß er einſt ihrer drei (was für einen Gelehrten und Stoiker immer genug iſt) auf einmal hatte, Mopſus, Mopſulus und Saphir genannt, von deren Weisheit, Tugend und großen Verdienſten er in einem ſeiner Briefe (Centur. I. 44.) nicht genug Rühmens machen kann. Die Pathognomiker aber möchte ich fragen: ob ſie es dem Manne, deſſen Stirne ſo voll weiſer Falten iſt, wohl anſehen, daß er in ſeiner erſten Jugend einer von denen geweſen qui Curios simulant et Bacchanalia vivunt, und hernach, zumal bei einer ſo zahlreichen Nachkommenſchaft von Kindern, ſeines Gedächtniſſes und ſeiner Schreibfinger, nicht ſo viel procreative Kraft habe zuſammenbringen können, um in einem vieljährigen Eheſtande auch nur ein einzigmal den Vaternamen zu verdienen. Dieſer gedoppelte Umſtand mag nun in ſeiner

Phyſiognomie geſchrieben ſtehen oder nicht, wahr iſt er auf jeden Fall.

Mit allen dieſen Eigenſchaften nun machte Juſtus Lipſius, nebſt Caſaubonus und Scaliger, das gelehrte Triumvirat ſeiner Zeit aus, und — wie nun die Welt einmal dazu gemacht iſt, betrogen zu werden, weil ſie betrogen werden will — der Senat von Antwerpen ehrte ſein Gedächtniß mit einer ehernen Bildſäule und folgender Aufſchrift:

Si simplex animi candor, si nescia fuci
Integritas, similes nos facit esse Diis,
Nemo te proprius, Lipsi, se aequabit Olympo,
Nam te candidior nemo nec integrior.

Als einen Commentar zu dieſer Apotheoſe kann, wer Zeit und Luſt hat, den Lipsius Proteus des Thomas Sagittarius nachſchlagen, wo einige namhafte Anomalien und grobe Menſchlichkeiten dieſes Halbgottes ſattſam verificirt ſind. — Ich bin weit entfernt einem guten Menſchen übel zu nehmen, daß er auch an Schwachheit ein Menſch iſt — nur dieß ſcheint mir billig, daß, wer ſich ſelbſt erhöhet, erniedriget werde; und daß überhaupt die Zeitgenoſſen es der Nachwelt überlaſſen, den Werth eines jeden aus dem, was von ihm übrig iſt, zu beſtimmen.

4.

Lucian von Samoſata.

Ueber Lucians Lebensumſtände, Charakter und Schriften ſ. B. 1. S. III. fgg. von Wielands Ueberſetzung der ſämmtlichen Werke Lucians von Samoſata in 6 Bänden. 1788. fgg.

5.

Lucius von Paträ.

S. in Wielands Lucian, Bd. 4. S. 296.

6.

Lucretius.

S. den Artikel Ueberſetzungen.

7.

Luſſan.

1800.

Mademoiſelle de Luſſan, die Verfaſſerin der Veillées de Thessalie, behauptet einen ehrenvollen Platz unter den Schriftſtellerinnen aus dem Jahrhundert Ludwigs XIV, dem goldnen Alter der Franzöſiſchen Literatur.

Sie wurde um das Jahr 1682 geboren, und lebte bis ins Jahr 1758. Da ſie ſich ihrer Mutter, die unter dem Namen la Fleury bekannt war, wenig zu rühmen hatte, ſo war es immer ſehr glücklich für ſie, daß ihr das Publicum, in der Ungewißheit, den berühmten Prinzen Eugen von Savoyen zum Vater gab, welchem damals, als er noch der Abbé de Carignan hieß und von Ludwig XIV weder eine geiſtliche Pfründe noch ein Regiment erhalten konnte, niemand zutraute, daß er ſich in der Folge als einen der größten Feldherren und Staatsmänner zeigen würde.

Vermuthlich war es eine Folge des (von andern zwar bezweifelten) Antheils, den ein erlauchter Vater an ihrem Daſeyn nahm, daß Mademoiſelle de Luſſan mit dieſem Namen auch eine Erziehung erhielt, die ihre Geiſtesgaben entwickelte, und den Grund zu den ſittlichen Eigenſchaften legte, welche ihr bis ans Ende ihres Lebens die öffentliche Achtung und die Freundſchaft edler Menſchen, ſelbſt unter Perſonen vom höchſten Range verſchafften; eine Freundſchaft, die man um ſo ſicherer auf Rechnung ihres Charakters und der Annehmlichkeiten ihres Umgangs ſchreiben kann, weil die Natur mit andern perſönlichen Reizen äußerſt karg gegen ſie geweſen war. In ihrem fünfundzwanzigſten Jahre hatte ſie das Glück, mit dem eleganten und gelehrten Biſchof von Avranches Huet bekannt zu werden. Dieſer Prälat, der ſich durch ſeine Abhandlung über den Urſprung der Romane als einen Liebhaber und Kenner dieſer Art von Werken der Phantaſie und des Geſchmacks gezeigt hatte, machte gar bald das Talent ſeiner jungen Freundin ausfindig; und er ſoll es geweſen ſeyn, der ſie aufgemuntert, ſich dieſer Art von Compoſition zu widmen, worin die berühmte Gräfin La Fayette eine neue Bahn eröffnet, und in Zayden und der Prinzeſſin von Cleve zwei unübertreffliche Modelle aufgeſtellt hatte. Der erſte Verſuch unſerer Dichterin, die Gräfin von Gondez, machte der guten Meinung, welche Huet von ihren Fähigkeiten gefaßt hatte, Ehre; und der Beifall, den ihr dieſer intereſſante und wohlgeſchriebene Roman erwarb, verbunden mit dem Umſtande, daß ſie größtentheils von den Einkünften ihrer Feder leben mußte, machte ſie in der Folge (nicht immer zum Vortheil ihres Ruhms) zu einer der fruchtbarſten Schriftſtellerinnen ihrer Nation.

Unter allen ihren Werken ſind die Anecdotes de la Cour

de Philippe Auguste, die im Jahre 1733 zum erstenmal in sechs Duodezbänden erschienen und eine Menge Ausgaben erlebten; und die Veillées de Thessalie unstreitig die vorzüglichsten, und die noch jetzt — da so viele vortreffliche Französische und Engländische Producte aus diesem Fache, unter so mancherlei neuen Formen, die ältern nach und nach verdrängt haben — sich mit Vergnügen und Interesse lesen lassen. In den letztern, scheint es, habe Mademoiselle de Lussan das Wunderbare der Feenmährchen, welchen die sinnreiche und liebenswürdige Gräfin d'Aulnoy einen fast unglaublichen Beifall verschafft hatte, mit der Darstellung jener Art von liebenswürdigen Charakteren und Sitten verbinden wollen, welche die Werke der Frau von La Fayette auszeichnen, und die sich dem hohen Ideal sittlicher Schönheit und Vortrefflichkeit nähern, ohne sich so weit, als in den heroischen Romanen des Calprenede und der Scudery geschieht, von der wirklichen Natur zu entfernen. Die Versetzung der Scene nach Thessalien (ein Land, das von uralten Zeiten her und noch in den Tagen Lucians und Apulejus' wegen der Zauberkünste, die ihren Sitz darin hatten, berüchtigt war) gab ihr eine eben so vortheilhafte Gelegenheit, dem wunderbaren Theil ihrer Dichtungen die Grazie der Neuheit zu verschaffen, als der Einfall, einige liebenswürdige Thessalische Schäferfamilien sich in traulichen Abendzusammenkünften mit den sonderbarsten Begebenheiten ihres Lebens wechselsweise unterhalten zu lassen, ihr einen bequemen und neuen Rahmen verschafft, um einer Reihe solcher Geschichten eine gemeinschaftliche angenehme Einfassung zu geben.

Was auch eine strenge Kritik an diesem Roman, als Kunstwerk (zumal wenn es als ein Werk Griechischer Art und Kunst betrachtet werden sollte), mag auszustellen haben:

immer kann ihm das Verdienſt einer reichen Einbildungskraft, ſinnreicher Erfindung und verſtändiger Behandlung der Sujets, einer lebhaften, wiewohl etwas zu weitläufigen und zu viel dramatiſirten Erzählung, intereſſanter Situationen, angenehmer Gemälde, und, was in meinen Augen nicht wenig iſt, einer reinen und in den gemeinſten Verhältniſſen des Lebens anwendbaren Moral nicht abgeſprochen werden. Wer die Verfaſſerin kannte, ſtimmt darin überein, daß ſie eine ſchöne Seele, ein Herz voll Gefühl, Güte, Menſchlichkeit und Großmuth, ein Herz, das der wärmſten Freundſchaft und der edelſten Handlungen fähig war, beſeſſen habe. Dieſes Herz, dieſe Seele hat ſich auch ihren Werken mitgetheilt, und athmet vorzüglich in dieſen Erzählungen, die zu ihrer Zeit mit außerordentlichem Beifall aufgenommen und ſehr oft wieder aufgelegt wurden, und von welchen ich die neue Ueberſetzung, *) als eine angenehm unterhaltende, unſchuldige und lehrreiche Lecture, beſonders für junge Perſonen des ſchönen Geſchlechtes um ſo zuverſichtlicher empfehlen kann, da es, bei der unzähligen Menge von zeitkürzenden und zeittödtenden Romanen, noch immer ſo ſehr an ſolchen fehlt, die man der Jugend ohne Nachtheil ihres Verſtandes, ihres Herzens und ihrer Sitten in die Hände geben kann.

*) Unter dem Titel: Theſſaliſche Zauber- und Geiſtermährchen, aus dem Franzöſ. der Madem. von Luſſan, überſ. v. J. S. G. Schorcht. Zittau und Leipzig bei Schöps 1806.

VI.

1.

Machiavelli.

1790.

Daß Macchiavell die Fürſten, oder vielmehr die Deſpoten und Tyrannen, in ſeinem übelberüchtigten Principe nichts Neues gelehrt habe, wird auch ohne Chriſtian Hofmanns Machiavellus ante Machiavellum und andere ähnliche Schriften geleſen zu haben, von niemand, der nicht erſt ehegeſtern in die Welt gekommen iſt, in Zweifel gezogen werden. Aber ob Macchiavell dieſen ſeinen Regentenſpiegel im Ernſt, als einen Zauberſpiegel, um darin zu ſehen was ſie ſeyn ſollten, oder bloß als eine ziemlich getreue Darſtellung deſſen, was die ſchlaueſten und ſchlimmſten unter ihnen von jeher wirklich geweſen, und insbeſondere, als eine in die Geſtalt einer ernſthaften Theorie verſteckte Satyre auf die Mediceiſche Familie, aufgeſtellt habe, darüber ſind die beſten Köpfe von langer Zeit her bis auf dieſen Tag verſchiedner Meinung geweſen. Unter den letztern iſt auch der große Bacon von Verulam, der (in ſeinem unſterblichen Werke de Dign. et

Augm. Scientiar. L. VII. c. 2) kein Bedenken trägt zu ſagen, man ſey Machiavellen und ſeinesgleichen Schriftſtellern Dank ſchuldig, daß ſie ohne Zurückhaltung ans offne Tageslicht hervorgebracht, was die Menſchen zu thun pflegen, nicht was ſie ſollen. Wie viel aber auch von Machiavells Vertheidigern zu ſeiner Entſchuldigung geſagt worden iſt, ſo haben doch ſeine Ankläger hinwieder ſo viel Scheinbares zu Begründung ihrer Behauptung vorgebracht, daß es den drei ehrwürdigen Höllenrichtern, Minos, Rhadamanthus und Aeakus, ſelbſt ſchwer fallen ſollte, den Ausſpruch zwiſchen beiden zu thun. In der That, außerdem daß in Machiavells ganzem Buche auch nicht ein einziger Zug guter oder bitterer Laune iſt, der den Leſer nur von ferne auf die Ahnung, daß Ironie im Hinterhalt liege, bringen könnte, ſo iſt wohl nicht zu läugnen, daß er an mehr als einem Orte ganz ernſthaft behauptet, daß ein ächter Staatsmann nicht immer ein rechtſchaffner Mann ſeyn könne. — Dieſes Wenige nur im Vorbeigehen, um das allzuraſche einſeitige Urtheil eines Freundes,*) ſo viel an mir iſt, wieder gut zu machen, und die ehrwürdigen Manes eines Bodins, Jac. Thomaſius und Friedrich II zu verſöhnen, die es doch wohl mit einigem Recht übel finden könnten, durch eine ſo übereilte Sentenz für — Abderiten erklärt zu werden.

*) Der es für Abderitiſch erklärt hatte, daß man das für reine Theorie Machiavelli's gehalten habe, was Satyre geweſen ſey; ein Urtheil, das in neueſter Zeit für ausgemacht angenommen wird. Man vergleiche, was hierüber in Idelers Handbuch der Italieniſchen Sprache und Literatur Bd. 1. S. 82 fgg. mitgetheilt iſt. Im Juniusſtück des Deutſch. Mercurs vom Jahre 1792 lieferte Jagemann eine Vertheidigung des Machiavelli.

2.

Mäcenas.

Wielands Schilderung desſelben ſ. in ſeiner Ueberſetzung der Briefe des Horaz Bd. 1. S. 1 fgg.

3.

Mährchen.

1786.

Unter allen Schriftſtellern hat der Fabeln- und Mährchendichter den weiteſten Kreis. Alle Alter, Geſchlechter und Stände, junge und alte, hohe und niedrige, gelehrte und ungelehrte, beſchäftigte und müßige Perſonen, verſammeln ſich um den Erzähler wunderbarer Begebenheiten, und hören mit Vergnügen, was ſie unglaublich finden.

Die Geſchichte der Völker fängt mit redenden Thieren und Theophanien an: Götter und Halbgötter in Menſchengeſtalt, Genien und Feen, Zauberer und Zauberinnen, Centauren und Cyklopen, Rieſen und Zwerge, ſpielen die erſte Rolle in den älteſten Zeiten der Nationen: jede hat ihre Mythologie, ihren Vorrath uralter Mährchen, die mit ihrer eigenen Vorſtellungs- und Lebensweiſe, mit ihrer Geſchichte, Religion, klimatiſchen, ſittlichen und bürgerlichen Verfaſſung ſo ſtark verwebt iſt, daß keine Zeitfolge ſie ganz daraus vertilgen kann.

Fabeln waren die erſte Lehrart, Allegorie die älteſte Hülle der Philoſophie, Mährchen der Stoff der älteſten und größten

Dichter. Kamtſchadalen und Griechen, Perſianer und Isländer kommen in dieſem Punkt zuſammen. Die Literatur der roheſten Völker geht von Mährchen aus: und ein großer, vielleicht der angenehmſte und beliebteſte Theil der Literatur der cultivirteſten beſteht aus Mährchen.

Als Perrault ſeine Contes de ma Mère l'Oye den Kindern und dem Hofe Ludwigs XIV vorerzählte, that er ungefähr das nämliche, was Homers Ulyſſes oder Odyſſeus, da er dem König Alkinous und ſeiner Gemahlin und ihrem fröhlichen Hofgeſinde ſeine Mährchen von der ſchönen Circe, von dem Popanze Polyphemus, von ſeiner Reiſe ins Elyſium, und von ſeinem Aufenthalt bei der Fee Kalypſo in der Zauberinſel Ogygia vorlog.

Es ſcheint ſeltſam, daß zwei ſo widerſprechende Neigungen, als der Hang zum Wunderbaren und die Liebe zum Wahren, dem Menſchen gleich natürlich, gleich weſentlich ſeyn ſollten; und doch iſt es nicht anders. In das Wie und Warum wollen wir uns jetzt nicht einlaſſen: genug, daß es ſo iſt, und daß die Mährchen von der wunderbaren Gattung, wenn ſie gut erzählt werden, dieſe beiden Neigungen zugleich vergnügen und eben darin der Grund des ſonderbaren Reizes liegt, den ſie für alle Zuhörer oder Leſer haben.

Ich ſage, wenn ſie gut erzählt werden; und verſtehe darunter vornehmlich die Gabe, theils das Wunderbare mit dem Natürlichen ſo zu verweben, daß beide für die Imagination ein täuſchendes Ganzes werden: theils das Herz und die Leidenſchaften der Leſer ſo unvermerkt zu gewinnen und in das Spiel zu ziehen, daß ſie, des Unglaublichen und ſogar des Ungereimten der Begebenheiten und der Maſchinen ungeachtet, an den handelnden oder leidenden Perſonen des

Stücks Antheil nehmen, Liebe oder Haß, Furcht oder Hoffnung, für sie empfinden, und bei aller Ueberzeugung, daß sie nur ein Mährchen lesen, sich doch kaum enthalten können, insgeheim zu wünschen, und (wenigstens so lange sie lesen) beinahe zu glauben, daß es wahr sey.

Diese Wirkung nicht bloß auf Kinder und gemeines Volk, sondern auch auf Personen von Erziehung und Geschmack zu thun, dieß ist es, was den guten Erzähler von dem schlechten unterscheidet.

In allen Dingen ist, wie Pindar sagt, derjenige Meister, der es durch die Natur ist: indessen gibt es gleichwohl keine Naturgabe, die nicht durch Kunst zu ihrer Vollkommenheit gebracht wurde; und jede Kunst hat ihre Regeln, Handgriffe und kleinen Geheimnisse. Unstreitig gilt dieß auch von der Gabe und Kunst Mährchen zu erzählen: jene ist nicht so gemein, diese nicht so leicht als sich wohl viele einbilden mögen.

Seitdem Galland mit den berühmten Arabischen Mährchen, und die Gräfin d'Aulnoy mit ihren Feen-Mährchen den allgemeinen Geschmack der lesenden Welt für diese Art von Gemüths-Ergötzung, so zu sagen ausfindig gemacht haben, war nichts natürlicher, als daß nun eine Menge Arbeiter, mit mehr oder weniger Witz, Geschmack, Menschen- und Sittenkenntniß und Geschicklichkeit in der Kunst des Vortrags, oder auch manche mit gar nichts von allem diesem, ein so fruchtbares Feld der schönen Literatur in die Wette anbauten; und daß dieser Wetteifer nach und nach Mährchen von allen möglichen Gattungen in unendlicher Menge hervorbrachte.

Einige gute Köpfe fanden, daß man über die Gränzen der Damen d'Aulnoy und Murat hinausgehen, und auch

Mährchen für eine Classe von Leuten schreiben könne, welche schwerer zu unterhalten sind als Kinder, oder Personen, die in gewissen Stunden sich gerne zu Kindern machen lassen. Man fand, daß Witz und Laune, ja sogar Philosophie und selbst Philosophie von der esoterischen Art, sich mit dieser populären, von aller Prätension so weit entfernten Dichtart sehr wohl vertrage; und daß sie eine sehr gute Art sey, gewisse Wahrheiten, die sich nicht gerne ohne Schleier zeigen, in die Gesellschaft einzuführen: oder solche, die in einem ernsthaften Gewande etwas Abschreckendes haben, gefällig und beliebt zu machen. Man kann es nicht oft genug wiederholen: wer die Menschen von ihren Irrthümern und Unarten heilen will, muß seine Arzneien durch Beimischung irgend eines angenehmen Saftes oder geistigen Liqueurs angenehm zu machen wissen; und man unterrichtet und bessert sie nie gewisser, als wenn man das Ansehen hat sie bloß belustigen zu wollen.

Diesem Grundsatze zufolge könnte die Dichtart, von welcher hier die Rede ist, gewissermaßen eine Lehrart Sokratischer Weisheit werden: auch fehlet es nicht, besonders im Englischen, an mehr und minder glücklichen Versuchen in dieser Art.

Indessen ist nicht zu läugnen, daß das Fach der wunderbaren Erzählungen durch Leute, die sich bloß deßwegen damit abgeben, weil sie glaubten, daß jedermann Verstand genug habe ein Mährchen zu machen, mit einer Anzahl schaler Producte und schlechter Nachahmungen nicht guter Originale überladen, und dadurch bei verständigen Personen verächtlich worden ist. Selbst unter den Mährchen, die eine Art von verschiedener Reputation haben, und wovon eine Sammlung von 36 Bänden, unter dem Namen Le Cabinet des Fées, ou

Collection choisie de Contes des Fées et autres contes merveilleux, zu Paris herausgekommen iſt, befinden ſich nicht wenige, die keinen Platz in einer auserleſenen Sammlung zu verdienen ſcheinen, und die entweder durch Monotonie, gemeine Erfindung und zu wenig Kunſt in der Compoſition unintereſſant, oder durch Mangel an Imagination, Witz und Salz ungenießbar ſind.

Producte dieſer Art müſſen Werke des Geſchmackes ſeyn, oder ſie ſind nichts. Ammen-Mährchen, im Ammen-Ton erzählt, mögen ſich durch mündliche Ueberlieferung fortpflanzen; aber gedruckt müſſen ſie nicht werden.

Nach Verſchiedenheit der Gattung findet Abwechslung in der Manier des Vortrags ſtatt. Einige erfordern ihres Inhalts wegen ein ernſthafteres, andere ein munteres und lachendes Colorit; einige ſind mehr auf Rührung des Herzens, andre mehr auf Schilderung von Charakteren und Sitten, noch andere mehr auf Beluſtigung des Witzes abgeſehen; einige laſſen mehr feine Züge von Menſchenkenntniß, Kritik und Satyre zu, andere empfehlen ſich durch Anſpielungen und eine Art von feiner Allegorie, die der Erzählung außer dem ſogleich in die Augen fallenden materiellen Sinn (wenn ich ſo ſagen kann) einen geiſtigen unterlegt, welchen der Leſer ſelbſt zu finden das Vergnügen haben kann. Noch andere wollen bloß in dem naiven Mährchenton erzählt ſeyn.

Ueberladung mit Wunderbarem erregt Ekel daran, und es thut keine Wirkung, wenn der Verfaſſer, durch irgend eine falſche Idee verführt, es gar zu begreiflich machen wollte. Es ſcheint einer der feinſten Kunſtgriffe in dieſer Gattung von Dichterei zu ſeyn, daß man die Genien und Feen als Weſen einer höhern Ordnung und Bürger einer andern Welt einführt, deren Natur, Wirkungsart und Geſchichte für uns

immer etwas Räthſelhaftes, Geheimes und Unerklärbares hat; auch alsdann, wenn unſre Begebenheiten durch eine noch höhere und geheimere Ordnung der Dinge, das man wohl Schickſal nennt, in die ihrige eingeflochten, und wir, ohne zu wiſſen wie und warum, Werkzeuge abgeben, wodurch das Schickſal ihnen Gutes erweiſet. Zu einem Beiſpiele kann die Art und Weiſe dienen, wie im goldnen Zweig ſowohl die Entwicklung als das Wunderbare behandelt worden iſt. *)

4.

Magnetismus.

1787.

Das bekannte Dictum des Shakſpeariſchen Hamlets — „mein guter Horazio, es gibt viel Dinge im Himmel und auf Erden, wovon ſich unſer philoſophiſches Compendium nichts träumen läßt" — gehört unter die Gedankenformen, die ein jeder mit leichter Mühe ſeinem Verſtande anpaſſen kann, und womit man, ohne viel dabei zu denken, ſehr viel geſagt zu haben glaubt, wiewohl man, im Grunde, nichts damit geſagt hat, als die gemeine, unläugbare, uralte Alltagswahrheit: die fünf Sinnen nebſt dem Abſtractions- und Vergleichungs-Vermögen des unendlich kleinen albernen Thierchens, Menſch genannt, welches auf einem unendlich kleinen Sonnenſtaub,

*) Im erſten Bande des Dſchinniſtan oder auserleſene Feen- und Geiſter-Mährchen, theils neu erfunden, theils neu überſetzt und umgearbeitet. Winterthur bei Steiner u. C. 1786. Aus Wielands Vorrede dazu ſind die obigen Bemerkungen ausgezogen.

Erde genannt, über andere noch kleinere oder noch albernere Thierchen den Meiſter ſpielt, ſind nicht das Maß alles deſſen, was im Unermeßlichen, worin jenes Stäubchen unter unendlich vielen Millionen ſeinesgleichen herumſchwimmt, möglich und wirklich iſt — oder, um uns eines faßlichern Bildes zu bedienen, einer Spinne, die in irgend einem unzugangbaren Winkel der Peterskirche zu Rom ihr Mückennetz aufgehangen hat, iſt ſehr vieles unbekannt und unverſtändlich, was in beſagtem Tempel zu ſehen und zu hören iſt. Gewiß keine mathematiſche Wahrheit iſt evidenter als dieſe: aber was für einen Gebrauch können wir von ihr machen? Was ſoll daraus folgen? Etwa — daß ungeachtet unſre Kenntniſſe von der Natur, ihren Kräften, Geſetzen und Wirkungen, vergleichungsweiſe mit dem, was man vorher davon wußte, ungemein zugenommen haben — ungeachtet wir mit künſtlich bewaffneten Augen Entdeckungen gemacht haben, die uns einen Begriff vom Weltall geben, gegen welchen die erhabenſten Begriffe eines Platon, Ariſtoteles, Philolaus u. ſ. w. nur kindiſche Vorſtellungen waren — daß, dieſem allen ungeachtet, unſer Wiſſen bloßes Stückwerk iſt, und daß wir von den Erſcheinungen der Natur nur einen unendlich kleinen Theil kennen, von ihren Kräften aber, ihrer Oekonomie und dem Inwendigen des unermeßlichen Schauſpiels, das vor unſern Sinnen ſteht und unſern Verſtand in Erſtaunen ſetzt, ſo viel als gar nichts wiſſen? — Wer zweifelt daran? Gewiß die am wenigſten, die am meiſten wiſſen, und in dem engen Geſichtskreiſe, den die Natur uns zugeſtanden hat, am ſchärfſten und deutlichſten ſehen! — Aber dieß folgt nicht aus jenem Satze; es iſt der Satz ſelbſt mit andern Worten. — Oder ſoll etwa daraus folgen, daß wir nichts für gewiß behaupten ſollen, was wir nicht gewiß wiſſen? nichts als unmöglich läugnen

ſollen, deſſen Unmöglichkeit wir nicht beweiſen können? über nichts urtheilen ſollen, was wir nicht verſtehen? — Wahrlich, wem dieſe Vernunftgeſetze erſt von Hamlet gepredigt werden müſſen, deſſen Stimme wird bei einer Umfrage über neue Wundererſcheinungen in der phyſiſchen und moraliſchen Welt von keinem großen Gewichte ſeyn!

Doch ich will es gelten laſſen, daß man einer gewiſſen blödſinnigen und maſchinenmäßigen Art von Menſchen, denen alles Neue Ketzerei, und gleichwohl beinahe alles was andere wiſſen neu iſt, durch dieſen Spruch in etwas anſchaulich machen wolle, wie kindiſch es ſey, wenn ſie Thatſachen läugnen, weil ſie unbegreiflich ſind, oder für erweisliche Wahrheiten die Augen verſchließen, weil ſie ihren vorgefaßten Meinungen widerſprechen. — Aber, wenn heute oder morgen einer von Yoriks Lying Travellers von einer Reiſe um oder durch die Welt zurückkäme, und erzählte uns:

„er habe, auf irgend einer Inſel des ſtillen Meers, Menſchen angetroffen, die ſo ſchnellfüßig wären, daß ſie, um einen Haſen im Laufen einzuholen, ihre Füße mit einem Bande ſperren müßten, weil ſie ſonſt, ohne dieſe Präcaution, den Haſen immer überlaufen würden" —

oder:

„er habe einen Braminen Namens Padmanaba kennen gelernt, der das Geheimniß beſitze, alle blauen Augen, vermittelſt eines gewiſſen Saftes, womit er ſie beſtreiche, ſo zu organiſiren, daß ſie durch eine vier Ellen dicke Mauer hindurch ſchauen könnten" —

oder wenn irgend ein Franzöſiſcher Luftſchiffer bekannt machte:

„er ſey in den Mond aufgeſtiegen, habe dort mit dem König Endymion ſoupirt, und alles daſelbſt genau ſo be-

funden, wie es Lucian im zweiten Buche seiner wahrhaften Geschichten beschrieben habe" —

Und wenn diese Herren, etwa aus der geheimen Absicht, unsern Verstand zum voraus auf ihre Seite zu bringen, und ihren Erzählungen eine Art von Beglaubigung dadurch zu verschaffen, sich auf Hamlets Spruch berufen, und dadurch auf einmal allen Unglaubigen und Zweiflern den Mund gestopft zu haben glauben wollten: dann hätten sie offenbar Unrecht. Denn daraus, daß wir sehr vieles nicht wissen, und viele Erscheinungen, die wir mit Augen sehen, gar nicht oder nicht vollkommen begreifen können, folgt nicht das Geringste für die Wahrheit eines vorgeblichen Factums, das dem gemeinen Menschenverstand auffallend, und mit allen Erfahrungsbegriffen und den daraus abgeleiteten Begriffen von Glaubigem und Unglaubigem in Widerspruch ist.

Aber gesetzt nun, es geschehen solche unglaubliche, der bisherigen allgemeinen Erfahrung und dem was von jeher sensus communis gewesen ist, zuwiderlaufende Thatsachen vor unsern Augen; — wäre es recht und wohlgethan, wenn der Philosoph (nach dem Rathe eines berühmten Mannes unsrer Zeit) seine Finger dabei auf den Mund legte und schwiege? — oder sollte es nicht weit besser seyn, wenn besagter Philosoph gerade das Gegentheil thäte, und seinen Mund nur erst recht weit öffnete, um seine zur Leichtglaubigkeit und Uebereilung im Urtheilen und Folgern nur gar zu geneigten Nebenmenschen bei einem solchen Factum vor solchen Uebereilungen zu warnen, und sie zu erinnern, daß die Vernunft bei ganz isolirten und also völlig unerklärbaren Begebenheiten zwar sich alles Erklärens und Urtheilens enthalte, aber desto aufmerksamer und geschäftiger sey, vor allen Dingen sich von der Wirklichkeit und von allen Umständen dieser Begebenheiten,

durch die genaueste, behutsamste und anhaltendste Beobachtung zu versichern?

Wir lesen seit etlichen Tagen in einem öffentlichen Blatte eine außerordentliche Begebenheit, die der größten Aufmerksamkeit des verständigen Publicums würdig ist, und wovon ich hier nur das Wesentlichste im Auszuge mittheile.

„Ein Frauenzimmer von 20 Jahren aus einer angesehenen Familie in der Reichsstadt Bremen lag seit länger als drei Vierteljahr an einer fürchterlichen Nervenkrankheit mit den heftigsten Krämpfen und Convulsionen fast ohne Hoffnung darnieder. Zwei Aerzte, Dr. Wienhold und Dr. Olbers — die als Männer von aufgeklärter Denkungsart und großen praktischen Talenten in ihrer Kunst bekannt sind — besorgten diese Kranke. Alle Hülfsmittel, welche die Arzneiwissenschaft in solchen Fällen darbietet, alles was der angestrengteste Fleiß der beiden Aerzte erdenken konnte, die Krankheit zu heben oder doch zu mildern, wurde vergebens angewandt. Lavater, der eben um diese Zeit in Bremen war, sah die Patientin, rieth das Magnetisiren an, und glaubte, daß sie dadurch genesen könnte. Auf seinen Rath wurde also das magnetische Reiben oder Berühren *) vorgenommen. Volle sechs Wochen blieben diese Manipulationen ohne auffallende Wirkung auf den Körper oder auf die Krankheit. Doch gingen nach vier Wochen die Veränderungen im Körper der Kranken vor, daß ordentliche, tägliche, oder um den andern Tag vorkommende Oeffnung erfolgte, und das Monatliche (das sonst acht Tage dauerte und mäßig war) in der nächsten Periode sehr stark

*) Wer dieses Reiben vorgenommen habe, und die Art und Weise dieser Manipulationen, wird in der Geschichtserzählung nicht bemerkt.

wurde und vierzehn Tage dauerte. In der achten Woche kam ein sehr heftiger Fieberanfall, der einige Tage dauerte, sich mit heftigen Schweißen endigte, und in jenen sonderbaren eraltirten Zustand überging, wie der aus der Beschreibung Lavaters (als welcher die Probe mit dieser sogenannten Desorganisation oder magnétisme animal, oder wie man es sonst nennen will, im vorigen Jahre an seiner eigenen kranken Ehegattin gemacht hatte) bekannt ist." Nunmehr erst (sagt Herr Dr. Bicker) wurde Herr Dr. Olbers, der bis dahin an der Wahrheit der ganzen Sache gezweifelt hatte, bekehrt, sah und glaubte. *)

Nun traf sich's, daß Herr Dr. Olbers gerade damals ein anderes Frauenzimmer von achtzehn Jahren an einer sehr ähnlichen Nervenkrankheit in der Cur hatte, welche als eine Folge eines heftigen Schreckens und unterdrückter Monatszeit entstanden war, und wobei ebenfalls alle Mittel vergebens gebraucht wurden. Man beschloß, diese Kranke ebenfalls zu magnetisiren. Der Erfolg war auch hier volle vier Wochen ohne Wirkung; darauf aber stellten sich während des Manipulirens convulsivische Bewegungen und endlich der magnetische Schlaf ein. Nachdem beide Aerzte durch eine Menge mit der sorgfältigsten Untersuchung angestellter Erfahrungen und unläugbarer Thatsachen sich von der Wahrheit überzeugt hatten, theilten sie dem Herrn Dr. Bicker ihre Entdeckung mit, und machten ihn zum Augenzeugen dieser bewundernswürdigen Erscheinung, da er vorher, ob er gleich der Glaub-

*) D. i. änderte seine Meinung, nachdem er das, was geschah, mit Augen gesehen hatte, und glaubte seinen Augen, daß er das, was er sah, wirklich sehe. Oder haben diese Worte einen andern Sinn? —

it d Wahrheitsliebe ſeiner Herren Collegen nichts
ſ . konnte, die ganze Sache bezweifelt hatte.
d s ſahen und bemerkten nun dieſe drei Aerzte an
ken? Hier iſt alles, was in dem Schreiben des
errn Dr. Bicker an Herrn Hofrath Baldinger davon zu
eſen iſt.

1) „Während des Magnetiſirens bekommen ſie mehr oder minder convulſiviſche Bewegungen des ganzen Körpers; der gewöhnlich ſchwache Puls erhebt ſich, wird geſchwinder, und ſchlägt über 90mal in einer Minute; das Athemholen wird ſichtbar ängſtlicher und beſchwerlicher, die Augen fallen nach einigen Minuten des Manipulirens unwillkürlich zu, und ſie ſind unvermögend ſie zu öffnen; zuletzt kommt ein tiefer Seufzer und ſie ſchlafen ein. Es ſtellt ſich darauf eine gelinde Ausdünſtung über den ganzen Körper ein, die, während des Schlafs, immer fortwährt; beide Kranke haben, ſeit der Magnetismus auf ſie gewirkt hat, täglich ordentliche Oeffnung, die ſie vorher niemals ohne Klyſtiere und eröffnende Mittel bekamen; bei der erſten Kranken hat es auch ſehr ſtark auf das Monatliche gewirkt; bei der zweiten aber noch nicht."

So weit iſt die Erzählung des Herrn Dr. Bicker rein hiſtoriſch, und in dem einfachen Ton einer mediciniſchen Krankheits- und Curgeſchichte abgefaßt. Wie ſehr wird jeder Wiſſensbegierige, der in einer in der That ſo bewundernswürdigen Erſcheinung ſo viel möglich mit eigenen Augen ſehen möchte, bedauern, daß der Herr Doctor dieſe Erzählungsart nicht auch im Folgenden, wo es um die Hauptſache zu thun iſt, beibehalten hat! Denn gewiß macht dieſe Veränderung des Tons, und daß uns, anſtatt bloßer umſtändlicher einzelner Thatſachen, größtentheils nur Reſultate derſelben,

oder das Allgemeine, was die Beobachter aus dem Geſehenen und Gehörten abſtrahirt und geſchloſſen haben, gegeben wird, für uns andere, die wir nicht geſehen haben und doch glauben ſollen (bei aller möglichen Hochachtung für die aufgeklärten und unbefangenen Aerzte, die ſo glücklich geweſen ſind, ſelbſt zu ſehen), einen ſehr beträchtlichen Unterſchied. — Ich fahre fort den Herrn Dr. B. ſelbſt reden zu laſſen.

„Die zweite Wirkung des magnetiſchen Manipulirens iſt der ekſtatiſche Zuſtand der Seele und des Divinationsvermögens, welches die Kranken zu beſitzen glauben, und welches ſie auch in Anſehung des Vorherſagens über ihre eigene Krankheit wirklich zu beſitzen ſcheinen. Hierbei muß ich mit Lavater ausrufen: „es gibt viele Dinge in der Natur, wobei der Philoſoph den Finger auf den Mund legen und ſchweigen muß. Können wir doch oft die gewöhnlichſten und alltäglichſten Erſcheinungen in der Natur nicht demonſtriren.“ *) — „Dieſer ekſtatiſche Zuſtand iſt unſtreitig wunderbar zu nennen, weil er, nach unſerer Meinung, allen uns bekannten pſychologiſchen Erfahrungen widerſpricht. Die Perſonen haben das vollkommenſte Bewußtſeyn, die deutlichſten Vorſtellungen, das treuſte Gedächtniß, ziehen aus den Reden Anderer die feinſten Schlüſſe, antworten auf die ihnen vorgelegten Fragen mit dem größten Scharfſinn, Beurtheilung

*) Niemand wird auch ſo unvernünftig ſeyn, von den gelehrten Augenzeugen dieſer Magnetiſationsgeſchichte eine Demonſtration des Zuſammenhangs zwiſchen Wirkungen und Urſachen zu fordern. Man wünſcht bloß umſtändliche Erzählung richtig beobachteter Thatſachen, um ſich erſt von der wahren Begebenheit der letztern überzeugen zu können. Den Finger auf den Mund zu legen, dazu hat es noch immer Zeit.

und Präciſion; *) beſtimmen mit der genaueſten Pünktlichkeit vorher, was ihnen in Anſehung ihrer Krankheit oder Beſſerung oft erſt in acht oder mehrern Tagen begegnen wird; beſtimmen die Arzneimittel, die bei ihnen angewandt werden ſollen. Oft wählen ſie auch unter den ihnen vorgeſchlagenen Mitteln diejenigen, die ſich für ihren Zuſtand am beſten ſchicken; und wenn auch ihre Wahl zuweilen auf Mittel zu fallen ſcheint, die der Arzt vielleicht nicht gewählt haben würde, ſo ſind es doch insgemein ſehr wirkſame Mittel, und die Erfahrung lehrt, daß ſie ihnen wohlbekommen. Wir getrauen uns nicht zu urtheilen, ob dieſe während der Ekſtaſe beobachtete Kenntniß der Seele durch eine höhere und gleichſam prophetiſche Kraft herbeigebracht werde. **) Genug, daß

*) Wie ſehr würde ſich Herr Dr. B. auch nur durch ein einziges Beiſpiel von jeder dieſer Verſicherungen und Urtheile das denkende Publicum verbindlich gemacht haben! Natürlicher Weiſe wünſcht man auch zu wiſſen, auf welche Gegenſtände und wie weit ſich dieſe erſtaunliche Vollkommenheit und Erhöhung aller Seelenkräfte bei dieſen magnetiſirten Perſonen erſtrecke. Die meiſten Menſchen haben in ihrem natürlichen wachenden Zuſtande ein ſo unvollkommnes Bewußtſeyn, ſo undeutliche Vorſtellungen, ſo wenig Scharfſinn und Präciſion im Urtheilen, und ziehen oft ſo grobfädige Schlüſſe aus dem was Andere ſagen, daß dieſer neuentdeckte erſtaunliche Vorzug eines magnetiſirten hyſteriſchen Frauenzimmers vor den gewöhnlichen Menſchen einem jeden auffallen muß. Die Sache iſt wahrlich von zu großer Wichtigkeit, als daß ſie nicht in das möglichſte Licht geſetzt zu werden verdienen ſollte.

**) Wie ſollten aufgeklärte Männer ſich eines ſo voreiligen Urtheils ſchuldig machen können? Aber nicht jedermann iſt ſo beſcheiden, und es fehlt nicht an wackern Leuten, die ſich kein Bedenken machen, unbegreifliche Dinge durch ebenſo unbegreifliche und unverſtändliche, aber allen Ohren wohlbekannte Worte zu erklären, und dadurch (auch wohl gegen ihre Abſicht) Unheil in der Welt

wir ſehen und beobachten, die Wahrheit ſagen können und wollen. Außer dieſer Erhöhung der Seelenkräfte in der Ekſtaſe, ſind die Organe der Sinne (das Geſicht ausgenommen) auf das höchſte verfeinert. Sie unterſcheiden Farben, beſtimmen durch das Gefühl geſchriebene und gedruckte Wörter, hören Ton und Sprache, wo ein gewöhnlicher Menſch mit geſunden Ohren nichts hören kann, und (was ich unter den pſychologiſchen Bemerkungen bald vergeſſen hätte) *) wiſſen nichts von Blödigkeit, nichts von Gezwungenheit oder Gêne, nichts von allem was Etikette oder Vorurtheil oder Erziehung im Umgang mit dem männlichen Geſchlechte zurückhält, oder die Ergießungen ihrer Seele **) unterdrückt. Ihr Divinationsvermögen von abweſenden oder zukünftigen, ganz außer ihrer Sphäre liegenden, Dingen iſt nicht ſo beſtimmt, nicht ſo zuverläſſig, begründet ſich (nach ihrem eigenen Geſtändniß) oft auf bloßen Glauben oder Muthmaßungen; jedoch trifft es nicht ſelten richtig ein. — Die wichtigſte Folge dieſer beſondern Cur iſt unſtreitig die erfolgte Beſſerung bei beiden Kranken, indem ihre Krämpfe und Convulſionen (außer

zu ſtiften. Es iſt daher um ſo nöthiger, daß Begebenheiten, die ſo leicht in großen Mißbrauch gezogen werden könnten, vor der ganzen Welt in ein Licht geſtellt werden, das nichts Zweifelhaftes, Zweideutiges und Unbeleuchtetes übrig läßt.

*) Und was doch gleichwohl eine ſehr merkwürdige und Nachdenken erweckende Erſcheinung iſt!

**) Wer wird nicht auch hier mit mir wünſchen, daß uns Herr Dr. B. theils um der Sache ſelbſt willen, theils zu Verhütung alles beſorglichen Mißverſtändniſſes, detaillirte Beiſpiele ſolcher von allen Schlacken des Vorurtheils und der Erziehung gereinigter Seelenergießungen gegen Perſonen unſeres Geſchlechtes hätte geben wollen oder können? Da man dem Publicum ſo viel geſagt hat, warum ſollte man ihm nicht alles ſagen dürfen?

den kurzen convulsivischen Erschütterungen, die sie noch während des Manipulirens, aber nicht oft, bekommen) aufgehört, und ihre Kräfte zugenommen haben."

Dieß ist bis jetzt, und so viel ich wenigstens weiß, alles, was von dieser, durch Lavaters Rath und selbst gegebenes Beispiel veranlaßten wundervollen Desorganisationsgeschichte dem Publicum bekannt gemacht worden ist. Ich gestehe offenherzig, daß mir aus der ganzen Bibliothèque bleue keine einzige Wunderbegebenheit erinnerlich ist, welche unglaublicher wäre als das, was uns hier von den Wirkungen der magnetischen Manipulation auf ein junges Frauenzimmer, die an Nervenkrämpfen litt, von dem dadurch bewirkten magnetischen Schlaf*), von der in diesem Zauberschlaf sich äußernden höchsten Verfeinerung der Sinne, Exaltation der Seelenkräfte, Divinationsgabe, medicinisch-praktischer Kenntniß ihrer eigenen Krankheit und der besten Heilungsart derselben u. s. w. berichtet wird. Meiner Vernunft kommt es vor, diese angeblichen Thatsachen, als Wirkungen der magnetischen Manipulation betrachtet, gehören mit zu der Erzählung der lying Travellers „von den blauen Augen, die durch die Bestreichung des Braminen Padmanaba durch eine vier Ellen dicke Mauer sehen können" in Eine Classe**), und ich finde es nicht unglaublicher, daß Blanchard (wenn es ihm einmal

*) Von den Französischen Magnétiseurs auch Somnambulisme magnétique genannt.

**) Wem dieß beim ersten Anblick etwa zu viel gesagt scheinen möchte, den ersuche ich, sich aus dem eilften Stücke der Berl. Monatsschrift von 1785 S. 431 zu erinnern, daß der Marquis von Puisegur zu Strasburg auch dieses Wunder zu Stande gebracht hat, und daß gewisse von ihm magnetisirte Personen durch dicke Mauern haben sehen können.

einfallen ſollte in den Mond zu ſchiffen) mit dem König Endymion ſoupiren werde: als daß Mademoiſelle N. N. in Kraft gewiſſer, durch eine mit ihr in Rapport ſtehende Perſon, an ihrem Leibe vorgenommener magnetiſcher Handhabungen, die Wundergabe erhalte, im Schlafe zuſammenhängend zu reden, mit den Fingern zu ſehen, ihr eigener Arzt zu werden und zu diviniren.

Aber hier ſind drei Aerzte, die ſich als unbefangene Beobachter und Augenzeugen dieſer Wunderbegebenheiten mit Namen nennen! Männer, die im beſtätigten Rufe einer vorzüglichen Aufklärung, Rechtſchaffenheit und Kenntniß ihrer Kunſt ſtehen — kurz, in deren Glaubwürdigkeit, in Abſicht deſſen, was ſie geſehen und beobachtet haben, nicht der geringſte Zweifel ſtatt findet. Dieß gibt der Sache doch wohl eine andere Geſtalt? — Wir wollen ſehen!

Geſetzt, einer meiner Freunde, der mir von vielen Jahren her als ein glaubwürdiger Mann bekannt iſt', erzählte mir: er ſelbſt ſey mit noch drei oder vier andern, mir ebenſo bekannten, rechtſchaffnen, verſtändigen und herzhaften Männern ein Augenzeuge davon geweſen, daß ein gewiſſer Geiſterbanner, auf ſein, des Erzählers Verlangen, unſern vor drei Jahren verſtorbenen Freund N. N. citirt habe; der Verſtorbene ſey wirklich unter einem gewaltigen Donnerſchlag, wovon alle Lichter im Zimmer ausgelöſcht worden, in glänzender Geſtalt zur Thür hereingekommen, habe ſich mitten in den Kreis geſtellt, ſey von ihm erkannt worden, habe auf ſeine Fragen Antwort gegeben, und ſey mit abermaligem Donner und Blitz wieder verſchwunden: — was wird dieſe Erzählung meines Freundes für eine Wirkung auf meinen Verſtand thun?

Werde ich den Finger auf den Mund legen und ſchweigen? — Gewiß nicht!

Werde ich von meinem Freunde glauben, er habe mich belügen oder betrügen wollen? — Noch weniger!

Werde ich alſo die Erſcheinung unſers verſtorbenen Freundes für eine wirkliche wahre Begebenheit halten, und mich mit Hamlets Spruch: „Es gibt viel Dinge im Himmel und auf Erden u. ſ. w.“ darüber tröſten, daß ich nichts davon begreifen kann? — Am allerwenigſten!

Und warum das?

Die Antwort muß, ſollte ich denken, jedem vernünftigen Menſchen auf der Zunge liegen: „Weil ich, wenn ich dieſe einzige Erſcheinungsgeſchichte glaube, alle Geiſter- und Geſpenſter- und Wunderlegenden, die von Anbeginn der Welt an bis zu den Wundern des lauſichten Bettlers Labré erzählt und geglaubt worden ſind, für eben ſo wahre Begebenheiten halten müßte: — denn all dieſe Wundergeſchichten, von denen die Mönchschroniken und Legenden wimmeln, ſind durch glaubwürdige, angeſehene, zum Theil heilige Männer bezeugt, ja viele derſelben ſind, trotz ihrer Unwahrheit, ſogar gerichtlich erwieſen worden.“ „Ich ſage noch mehr: wenn ich dieſe einzige Erſcheinungsgeſchichte glaubte, ſo wäre ich, um conſequent und mit mir ſelbſt einſtimmig zu ſeyn, genöthiget, alle Begebenheiten, die in allen Feenmährchen und Amadiſen der Welt erzählt werden, für ſehr glaubliche Dinge zu halten, denen, um auch vollends glaubwürdig zu ſeyn, nichts als anſehnliche, in gutem Ruf und Leumund ſtehende, Augenzeugen fehlten, die man, ohne ſich böſe Händel zuzuziehen, weder Lügen ſtrafen, noch ohne Unhöflichkeit beſchuldigen könnte, daß ſie ſich durch falſchen Schein, künſtliche Maſchinerie, oder ein zwiſchen den ſichtbaren und verborgenen

Acteurs der Komödie verabredetes Spiel hätten täuschen laſſen. — Wenn ich nun aber dieſes unermeßliche Chaos von Wundergeſchichten und Wundermährchen theils für wahr, theils für möglich und an ſich ſelbſt glaublich halten müßte, was würde aus meinem Menſchenverſtande werden?"

Was bliebe mir alſo in dem angenommenen Falle übrig, als meinen Freund zu bitten: daß er mir alle Umſtände der beſagten Geiſterbeſchwörung bis zu Ende, mit allen ihren Cauſalitäten und Modalitäten, ſo genau als möglich erzählen möchte; und wenn dieß von ihm und den übrigen Augenzeugen geſchehen wäre, zu verſuchen, ob ſich nicht die ganze Erſcheinung, ohne eine abgeſchiedene Seele, aus ſehr natürlichen Urſachen ſehr natürlich und begreiflich erklären laſſe? — Ich würde zu meinem Freunde ſagen: „Lieber Freund, ich habe eine große Meinung von deinem Verſtande, und ich traue deiner Redlichkeit wie mir ſelbſt: aber du biſt doch nichts weiter als ein Menſch wie ich auch, der trotz ſeinem Verſtand und Willen der Täuſchung auf unzählige Arten und Weiſen unterworfen iſt. Ich glaube, daß du geſehen haſt, was du geſehen haſt; aber ich glaube nicht was du nicht geſehen haſt, und vielleicht nicht ſehen konnteſt. Ich glaube deinen Augen: aber ich traue weder deiner Imagination, noch den Trugſchlüſſen, die ſich vielleicht deinen wirklichen Beobachtungen unvermerkt unterſchoben haben. Du kannſt manches gut beobachtet haben: aber es iſt auch möglich, daß manches, und gerade das, worin der Aufſchluß des ganzen Räthſels liegt, deiner Bemerkung entgangen iſt. Es iſt gar zu leicht, in Dingen dieſer Art — wo unſere angeborene Liebe zum Außerordentlichen und Wunderbaren unvermerkt der Täuſchung mehr Raum gibt als wir uns ſelbſt zutrauen — getäuſcht zu werden."

Man mache die Anwendung des vorausgeſetzten Falles, inſofern es paſſend iſt, auf die vorliegende Desorganiſationsgeſchichte; aber man laſſe mich nicht mehr ſagen als ich ſagen will und wirklich ſage. Alle in dieſe Geſchichte verwickelten Perſonen ſind mir, den einzigen Lavater ausgenommen, gänzlich unbekannt. Den letztern habe ich, bei ſeinem kurzen Aufenthalt in Weimar zum erſtenmal und öfters geſehen, und mein Herz iſt dem ſeinigen beim erſten Anblick entgegengekommen; aber die Verſchiedenheit unſerer Vorſtellungsart, und was davon abhängt, iſt natürlicherweiſe geblieben, wie ſie war. Jeder Menſch muß in Sachen des Herzens nach ſeinem Herzen, in Sachen des Verſtandes nach ſeiner Einſicht und Ueberzeugung handeln. Ich, meines Orts, kann eben ſo wenig glauben, daß eine magnetiſirte Perſon durch eine Mauer ſehen oder im Schlafe ſchärfere Sinne und höhere Seelenkräfte erhalte, als ich glaube, daß Oberons Horn die Leute wider Willen tanzen gemacht habe. Mit dem größten Zutrauen zu Lavaters und ſeiner Gemahlin Redlichkeit, denke ich über das, was der letztern während ihres magnetiſchen Zuſtandes begegnet iſt, wie Herr Marcard in ſeiner Antwort an Lavater. Mit der beſten Meinung von den drei Bremiſchen Aerzten und den beiden magnetiſchen Schläferinnen vermuthe ich, daß ihnen allen in dieſer Sache — etwas Menſchliches widerfahren ſey. Es iſt hier, meiner Meinung nach, wie mit einer verwickelten Rechnung, wobei das Facit nicht herauskommt was herauskommen ſollte. Irgendwo muß der Fehler liegen, wenn wir ihn auch noch ſo lange nicht finden könnten. Aber eben darum wollen wir ſo lange ſuchen, bis wir ihn finden.

Doch was rede ich ſchon davon, wo der Rechnungsfehler ſtecke? Alles Suchen würde vergebens ſeyn, ſo lange man

uns nicht alle Data an die Hand gibt, welche zu einer vollständigen Kenntniß des Factums nothwendig sind. Ein jeder, der das Schreiben des Herrn Dr. Bicker im Hannöverischen Magazine selbst durchgelesen hat, wird zwar darin einleuchtende Proben der Aufrichtigkeit, womit es geschrieben ist, wahrnehmen: aber an der Vollständigkeit der Erzählung fehlt noch vieles. Ich begreife sehr wohl, daß Umstände und Verhältnisse dem Erzähler einer außerordentlichen Begebenheit, die sich in einer angesehenen Familie des Ortes seines Aufenthalts (zumal wenn dieser Ort eine der ersten Reichsstädte ist) zugetragen hat, in mehr als Einer Rücksicht Gränzen setzen. Aber darum bleibt es nicht weniger richtig: daß man dem Publikum von dieser Sache entweder gar nichts hätte sagen sollen, oder daß man sich mit Rechtschaffenheit schwerlich wird entbrechen können, ihm alles zu sagen. So scheint z. B. dasjenige, was von der Leibes- und Seelenbeschaffenheit der beiden Patientinnen, besonders der ältesten, erzählt wird, nicht hinlänglich zu seyn, um alles Licht, das man zu haben wünschen muß, über die Fragen zu geben: inwiefern diese sonderbare Nervenkrankheit in ihrem vorigen Zustande gegründet, und was die nähere oder nächste Veranlassung dazu gewesen? Ob und wiefern etwa ihre besondern Lebensumstände, Situationen, Verhältnisse, Lecturen, Leidenschaften u. dgl. mehr oder weniger Einfluß auf die Krankheit sowohl als die magnetische Cur gehabt haben könnten? — Ferner scheint es nicht Vorwitz, sondern Erforderniß der Sache zu seyn, wenn jeder Leser deutlich unterrichtet zu seyn wünscht: worin die magnetische Manipulation, die an den beiden jungen Frauenzimmern vorgenommen worden, eigentlich bestanden habe? Von wem solche vorgenommen worden? ob von einer Manns- oder Frauensperson? wie oft? wie lange jedesmal? In welchem

Rapport die manipulirende Perſon mit der Patientin geſtanden und noch ſtehe? Ob man verſichert ſey, daß ſich nicht irgend eine, an ſich unſchuldige, geheime Leidenſchaft — etwas das ſich bei einem ſchönen und liebenswürdigen jungen Frauenzimmer, ohne Beleidigung, gar wohl als möglich vorausſetzen läßt — in die Sache gemiſcht habe? — Niemand kann die Achtung, die der zarten Hälfte des menſchlichen Geſchlechts gebührt, und die Delicateſſe, womit eine Sache zu behandeln iſt, worin ein paar ſchätzbare junge Perſonen dieſes Geſchlechtes ſo nahe betroffen ſind, ſtärker fühlen als ich: aber dieſe Sache iſt nun einmal, durch die Publicität, die man ihr gegeben hat, eine Angelegenheit aller derjenigen geworden, denen das Intereſſe der Menſchheit nicht gleichgültig iſt; conventionelle Rückſichten können nun nicht mehr in Betrachtung kommen, und es iſt billig zu erwarten, daß nichts von dem, worüber (nach dem eigenen Geſtändniß des Herrn Dr. Bicker) ſich dieſe jungen Damen in ihrem magnetiſchen Zuſtande ſo leicht hinwegſetzen, als ein Vorwand werde angeführt werden, der Welt alle die Nachrichten zu verſagen, die einiges Licht über dieſe räthſelhafte Geſchichte verbreiten können.

Ueberhaupt ſcheint es unumgänglich zu ſeyn, daß alles, was in dem Briefe des Herrn Dr. B. von den ſeltſamen und unerklärbaren Wirkungen der magnetiſchen Manipulation auf beide Patientinnen nur im Allgemeinen geſagt worden iſt, mit mehreren ausführlich erzählten Beiſpielen belegt werde. Ohne Zweifel haben die Aerzte, welche, vom Anfang der magnetiſchen Cur an, den Erfolg derſelben ſo genau beobachtet haben, ein Journal über ihre Beobachtungen und Bemerkungen geführt, deſſen vollſtändige Bekanntmachung die meiſten Fragen, die bei Leſung des Schreibens an Herrn

Hofrath Baldinger in einem aufmerkſamen Leſer entſtehen müſſen, beantworten würde. Ich ſehe nicht, was wohldenkende Männer mit Recht zurückhalten könnte, ſich dieſes Verdienſt um die Welt zu machen.

Die Quelle der meiſten falſchen Rechnungen, die unſer Verſtand beim Urtheilen über verwickelte oder ungewöhnliche Naturbegebenheiten macht, liegt darin, daß man die Unterſuchung zu früh für geendigt annimmt, und alſo aus unvollſtändigen Datis eben ſo getroſt ſchließt, als ob man aufs vollſtändigſte von allem unterrichtet wäre. Ich geſtehe gern, daß gelehrte und ſcharfſinnige Männer ſeltner in dieſen Fehler fallen als andere; aber auch dem Weiſeſten kann etwas Menſchliches begegnen. — Die Aerzte konnten keine materielle Urſache der Krankheit des Frauenzimmers von zwanzig Jahren entdecken, und ſchreiben ſie alſo einer widernatürlichen Empfindlichkeit und Reizbarkeit des Nervenſyſtems zu. Aber was war die Urſache dieſer widernatürlichen Reizbarkeit bei einem wohlgebildeten, ſchönen, geiſtvollen, vortrefflich erzogenen und cultivirten Mädchen? Dieſe Urſache war doch vermuthlich natürlich? — Und wenn alle Kunſt der Aerzte nichts gegen die Krankheit vermochte, ſollte man nicht beinahe genöthiget ſeyn zu vermuthen, daß irgend eine moraliſche oder phyſiſch-moraliſche Angelegenheit die Urſache des beſagten widernatürlichen Zuſtandes ihres Nervenſyſtems geweſen ſey? Könnte dieſe nicht auf die eine oder andere Art mit der magnetiſchen Manipulation in Verbindung ſtehen, und wenn wir zur Einſicht in dieſe ſo natürlichen, gewöhnlichen und erklärbaren Myſterien zugelaſſen werden könnten, am Ende auch der glückliche Erfolg der Cur ein großes Licht daher erhalten? — Von der ähnlichen Krankheit des achtzehnjährigen Mädchens wird zwar ein heftiger Schrecken als die nächſte

Urſache angegeben; aber nicht geſagt, was dieſen Schrecken veranlaßt habe: da doch (weil dieſes ganze Schreiben auf Information des Publicums abgezielt iſt) unſere Unwiſſenheit über dieſen Punkt nicht gleichgültig ſcheint. Uebrigens iſt auch dieſe junge Perſon „ſchön und wohlgeſtaltet, zwar nicht ſo lebhaft von Imagination, nicht ſo ausgebildet als die erſte, aber ein ſanftes gutes Mädchen, das bei einem weniger vollkommenen Gegenbilde (als die erſte iſt) auch bei dieſer Erſcheinung ſehr glänzen würde.“ — Dieſe Verſchiedenheit der Temperamente und Anlagen bei dieſen beiden Perſonen macht zwar (wie Herr Dr. B. ſagt) keine Veränderung in den phyſiſchen Wirkungen des Magnetismus, welche bei beiden gleich ſind: aber die pſychologiſchen Phänomene ſind ſehr verſchieden, und das Divinationsvermögen und die Seelenkräfte erſcheinen bei der erſten Patientin in ſo viel höherm Glanze als ihre natürlichen Anlagen und deren Ausbildung unterſchieden ſind. — Dieſe Beobachtung (von welcher man ebenfalls die unmittelbaren Facta und Beiſpiele, wovon ſie nur das Reſultat iſt, zu ſehen wünſchen muß) ſcheint meiner Vermuthung, daß in dieſer ganzen Wundergeſchichte alles ſehr natürlich, und vielleicht das meiſte (wo nicht alles) ſehr erklärbar zugehe, nicht wenig zu ſtatten zu kommen. Aber freilich wirft uns die gleich darauf folgende Verſicherung: daß die Aerzte auch bei der zweiten Patientin im magnetiſchen Schlafe Kenntniſſe, Scharfſinn, Urtheilskraft bemerken, die ſie im wachenden Zuſtande nicht äußern konnte“ — in unſere vorige Verlegenheit zurück. Wir kennen eine Leidenſchaft, die, es ſey nun daß ſie nur noch unbeſtimmtes und unbefriedigtes Naturbedürfniß, oder auf einen beſondern Gegenſtand gerichtet ſey, unter gewiſſen Umſtänden, eine gewiſſe Verfeinerung und Schärfung der Sinne, ein lebhafteres Spiel der Einbildungskraft, und

ſelbſt einige Erhöhung der übrigen Seelenkräfte, auf eine ganz natürliche Art (wiewohl freilich nicht bei allen Menſchen ohne Unterſchied) bewirkt. Mit acht und mehr Wochen langem magnetiſchen Manipuliren verbunden, ſollte dieſe, ihrer Allgemeinheit ungeachtet, ſehr myſteriöſe Leidenſchaft, zumal wenn ſie durch Umſtände genöthiget wäre geheim zu bleiben, in dieſem Stücke ſehr große und ſonderbare Wirkungen hervorbringen können. Aber Kenntniſſe, Kenntniſſe die man im wachenden Zuſtande nicht äußern konnte, mitzutheilen (ich nehme die einzigen aus, die Adam und Eva erhielten, nachdem ſie von der verbotenen Frucht gegeſſen hatte), dieſe Wirkung läßt ſich aus jener Leidenſchaft nicht erklären. Dieſes Wunder thut alſo die magnetiſche Manipulation! — Und wenn dieſe Kenntniſſe der Perſon, welche ſie im magnetiſchen Schlafe äußert, wirklich auf keinem andern natürlichen Wege zugekommen, ſondern durch die magnetiſche Behandlung gleichſam eingerieben oder eingekrabbelt worden ſind; — ſo hat freilich alles, was man ſeit ſo manchem Jahrtauſend aus der allgemeinen Erfahrung von der Natur des Menſchen herausgebracht zu haben glaubte, auf einmal ein Ende! — Aber dafür fängt auch Mesmer und Puiſegur eine neue Epoche der Menſchheit an; ihre Entdeckung wird die wichtigſte aller Entdeckungen, die jemals gemacht worden; und, da ſie (um mich des Franklinſchen Ausdrucks zu bedienen), da ſie ſchon in der Kindheit ſolche große Dinge thut: ſo kann man ſich von ihrer Ausbildung und Maturität mit Recht eine allgemeine Umgeſtaltung der menſchlichen Dinge, und eine Erhöhung und Vervollkommnung unſerer Natur und unſeres Zuſtandes verſprechen, wovon gemeine Menſchen ſich, ſelbſt jetzt, da dieſer novus saeculorum ordo vor unſern Augen zu entſtehen anfängt, noch keine Vorſtellung machen können.

Noch wage ich's freilich nicht, dieſen zauberiſchen Hoffnungen, und den herrlichen Ausſichten, die ſie ins Unendliche vor mir aufſchließen, mich ſo ſchwärmeriſch zu überlaſſen, als vielleicht vor dreißig Jahren geſchehen ſeyn könnte. Es könnte noch zu früh ſeyn über neue Entdeckungen zu triumphiren, da alles noch ſo dunkel iſt, und unter dem Schleier des Geheimniſſes verborgen liegt! Noch ſind Unterſuchungen vorzunehmen, Beobachtungen anzuſtellen, Fragen zu beantworten, und Zweifel aufzulöſen, die gar zu leicht Schwierigkeiten und Hinderniſſe finden könnten, woran unſere ganze Hoffnung ſcheitern dürfte. Indeſſen wollen wir den Muth nicht ſinken laſſen. Die Sache verdient, von allen Philoſophen, Naturforſchern, Aerzten und Menſchenkennern, mit der größten Aufmerkſamkeit in Erwägung genommen zu werden. Das allgemeine Beſte der Menſchheit iſt auf die eine oder andere Art gleich ſtark dabei intereſſirt, der animaliſche Magnetismus mag nun am Ende triumphiren oder zu Schanden werden. Aber daß eines von beiden geſchehe, iſt, ſo wie die Sachen gegenwärtig liegen, unumgänglich nöthig. Der abgekühlte, vernünftige und (mit Erlaubniß zu ſagen) egoiſtiſche Theil der Menſchen hat ſich bisher immer zu gleichgültig bei ſolchen Gelegenheiten verhalten. Man hat ſich begnügt, über alles, was in den Kreis der verborgenen Philoſophie, Alchymie, Magie, Theoſophie und Theurgie gehört, über Geiſtererſcheinungen und Teufelbannerei, über Talismane und Zauberſpiegel, die Jugendquelle und den Stein der Weiſen, über St. Germain, Caglioſtro, Bleton, Mesmer, Puiſegur, und über den ewigen Juden (der hoffentlich auch bald wieder auftreten und ſeine Rolle ſpielen wird) zu lachen und zu ſpotten. Man hat denjenigen, die ſich mit ſolchen Dingen abgeben, oder an ſolche Menſchen glauben, ihren rechten Namen zu geben gemeint,

wenn man ſie Energumenen, Schwärmer, Narren oder Charlatane und Beutelſchneider betitelte; übrigens aber die Thatſachen, auf welche ſie ſich beriefen, als keiner Aufmerkſamkeit würdig, nur zu oft ununterſucht und unberichtigt gelaſſen. — Und eben daher iſt es gekommen, daß es der Vernunft noch immer unmöglich geweſen iſt, einen entſcheidenden Sieg über ihre Gegner zu erhalten.

Aber nunmehr, in einer Zeit, wo die Aufklärung gemeiner iſt als jemals — wo die Wiſſenſchaften einen Punkt der Höhe erreicht haben, auf dem ſie noch nie geſtanden, und wo, dieſem ungeachtet, ja vermuthlich eben deßwegen, Wunderglaube, Geiſterſeherei und Magie von neuem in Anſehen kommen, und deſto mehr Anhänger finden, je anlockender die Hoffnung iſt, ohne gründliche Wiſſenſchaft, auf bequemen Schleichwegen, noch mehr, als uns jene jemals verſprechen kann, zu erlangen, den Schlüſſel des geheimſten Cabinets der Natur zu finden, und von der Geiſter- und Körperwelt auf einmal Meiſter zu werden; — und in einer Zeit, wo eine ganze Reihe außerordentlicher Männer ſich das Wort gegeben zu haben ſcheinen, durch außerordentliche Wege und Mittel außerordentliche Wirkungen auf die Menſchen zu thun, und wo die ordentlichen Menſchen ſo außerordentlich geneigt und aufgelegt ſind, ſolche Wirkungen nicht nur zu leiden, ſondern ſo viel an ihnen iſt, durch Erhitzung ihrer Imagination und Anſtrengung ihres Glaubens, vielleicht auch gelegentlich durch pias Fraudes, noch zu befördern: in einer ſolchen Zeit darf kein Zeichen und Wunder mehr geſchehen, ohne daß ſogleich, wie wenn ſich eine Bête de Gevaudan ſehen ließe, Lärm gemacht, und nicht eher abgelaſſen werde, bis das Wunderthier geſchoſſen oder gefangen iſt, und ſich dann ergibt, daß es —

nichts als ein etwas größerer Wolf, oder doch ein Wolf wie andere Wölfe iſt.

5.

Margaretha von Valois,

Königin von Navarra, als Schriftſtellerin.

1781.

Das ſechzehnte Jahrhundert, ſo fruchtbar es an vortrefflichen Männern aller Arten war, hat, unter einer anſehnlichen Zahl von Frauen, die durch ungewöhnliche Naturgaben, Vorzüge des Geiſtes, Tugend und Größe der Seele, die Unſterblichkeit, welche die Geſchichte geben kann, verdient haben, ſchwerlich eine hervorgebracht, die dieſer berühmten Fürſtin den Vorzug ſtreitig machen könnte. Ihre Geburt, ihre Schickſale, ihre außerordentliche Liebe zu König Franz I, ihrem Bruder, ihr Einfluß über ihn, und die guten Dienſte ſo ſie ihm geleiſtet; ihre öffentlich erklärte Neigung zu dem was man damals die neue Religion nannte, und der Schutz den ſie allen Gelehrten von vorzüglichem Charakter, beſonders denen, welche der neuen Meinungen verdächtig waren, angedeihen ließ; die guten und böſen Gerüchte, durch welche ſie gehen mußte, weil ſie zu edel, billig und gut war, um es einer von beiden Parteien völlig recht machen zu können — kurz, die meiſten Merkwürdigkeiten ihres Lebens ſind aus der Geſchichte bekannt genug. Der geringſte von ihren Vorzügen war derjenige, von welchem in dieſem kleinen Aufſatz die Rede ſeyn wird.

Margarite, an dem Hofe des guten Königs Ludwig XII (Vater des Volks genannt) sehr sorgfältig erzogen, hatte von ihrer ersten Jugend an eine besondere Neigung zu den schönen Wissenschaften, und (was nicht immer mit dieser Neigung verbunden ist) vorzügliche Gaben, sich darin hervorzuthun gezeigt. Sie liebte ihr ganzes Leben durch den Umgang mit gelehrten und aufgeklärten Männern, und fand mitten unter den Geschäften eines in die öffentlichen Angelegenheiten verwickelten Lebens, und unter den Zerstreuungen eines Hofes, der damals der galanteste und glänzendste in Europa war, noch immer einsame Stunden, worin sie ein Talent üben konnte, an welchem sie Vergnügen fand, und welches, in der Lage einer Christina von Pisan, vermuthlich die Hauptbeschäftigung ihres Lebens ausgemacht hätte. Die noch übrigen Früchte davon bestehen in einer Sammlung von Poesien und in ihren bekannten prosaischen Erzählungen. Jene wurden noch bei ihrem Leben von ihrem Kammerdiener, Jean de la Haye, unter dem seltsamen aber dem Geschmack der damaligen Zeit angemessenen Titel: Margueriles*) de la Marguerite des Princesses, im Jahr 1547 herausgegeben. Sie bestehen aus geistlichen Liedern, vier sogenannten Mysterien, einem Paar dialogirten Stücken, von der Art die man Moralités nannte, einer allegorischen Erzählung, die Satyrn und die Nymphen der Diana betitelt, und einer Menge kleinerer Stücke, Sonnette u. dgl. Das Urtheil des Herrn Marquis von Paulmy (Mélang. Tom. VII. p. 102), der die Gedichte der Königin von Navarra überhaupt agréables, spirituels et

*) Der Herr Kammerdiener spielt mit dem Namen Margarite, der eine Perle, oder ein Gänseblümchen, was man lieber will, bedeuten kann. W.

bienfaits findet, und alles, was man etwa daran ausſtellen könnte, ihrem Jahrhundert aufbürdet, als welches z. B. offenbar an dem Ridicule de ces Pièces dévotes ſchuld ſey — ſcheint ſeine Richtigkeit zu haben. So viel iſt gewiß, daß der Conte von dem Streit der Satyrn und Nymphen, der im zweiten Theile des Parnasse des Dames zu leſen iſt, durch die Mühe, die ſich der Herausgeber genommen, den Styl zu moderniſiren, nichts gewonnen hat, das den Verluſt der Naivetät des Originals erſetzen könnte. Folgendes kleine Stück kann, wenn wir nicht irren, zu einer Probe dienen, daß die ihr eigne Munterkeit des Geiſtes, der ſie ſich in ihren Erzählungen völlig überließ, ſie auch in ihren erbaulichen Reimen nicht ganz verlaſſen habe.

Pour etre un digne et bon Chretien,
Il faut à Christ etre semblable;
Il faut renoncer à tout bien,
A tout honneur qui est damnable;
A la Dame belle et jolie,
Au plaisir qui la chair emeut.
Laisser biens, honneurs, et Amie!
Ne fait pas ce tour là qui veut.

Ses biens aux pauvres faut donner,
D'un coeur joyeux et volontaire;
Faut les injures pardonner,
Et à ses ennemis bien faire;
Se jouir en melancolie
Et tourment dont la chair s'emeut!
Aimer la mort comme la vie!
Ne fait pas ce tour là qui veut.

Unter ihren Myſterien, oder geiſtlichen Dramen (die Geburt Chriſti, die heil. drei Könige, der Bethlehemitiſche Kindermord und die Flucht nach Aegypten) zeichnet ſich das letzte durch anmuthige Bilder und feine Wendungen aus. Die Scene ſtellt die heilige Jungfrau dar, wie ſie, in der Wüſte, vor Müdigkeit und Erſchöpfung, ſich unter einen Baum hingelegt hat, und mit dem Jeſuskind im Arm eingeſchlafen iſt. Joſeph geht umher einige Nahrung zu ſuchen. Inzwiſchen hat der ewige Vater den Engeln befohlen, die Wüſte in ein Paradies umzuſchaffen, und die Scene verwandelt ſich unter folgendem Geſang der Engel in einen blumenreichen, mit blühenden Orangen- und Granatbäumen geſchmückten Luſtort:

Erſter Engel.

Champ des Deserts, cessez d'etre steriles,
Dieu le commande, arbres soyez fertiles,
Donnez vos fruits de très bonne saveur.

Zweiter Engel.

Elevez vous dans ces plaines changeantes,
Verds orangers, croissez, fleurs odorantes,
Et d'un regard recevez la faveur.

Dritter Engel.

Courez, ruisseaux, près de la Vierge-Mere,
Presentez lui votre onde pure et claire,
Honneur aurez quand de vous on prendra.

u. ſ. w.

Die angenehme Ueberraſchung der erwachenden Madonna und ihres guten Alten, der ohne dieſes Wunder mit leeren Händen zurückgekommen wäre, vollendet das liebliche Gemälde. Aber Contemplation, Memoire und Conſolation, jede mit

einem großen mit silbernen Buckeln und Bändern beschlagnen Buche unterm Arme vom Himmel hoch herabkommend, um der Maria eine erbauliche Unterhaltung zu verschaffen, verderben freilich alles wieder. Dieß waren die Früchte des Geschmacks ihrer Zeit, den der Herr von Paulmy anklagt — und über welchen sich zu erheben sogar eine Königin entweder nicht wagte, oder (wie mir glaublicher scheint) sich nicht einmal einfallen ließ.

Die Komödie, oder sogenannte Moralité, die in der Sammlung ihrer Gedichte vorkommt, besteht, nach damaliger Art, aus bloßen Dialogen, ohne Intrigue und Handlung. Ein Mädchen tritt auf und preiset sich glücklich daß sie die Liebe gar nicht kenne, eine andre findet sich noch glücklicher, weil sie liebe und geliebt werde. Zwei Frauen kommen dazu, und beklagen sich bitterlich, die eine über die Untreue ihres Mannes, den sie doch einzig liebt; die andere über die ungegründete Eifersucht des ihrigen, wegen eines Liebhabers, den sie zwar duldet, aber ihm doch kein Gehör gibt. Zuletzt tritt auch noch ein Mütterchen von hundert Jahren auf, wovon sie zwanzig im ledigen, zwanzig im ehelichen, und sechzig im verwittweten Stande zugebracht hat. Diese ehrwürdige Oberalte hält sich, wie billig, durch ihre Erfahrenheit berechtigt, einer jeden von diesen jungen Damen zu sagen was sie nöthig hat. Sie weissagt dem einen Mädchen, daß die Liebe sich an ihr rächen, der andern, daß ihr Liebhaber sie sitzen lassen werde; und (was aus der Feder einer so frommen und tugendhaften Prinzessin wie Margarite wenigstens eben so unerwartet ist als aus dem Munde einer hundertjährigen Sibylle) sie rathet den beiden betrübten Weibern, der einen wegen der Untreue, und der andern wegen der Eifersucht ihres Mannes, sich mit einem — Liebhaber zu trösten. Um einem so guten

Rathe deſto mehr Gewicht zu geben (und, weil ſich das Stück mit einem Tanz ſchließen mußte, der Alten einen Tänzer zu verſchaffen) läßt die Königin noch einen Greis auftreten, der ſie verſichert: daß ſie es ſehr übel mit ſich ſelbſt meinen würden, wenn ſie dem guten Rathe der alten Dame nicht Gehör geben wollten. Man bemerke (ſagt hier der Herausgeber des Parnasse des Dames), daß die Königin von Navarra ſich kein Bedenken machte, dieſe Komödie unter ihrem Namen und mit königlichen Privilegien drucken zu laſſen, und dieß zwei Jahre vor ihrem Tode, und daß ſie damals für devot und ſogar für gut katholiſch paſſirte.

Für das letztere möchte ich eben nicht gut ſtehen. Aber daß die Königin von Navarra eine religiöſe Frau und von unſträflichen Sitten war, iſt unläugbar. Wie kam es alſo, daß ſie den beiden betrübten Weibern nichts Beſſer's zu rathen wußte als einen Liebhaber? Die Urſache iſt vielleicht ſehr ſimpel. Könnte es nicht etwa daher gekommen ſeyn, weil ſie ihr Geſchlecht kannte, und wirklich glaubte, daß den beiden Weibern nicht beſſer zu rathen ſey, und weil ſie freimüthig genug war, was ſie dachte auch zu ſagen. In der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, am Hofe Franz des Erſten, und eine Königin — was hätte ſie verhindern können offenherzig zu ſeyn? — Die Komödie endigt ſich damit, daß vier junge Herren auftreten, um die vier Damen zum Tanz zu führen.

Menons les dancer toutes quatre.

Auch recht! (ſagt der Greis, noch ein ächter Franzoſe von altem Schrot und Korn) ich und meine Alte ſind dabei, wir wollen's euch nicht wohlfeil geben;

Soit! nous allons bien vous combattre,
Ma vieille et moy, de bien dancer.

Hier macht der vorbelobte Herausgeber abermals eine wehmüthige Reflexion. „Heutigs Tags, ſagt er, tanzt man in Paris ſchon mit dreißig Jahren nicht mehr! Die Sokrates, die Platonen, die Spartaner u. ſ. w. tanzten noch im ſechzigſten.“ — Freilich deſto ſchlimmer für die Pariſer, und deſto beſſer für die Sokrates, die Platonen und die Spartaner!

Wer die Moral dieſer kleinen Moralité der Königin von Navarra nicht mit ihrer unbeſcholtnen Tugend zuſammenreimen kann, wird noch weniger begreifen können, wie ſie die Verfaſſerin der unter dem Titel Heptameron oder Les Sept Journées, oder am gewöhnlichſten der Contes de la Reine de Navarre, bekannten, ſo oft und noch vor wenig Jahren in einer ſehr ſchönen Ausgabe in der Schweiz wieder aufgelegten Erzählungen habe ſeyn können. Gleichwohl iſt nichts gewiſſer. Außer dem Zeugniß eines Geſchichtsſchreibers wie Auguſt von Thou beweiſet es die Zueignungsſchrift an die Prinzeſſin Jeanne d'Albret, ihre Tochter, die der Ausgabe dieſer Erzählungen vom Jahre 1567 vorgeſetzt iſt: und Brantome verſichert, daß er es aus dem eignen Munde ſeiner Großmutter habe. Vielleicht iſt es unſern Leſern angenehm, was er davon ſagt in ſeinem eignen naiven Gaulois (welches gleichwohl die Hofſprache ſeiner Zeit war) zu leſen. Wir wollen ihn alſo ſelbſt reden laſſen. Elle fit en ses gayetés un livre qui s'intitule les Contes de la Reine de Navarre, où l'on voit un style si doux et si fluant et plein de si beaux discours et belles sentences, que j'ai oui dire, que la Reine-Mère (Katharine von Medicis) et Madame de Savoye, estans jeunes, se voulurent mesler d'en escrire des nouvelles à part à l'imitation de la dite Reine de Navarre, sçachant bien quelle en faisoit; mais quand elles eurent veu les siennes, elles eurent

si grand depit des leurs, qu'elles les jetterent dans le feu etc. Elle composa ces nouvelles la pluspart dans la litière en allant par le pays; car elle avoit de plus grandes occupations estant retirée. Je l'oui ainsi conter à ma Grand'Mère, qui alloit toujours avec elle dans sa litière comme sa Dame d'honneur, et luy tenoit l'escritoire, et les mettoit par escrit aussitost, et si habilement ou plus, que si on lui eut dicté.

Unter den Contes der Königin von Navarra iſt einer (der vierte in der erſten Journée), wovon ſie ſelbſt die Heldin war, und der aus dieſer Urſache um ſo merkwürdiger iſt, weil das Abenteuer ſelbſt von der häkeligſten Art iſt. Denn es iſt um nichts geringer darin zu thun, als eine Dame, bei nächtlicher Weile, wider ihren Willen im Schlafe zu überraſchen. Der bekannte Admiral von Bonnivet, ein Günſtling König Franzens (dem folglich mehr erlaubt war als einem andern), war der Mann, der ſich's einfallen ließ, bei der Schweſter ſeines Königs auf dieſe plumpe Art den Satyr zu ſpielen. Margarite erwachte zu allem Glück von dem Geräuſche, das die geheime Fallthür machte, durch welche ſich der verliebte Admiral in ihr Schlafgemach ſtehlen wollte,*) und ſie führte ihn ab wie man ſich's vorſtellen kann. Das Sonderbarſte bei der Sache war, daß er ſchon zweimal vorher verſucht hatte, Gewalt bei ihr zu gebrauchen, da gelindere Mittel nichts hatten verfangen wollen, und daß er das zweitemal ſo übel dabei weggekommen war, daß er fünf Wochen lang ſich vor keinem Menſchen ſehen laſſen durfte, weil die Prinzeſſin zu ſeinem Unglück vergeſſen hatte ihre Nägel zu beſchneiden. Man mußte auf eine brutale Art verliebt und ein Favorit

*) Die Scene war auf einem ſeiner Landſitze, während daß der Hof zum Beſuch bei ihm war. W.

obendrein ſeyn, um nach einem ſolchen Empfang zum drittenmale wieder zu kommen. Die Anekdote iſt keine der glaublichſten; indeſſen hat ſie den Geſchichtſchreiber Varillas und Brantomens Großmutter zu Gewährleuten. Die letztere hatte ſie unmittelbar von der Königin ſelbſt, und trug nach dem Tode derſelben um ſo weniger Bedenken ſie ihrem Enkel mitzutheilen, da Margarite keines getragen hatte, in einem ziemlich muntern Tone (wiewohl unter verſtecktem Namen), es der ganzen Welt zu erzählen.

Uebrigens iſt es kein kleines Verdienſt ihrer Erzählungen, daß die meiſten (wie man zu glauben Urſache hat) wahre Begebenheiten ſind, die ſich wirklich und größtentheils zu ihrer Zeit zugetragen hatten, und daß ſie daher ſehr geſchickt ſind, uns von den Sitten, dem Geiſt, der Vorſtellungsart und dem Coſtume der Franzoſen in dieſem merkwürdigen Zeitalter wahre, lebendige und charakteriſtiſche Begriffe zu verſchaffen. Das Langweilige daran iſt die Form oder der Rahmen dieſer Erzählungen (von dem Boccaziſchen Decamerone nachgeahmt), die oft unausſtehlich platten moraliſchen Lehren, und die ſelten unterhaltenden, wiewohl charaktermäßigen Geſpräche und Disputen der Damen und Herren, welche ſich ſieben Tage lang auf dieſe Weiſe mit einander ergötzen. Die Erzählungen ſchwimmen darin, wie kleine Fiſchchen in einer großen Schüſſel voll Brühe; aber hier kann man nicht ſagen, was von Saumaiſens Commentar über den Solinus: daß die Brühe mehr werth ſey als der Fiſch.

6.

Vom heiligen Martin.

Schwerlich hat unter allen Heiligen jemals einer in Frankreich mehr Verehrung genoſſen als St. Martin, Biſchof von Tours. Ihm allein zu Ehren befreiten die Könige der erſten Linie die Stadt Tours von allen möglichen Abgaben. Seine Kirche war die allerheiligſte und unverletzlichſte Freiſtatt. König Chilperich wagte es nicht ſeinen rebellirenden Sohn, der ſich dahin flüchtete, herauszuholen, aus der feſten Ueberzeugung, daß ſolch eine Art von Kirchenraube immer durch ein Wunder aufs härteſte beſtraft werde. Indeſſen wollte er doch auch das Opfer ſeiner Wuth nicht entwiſchen laſſen, und griff alſo zu einem ſonderbaren Mittel. Er ſchrieb eigenhändig an den Heiligen, und bat ihn geziemend um die Auslieferung des Verbrechers. Der Brief wurde auf ſein Grab gelegt, und daneben ein reiner Bogen Papier, auf welchem der Heilige ſeine Antwort liefern ſollte. Die Antwort blieb aber außen; und Meroveus genoß den Schutz des Heiligen, ſo lange er in der Kirche blieb, und kam nicht eher um, als bis er ſich einmal herausgewagt hatte.

Die Könige und Fürſten jener Zeit wetteiferten ordentlich mit einander, wer dieſem großen Heiligen ſeinen Schutz und ſeine Patronſchaft am theuerſten abkaufen könne. Sie bereicherten ſeine Kirche mit Schätzen, und verehrten ſeinem Grabe und ſeinen Reliquien Koſtbarkeiten vom höchſten Werthe. Wahr iſt's wohl, daß auch die nachherigen Vormünder des Heiligen das Ihrige auf eine eben nicht ſehr feine Art dazu beitrugen, die großen Herren in dieſe freigebige Stimmung zu ſetzen. „Wenn du Gott das Seinige nehmen willſt, ſo

7.

Mauren.

Eine kritiſche Kleinigkeit.

1777.

Als ich die Balladen und Lieder altengliſcher und altſchottiſcher Dichtart, herausgegeben von Auguſt Friedrich Urſinus, Berlin 1777, zu Geſicht bekam, konnt' ich nicht errathen, was auf der Titel-Vignette der nackte Schwarze und das Negermädchen, das aus dem Taglicht eines Thurms herab auf ſeine Klagen zu harren ſcheint, bedeuten könnte. Aber bald gab mir die Anmerkung des Herausgebers (S. 307) zu der Mauriſchen Romanze, Alcanzor und Zaide, den Schlüſſel dazu, da ſie mich belehrte, daß der Neger und ſein Mädchen eben dieſen Alcanzor und Zaide vorſtellen ſollten. Allem Anſehn nach hat der Künſtler ſich durch den Namen Mohr und Mohrenland verführen laſſen, ſich dieſe zärtlichen Grenadiſchen Liebhaber als Schwarze oder Neger vorzuſtellen; wenigſtens fällt es jedem in die Augen, daß er ſie ſo abgebildet hat. Wir Deutſchen ſind gewohnt, wenn wir Mohren hören, uns eigentliche Schwarze, Abyſſinier, Einwohner der Küſte von Guinea u. dergl. zu denken. Die Grenadiſchen Mauren aber waren nichts weniger als ſolche Mohren; ſie waren an Farbe (beſonders ihre Damen) wenig von den Spaniern verſchieden; waren an Sitten, Lebensart, Kleidung u. ſ. w. in den mittlern Zeiten, bis ins 15te Jahrhundert, die Muſter von Pracht, Zierlichkeit und Geſchmack, und gaben den übrigen Europäern den erſten Begriff von dieſer wunderbaren Verbindung von Tapferkeit und Galanterie, die ſich bei der Franzöſiſchen

Nation am längſten erhalten hat. Alcanzor war (wie die Ballade ſelbſt beſagt) ein edler Grenadiſcher Ritter, und Zaide ein Mädchen aus edlem Hauſe; beide hätten alſo ganz anders ausſehen müſſen, wenn das Coſtume hätte beobachtet werden ſollen. Ein nackter Neger, mit einer Binde oder Schürze um den Leib (wie man gewöhnlich die Negerſklaven zu bilden pflegt) gibt uns keinen Begriff von einem Zegris oder Abencerragen, ſo wenig als das auch halbnackte krausköpfige Negermädchen einer Grenadiſchen Dame ähnlich ſieht. Es wäre nicht unſchicklicher, wenn man Pyramus und Thisbe ſo bildete, und ſie uns dann für Babylonier gäbe. Aber auch der Ueberſetzer hätte den Titel, a Moorish Ballad, nicht eine Ballade aus dem Mohrenland, ſondern eine Mauriſche Ballade überſetzen ſollen, zumal da ihm bekannt war, daß dieſe Ballade eine freie Nachahmung einer in dem hiſtoriſchen Roman, Historia de las civiles guerras de Grenada, vorkommenden Spaniſchen Romanze, und die Scene derſelben zu Grenada war; wie dieß auch aus dem ganzen Inhalt deutlich genug iſt. Da man in Deutſchland überall gewohnt iſt, ſich unter Mohren ganz andre Geſchöpfe zu denken, als die Mauren in Spanien waren: ſo iſt das natürlichſte Mittel, Mißverſtand zu verhüten, daß man dieſe letzteren Mauren nennt, die Abyſſinier und Neger hingegen im Beſitz des Namens der Mohren läßt; wiewohl urſprünglich Maur und Mohr einerlei iſt.

8.

Merlin der Zauberer.

1777.

Die Geſchichte dieſes Wundermannes macht den Inhalt des älteſten unter den Romanen der Tafelrunde aus. Merlin ſpielt darin ungefähr die Rolle, die in Homers Gedichten die Götter ſpielen. Er iſt der Erfinder und Urheber der Tafelrunde, und der immer (auch unſichtbarer Weiſe) gegenwärtige Rathgeber und Beſchützer des Königs Artus und ſeines Ritterordens. Alles iſt an ihm wunderbar, ſeine Geburt, ſein Leben und ſein Ende. Er war der Sohn einer tugendhaften Jungfrau und eines böſen Geiſtes, der ſich ohne ihr Wiſſen im Schlafe zu ihr gethan hatte. Von ſeinem Vater empfing er die Gabe übernatürliche Dinge zu thun, ſich in allerlei Geſtalten zu verwandeln und das Künftige vorherzuſehen. Von der Mutter hatte er vermuthlich die Neigung, von dieſen Wunderkräften einen ziemlich menſchenfreundlichen Gebrauch zu machen, ohne es gleichwohl in Abſicht der Sittlichkeit ſeiner guten Dienſte ſehr genau zu nehmen; worin er dann wieder ſeinem Vater nachartete. Merlin faßte eine beſondre Neigung zu dem König Uter Pandragon, und war ihm unter anderm in ſeiner Liebesangelegenheit mit der ſchönen Ygerne, Gemahlin des Herzogs von Tintodiel, ſo dienſtlich, daß Ygerne, weil ihre Treue ſonſt nicht zu erſchüttern war, von König Utern, auf eben die Weiſe wie Alkmena von Jupitern, betrogen, und zur Mutter des nachmaligen Königs Artus gemacht wurde. Merlin, der dieſem Artus ſolchergeſtalt zur Exiſtenz verholfen, hielt ſich

für verbunden, nun auch alles Uebrige für ihn zu thun, was ihn zum größten König seiner Zeit machen könnte. Er sorgte für seine Erziehung, verhalf ihm zu dem fatalen Zauberschwert Escalibor und zur Brittischen Krone, leistete ihm in seinen ersten Kriegen gegen seine Vasallen, bald in Gestalt eines Bauerknechts, bald eines Hirsches mit fünf Geweihen, bald eines häßlichen Zwergs, bald eines Harfenspielers u. s. w., großen Beistand, setzte ihn in den ruhigen Besitz seines Reichs, und krönte endlich alle seine Verdienste dadurch, daß er die seit König Uters Tode verlorne Tafelrunde nach Kramalot zauberte, und dadurch den König Artus zum Stifter eines Ordens machte, der, unter Merlins Schutze, der Vereinigungspunkt der Brittischen Helden wurde, besonders derjenigen, von denen König Artus am meisten zu besorgen gehabt hätte. Einige Zeit hernach verschwand Merlin gänzlich in Britannien, und es blieb nichts von ihm übrig als seine Stimme, die sich im Walde von Brozeliand aus einer mit Weißdorn bewachsenen Grotte hören ließ, und denen, die sich der Zukunft wegen bei ihr Raths erholten, Antwort gab. Die Zauberin oder Fee, Viviane, seine Freundin, sonst in den Romanen der Table Ronde La Dame du Lac genannt, war, wider ihren Willen, Ursache an dieser Bezauberung. Merlin hatte ihr das geheime Mittel, wodurch solche bewirkt werden könnte, in einem von den Augenblicken, wo man nichts Geheimes für eine Freundin hat, geoffenbart. Viviane, die es unglaublich fand, und von Merlins Macht, wie es scheint, eine zu große Meinung hatte, kam auf den Einfall, es in aller Stille an ihm selbst zu probiren; aber der Zauber wirkte, zu ihrem großen Leidwesen, so gut, daß er weder von Merlin selbst noch irgend einer andern Macht wieder gehoben werden konnte. So wie an der ganzen Geschichte des Königs Artus

[illegible] und dadurch [illegible] Wundergaben [illegible] 12ten und 13ten Jahr[illegible] man, wo der Wahrheit am nächsten [illegible] wenn man sich unter Merlins [illegible] Maleferiatus in England [illegible] Commentar in 4to herausgege[illegible] nach untergeschoben. Doch [illegible] schon der größte Doctor [illegible] Alanus ab insulis, ein [illegible] und ein großer Schriftsteller seiner [illegible] des 12ten Jahrhunderts), sieben [illegible] über diese Weissagungen geschrieben. [illegible] zu Frankfurt am Main, unter dem [illegible] Britanni Vaticinia etc. gedruckt wer[illegible] Die berühmte Königin Karolina hat Belieben ge[illegible] Andenken durch Wiederherstellung seiner [illegible] von Richmond, und ein Brustbild, so sie ihm [illegible] zu erneuern. Die Beschreibung davon [illegible] Rarities of Richmond, oder exact descrip[illegible] Royal Hermitage and Merlins Cave, with his [illegible] and Prophecies. Vol. I. IV. London 1736. 8.

9.

Moral der Natur.

1789.

Die zwei angelegenſten Wünſche, worin alle Menſchen übereinkommen, ſind: geſund und glücklich zu ſeyn. Zu beiden hat uns die Natur Anlage und unerſchöpfliche Hülfsquellen gegeben, und beides in den unzählbaren Individuen, die zuſammen den Menſchen ausmachen, unendlich vermannichfaltigt. Beides iſt nicht ganz in unſerer Gewalt, und hängt doch in den meiſten Fällen und größtentheils von unſerm Verhalten ab. Alles in und außer uns iſt in unaufhörlicher Bewegung, beides zu erhalten und — zu zerſtören. Beides iſt ordentlicherweiſe das Reſultat eines der Natur gemäßen Lebens, und kann daher auf Regeln zurückgeführt werden, die ſo nothwendig ſind als die Natur ſelbſt.

Der bloße Naturmenſch befolgt dieſe Regeln, bald durch den ſanftern Zug der innern Nothwendigkeit, bald vermöge des gewaltſamern Dranges der äußern, ohne ſich derſelben deutlich bewußt zu ſeyn; er lebt, ohne zu ahnden, daß es eine Kunſt zu leben gebe, lebt geſund und glücklich, ohne ſich etwas von einer Theorie geſund und glücklich zu leben träumen zu laſſen.

Dieſe Entdeckung macht er erſt, wenn er auf der höhern Stufe des geſelligen Standes und der Cultur, mitten unter dem neuen, erhöhten und vervielfältigten Lebensgenuß, der ihm dadurch zu Theil wird, auch die unzähligen Uebel aus Erfahrung kennen lernt, wovon der rohe Sohn der Natur nichts wußte, und welche größtentheils unvermeidliche Folgen eben dieſer Ausbildung und Verfeinerung ſind, die ſo viel

Schönes und Angenehmes, Gutes und Großes in das menschliche Leben brachte.

Die Moral der Natur, oder die Theorie der Kunst uns selbst so glücklich zu machen, als der Mensch unter gegebenen Umständen durch sich selbst werden kann, ist, eben so wie die Diätetik und Heilkunst, eine Tochter der Nothwendigkeit, der, unter den Folgen der Policirung und Unterdrückung, der Cultur und übermäßigen Verfeinerung leidenden, Humanität zu Hülfe zu kommen. Beide Künste steigen in eben dem Maße, wie die Menschheit auf der einen Seite vollkommner, und auf der andern elender wird; beide werden in den verschiedenen Mittelstufen von Barbarei und Cultur, wodurch das menschliche Geschlecht gehen muß, auf tausendfältige Art verfälscht und verunstaltet, von schädlichen Vorurtheilen und Wahnbegriffen verdunkelt, und mit quacksalberischen Mitteln oder aus Uebel ärger machenden Methoden beläftiget; und beide nähern sich ihrer höchsten Vollkommenheit, wenn die künstliche Verfeinerung der Menschheit so weit getrieben worden ist, daß die Extremitäten sich gleichsam wieder berühren, und die Nothwendigkeit nach der Natur zu leben endlich selbst dem verdorbenen, aber für das Schöne empfindlichen und über das, was ihm gut oder böse ist, aufgeklärten Menschen in die Augen springt.

Hieraus erkläre ich mir zum Theil die große Sensation, die Meisters Werk von der natürlichen Moral (welches, vermöge eines Zusammenflusses zufälliger Ursachen, durch meine Vermittlung in einem Deutschen Gewand erscheint,*) in der

*) Von der natürlichen Moral. Aus dem Französischen des Herrn Meister von Herrn Schultheß übersetzt. Herausgegeben und mit einigen Anmerkungen begleitet von C. M. Wieland. Leipzig bei Göschen 1789.

Hauptſtadt der geiſtvollſten und frivolſten Nation der Welt, gemacht hat. In der That ſcheint es ganz beſonders für die moraliſchen Bedürfniſſe der höhern Claſſen der Bewohner dieſer einzigen Stadt ausgerechnet zu ſeyn, welche alle Vorzüge und Nachtheile, alle Herrlichkeiten und alle Gräuel, wodurch ſich Babylon und Alexandrien, Athen und Antiochia in der alten Welt auszeichneten, in ihrem ungeheuern Umfang vereiniget. Nie, ſagt ein ſcharfſinniger und beredter Beurtheiler deſſelben im Journal von Paris, nie hat man vielleicht das, was in den reinſten Gefühlen der Menſchheit ſich mit einer aufs äußerſte getriebenen Civiliſation verträgt, beſſer aufgefaßt, nie das, was ſo ſehr im Widerſpruche zu ſtehen ſcheint, die einfältigſte Natur mit den feinſten Nuancen conventioneller Begriffe und erkünſtelter Empfindungen, ſo gut zuſammengereimt. Dieſes Buch iſt das Geſetzbuch des rechtſchaffenen Mannes mitten unter dem Luxus und den Künſten, des Mannes, der von allem Gebrauch zu machen weiß, ohne die Quellen von Glückſeligkeit zu trüben, die wir nach dem Willen der Natur ihr allein ſollten zu danken haben. Dieß ſcheint uns den unterſcheidenden Charakter dieſes kleinen Werkes auszumachen, und ihm eine ehrenvolle Stelle unter den Moraliſten, die man öfters wieder lieſt, zu verſichern.

Wenn das, was in dieſem Urtheile zum unterſcheidenden Charakter dieſer natürlichen Moral gemacht wird, geſchickt iſt, ihr auch unter uns in den höchſten Claſſen geneigte Leſer zu verſchaffen, ſo iſt es doch weder das Einzige, noch, in meinen Augen, das höchſte Verdienſt dieſes kleinen Buches. Das, was ich ganz vorzüglich daran ſchätze, iſt, daß es durchaus ein unverfälſchter Abdruck der Seele ſeines Verfaſſers, und rein von aller declamatoriſchen Energie oder empfindſamen Ziererei, eben ſo ſehr ein Werk ſeines Herzens als ſeines

Verſtandes zu ſeyn ſcheint; daß er bei aller Freiheit des Geiſtes, die eine natürliche Folge der Aufklärung deſſelben iſt, ſich nie von der Achtung, die man den Anordnungen der bürgerlichen Geſellſchaft, noch von der zärtlichen Schonung, die man der ſchwachen Seite der menſchlichen Natur ſchuldig iſt, entfernt. Seine Weisheit iſt immer beſcheiden, und ſeine Tugend verhält ſich zu ihr wie eine ſchöne Tochter zu einer ſchönen Mutter, deren Ebenbild ſie iſt. Dieſe moraliſche Grazie, die in allen ſeinen Geſinnungen athmet, hat ſich auch ſeinem Vortrag mitgetheilt, und ſeiner Schreibart einen keuſchen abſichtsloſen Reiz gegeben, der ſeine Schrift, auch in dieſer Rückſicht, mit den ſchönſten Producten des goldnen Alters der Franzöſiſchen Literatur in eine Reihe ſtellt.

Ohne Zweifel kann es für den Verfaſſer nicht anders als ſchmeichelhaft ſeyn, daß ein Theil des Publicums den Geiſt und die Beredſamkeit eines der merkwürdigſten Männer unſrer Zeit, des berühmten Necker, in dieſem Werkchen zu erkennen geglaubt hat.

Es iſt, meiner Empfindung nach, von der Art, daß es, wie ehemals Epiktets berühmtes Enchiridion, ein Handbüchlein aller übeln und guten Menſchen zu werden verdient.

10.

Juliane Morell.

1777.

Unter allen gelehrten Damen, deren das ſiebzehnte Jahrhundert eine ziemliche Anzahl aufweiſen kann, ſcheint mir keine mehr Anſpruch zu haben, das Gegenbild der Anna

Maria Schurmann zu seyn, als diese Nonne, die, vermuthlich, für die meisten Leser eine ganz neue Bekanntschaft ist.

Ich selbst muß offenherzig gestehen, daß ich Schwester Julianen auch bloß von Hörensagen, und (damit meine Beichte vollständig sey) bloß aus dem Eloge, das von ihr in der Bullardischen Académie des Sciences et des Arts, befindlich ist, kenne. Ihre Schriften mögen dermalen in Deutschland unter die sehr seltnen gehören; ich wenigstens habe nie etwas davon zu sehen bekommen. Gleichwohl wären mir ein paar Blätter aus ihren Exercices Spirituels sur l'Eternité lieber, als alle die pompösen Dinge, welche Herr Jacob Ignatius Bullard, der Sohn, in seinem Eloge von ihr sagt; denn ich bin fest überzeugt, daß eine Person nicht leicht ein paar Blätter schreiben kann, ohne daß man die substantielle Form ihrer Seele wenigstens eben so gut darin sollte wahrnehmen können, als — in dem besten Schattenriß.

Juliane Morell wurde im Jahr 1592 zu Barcelona geboren. Ihr Vater, der ein Mann von Condition und — ein halber Gelehrter war, hatte sich in den Kopf gesetzt: daß es eine große Herrlichkeit sey, der Vater einer gelehrten Tochter zu seyn. Er hatte also, sobald er Proben eines lebhaften Geistes an dem Mädchen wahrgenommen, nichts gespart, um sie dazu zu machen. Seine Mühe und Kosten schlugen bei Julchen so gut an, daß sie in ihrem dreizehnten Jahre ein Wunder von Gelehrsamkeit war. Denn sie verstand Hebräisch, Griechisch und Latein, auch die ganze Philosophie obendrein, in solcher Perfection (sagt Bullard), „daß sie in diesem zarten Alter Muth und Stärke genug in sich fühlte, die gelehrtesten Männer zu einem öffentlichen Kampf über die schwersten Probleme der Philosophie herauszufordern.“ Sie setzte also im Jahre 1606 zu Lyon (wo sich damals ihr

Vater aufhielt) einen öffentlichen Tag, und zwar den 16. Februar, als den Tag ihrer Namenspatronin, der heiligen Juliane, zu einem Actus Disputatorius an; und der Herr Papa — der, wie man deutlich ſieht, an dieſem ganzen ſchändlichen Faſtnachtsſpiele die meiſte Schuld hatte — ſparte nichts, die Farce vollſtändig zu machen. Das gute kaum dreizehnjährige Mädchen beſtieg mit Trompetenſchall, in einem Capuciner-Habit, die Katheder, und disputirte in Gegenwart einer großen Menge ehrwürdiger Prälaten, Philoſophen und andern gelehrten und ungelehrten Volkes — mit Hülfe der damals noch im Schwange gehenden ſcholaſtiſchen Terminologie — über Dinge, wovon ſie nichts verſtand, mit bartreichen Männern mit und ohne Capuz, die noch weniger davon verſtanden; disputirte ſie alle zu Boden, und erhielt von Meiſter Antoni Formel, der heiligen Gottesgelahrtheit Doctor, auf der Stelle das Zeugniß, daß ſeit den Tagen Noä kein Mädchen wie Juliane Morell von einem Weibe geboren worden ſey. Die Sache machte damals groß Aufſehens im ganzen gelehrten Europa, und es regnete von allen Seiten Gratulationen in Proſa und Ligata. Was mich in der Meinung beſtärkt, daß die gute Juliane die unſchuldigſte Perſon bei dieſem gelehrten Poſſenſpiel geweſen, iſt der Umſtand, daß ſie — nicht, weil die Welt nicht würdig war ſie zu beſitzen (wie Ignatius Bullard meint), ſondern vermuthlich in Kraft einer Sinnesart, die der liebenswürdigen Schurmannin ihrer ähnlich war, bald darauf zu Avignon in ein reformirtes Kloſter der heiligen Prareda, Dominicaner-Ordens, ging, und ihr übriges Leben mit Gedanken und Beſchäftigungen zubrachte, die ſich für dieſen, von ihr erwählten, Stand ſchickten. Hier publicirte ſie ihre obgemeldten geiſtlichen Uebungen, und eine Franzöſiſche Ueberſetzung und Auslegung der Vita Spiritualis des heiligen

Vincenz Ferrier, eines 50 Jahre zuvor kanoniſirten Predigers ihres Ordens, von welchem, unter andern Wunderwerken, erzählt wird, daß er 35,000 Juden, 800 Muhammedaner und 100,000 böſe Chriſten, in Summa hundert und dreiundvierzig Tauſend arme Seelen durch ſeine Predigten bekehrt habe, und (was das Wunder noch glänzender macht) ohne in ſeinem Leben eine andere als die Catalaniſche Landſprache geſprochen zu haben.

Dieß, L. L., iſt ungefähr alles was ich euch von Schweſter Julianen ſagen kann. Eines von ihren angezeigten Büchlein würde uns aber Gewißheit geben können, ob und inwiefern meine Vermuthung über ihre Seelenähnlichkeit mit der Schurmannin gegründet ſeyn möchte. —

Pater Baldewein Cabillau, Jeſuit, ein lateiniſcher Verſifer des ſiebzehnten Jahrhunderts, um auch ſeines Orts etwas zur Verpfuſchung der armen Juliane Morell beizutragen, hat ein Epigramm, oder Sinngedicht, wie ſie's nennen (als ob in Epigrammen allein oder mehr Sinn ſeyn müßte als in andern Verſen), auf ſie gemacht, worin er ſagt: „Sie ſpreche „Latein wie Cicero, Griechiſch wie Demoſthenes, und wenn „ſie vollends gar Hebräiſch rede, ſo fließ' es ihr vom Munde „wie Balſam mit Safran.“ — „Was zum Daus ſind die „Weiber für Geſchöpfe — fährt P. Baldewein fort: „Wer „ſollte denken, daß es möglich wäre? Drei gedoppelte Männer „verſchließt eine Jungfrau in ihrer einzigen Bruſt!“ — Das nenn' ich doch ein Sinngedicht und ein Lob!

Noch will ich beiläufig zu bemerken nicht ermangeln, daß, lange vor unſrer Juliane, bereits drei Schweſtern Morell auf einmal unter den gelehrten Damen des ſechzehnten Jahrhunderts figurirt haben, deren Vater Jean Morell Sieur de Grigey war, ein Zeitgenoß und Freund des Erasmus,

wiewohl er dieſen um mehr als 50 Jahre überlebt hat. Da dieſe Mädchen Griechiſche und Lateiniſche Verſe machten, überdieß ihrer Drei, und Schweſtern waren, auch gar ominöſe poetiſche Namen führten (denn die älteſte hieß Camilla, die zweite Lucretia und die dritte Diana), ſo kann man ſich vorſtellen, was die Sinngedichtmacher ihrer Zeit für gutes Spiel gehabt haben. — Der Name Morell ſcheint mir ſo glücklich zu ſeyn, daß ich kaum zweifle, es werden ſich, bei genauerm Nachforſchen, noch mehr gelehrte, witzige und kunſtreiche Damen dieſes Namens vorfinden, und irgend ein Literateur werde uns bald mit einer förmlichen Disputation von gelehrten Morellinnen beſchenken können — wenn's etwa nicht gar ſchon geſchehen iſt.

11.

Thomas Morus.

1777.

Wer weiß nicht, daß Sir Thomas More einer der vortrefflichſten, geſchickteſten, rechtſchaffenſten Männer ſeiner und jeder andern Zeit geweſen; — daß er, ohne andre Schwingfedern als ſeine perſönlichen Verdienſte, von der niedern Stufe eines Privatadvocaten nach und nach (und ſehr wider ſeine Neigung, die mit dem Hofleben faſt unverträglich war) bis zur Würde eines Großkanzlers von England unter dem König Heinrich VIII geſtiegen; daß er auf dieſem Platze, wo ein Jahrhundert ſpäter ein andrer großer Mann (wiewohl von ganz andern Seiten groß), der Lord Bacon von Verulam,

seinem Charakter unauslöschliche Flecken zugezogen, die veralteten und kaum noch glaublichen Tugenden der Aristiden und Phocione wieder lebendig dargestellt; daß er in einer so großen Würde, an einem sehr verderbten Hofe, unter einem ausschweifenden, launigen, eigenmächtigen und tyrannischen Fürsten, die größte Einfalt der Sitten, und die höchste Lauterkeit, Wahrheit, Stärke und Freiheit der Seele immer beibehalten; daß er endlich sein Amt, aus geheimen Ursachen, die, was sich auch dagegen einwenden läßt, ihren Grund in seiner Gewissenhaftigkeit, Frömmigkeit und reinen Vaterlandsliebe hatten, in einer Zeit, wo es beinahe unmöglich war, einer höchst fatalen Collision von Pflichten auf andre Weise auszuweichen, freiwillig niederlegt, und daß er drei Jahre drauf (im Jahr 1535) seine unbiegsame Treue gegen innere Ueberzeugung von Wahrheit und Recht mit seinem Blute versiegelt hat? — Ich werde also nur einige Anekdoten aus den von Dr. Ferdinand Warner vor mehrern Jahren herausgegebenen Memoirs of the Life of Sir Thomas More mittheilen, die das Individuelle in seinem Charakter — in welchem die strenge Tugend eines Stoikers mit dem zärtlichsten Menschen- und Hausvatergefühl, und die aufrichtige Frömmigkeit des Christen mit der glücklichsten Jovialität und Gutlaunigkeit vereint waren — besser zu fühlen geben, als alles was ich in einer studirten Charakterschilderung davon sagen könnte.

Den Tag nachdem er das Siegel übergeben (wovon seine eigne Familie kein Wort wußte), ging er, wie gewöhnlich, da es ein Feiertag war, in die Chelseakirche mit seiner Frau und Töchtern, und als die Messe vorüber war — da sonst der Kammerdiener seiner Gemahlin zu sagen pflegte, der Kanzler wäre aus der Kirche — ging er selbst an die Kirchenstuhlthür, und sagte mit einer tiefen Verbeugung:

„Madame, Mylord iſt fort.“ *) Da ſie ſeine Scherzhaftigkeit kannte, und dieß für einen Spaß hielt, achtete ſie nicht weiter darauf, bis er ihr unterm Heimgehen verſicherte, was er geſagt habe, ſey im Wortverſtande wahr, indem er den Tag zuvor ſein Amt als Lord-Kanzler dem Könige zurückgegeben. Wie ſie nun ſah, daß es ſein Ernſt ſey, und als eine ziemlich weltgeſinnte Frau den äußerſten Verdruß darüber empfand, antwortete ſie nach ihrer gewohnten Art: „Tilly Welly, was wollt Ihr nun anfangen, Herr More? Wollt Ihr Euch nun hinſetzen und Gänschen in der Aſche machen?“ **) Was, iſt befehlen nicht beſſer, als gehorchen?“ More, um die üble Laune, worin er ſeine Frau ſah, zu zerſtreuen, fing an, an ihrem Putze was auszuſetzen; und da ſie ihre Töchter darüber ſchalt, daß ſie es nicht bemerkt hätten, und dieſe verſicherten, es fehle nichts: erwiederte er mit großer Luſtigkeit: „Seht ihr nicht, daß eurer Mutter Naſe ein wenig ſchief ſteht?“ — „Man muß geſtehen (ſagt der Engliſche Autor, aus dem dieß genommen iſt), daß dieß ein geringfügiger Umſtand in dem Leben eines ſo großen Mannes iſt. Aber der Leſer muß bemerken, daß die Charaktere der Menſchen am beſten aus Kleinigkeiten erlernt werden. Es wird hier angeführt zu zeigen, daß ſeine ſcherzhafte Laune ihm natürlich und ungezwungen war, und daß Macht, Ehre, und

*) Mylord is gone. Der Scherz liegt in dem Doppelſinn der Redensart welche beides ſagt: Mylord iſt gegangen (nämlich aus der Kirche), und der Mylord hat (bei mir) ein Ende; ich bin kein Mylord mehr. Denn da er nur ein Ritter war, ſo bließ er nur Mylord ſo lange er wirklicher Lord-Kanzler war.

**) Will you sit and make Goslings in the Ashes — Ich geſtehe, daß ich dieſe triviale Redensart nicht verſtehe; vermuthlich wird irgend ein Kinderſpiel dadurch bezeichnet.

große Einkünfte, wenig Reiz für den Mann haben mußten, der sie mit einem so leichten und fröhlichen Herzen weggeben konnte." — Die erste Sache, die er nach der Uebergabe seines Amtes vornahm, war, allen seinen Leuten Bedienstungen unter dem Adel und den Bischöfen zu verschaffen; damit sie auf keine Weise durch ihn leiden möchten. Nachdem dieses zu seiner Zufriedenheit geschehen war, rief er alle seine Kinder und ihre Ehegatten zusammen (denn sie wohnten alle in Einem Hause), und sagte ihnen: er könnte jetzt nicht mehr, wie er zeither gewohnt gewesen, und gerne ferner thun wollte, allen ihren Aufwand allein bestreiten; was sie also thun wollten, damit sie ferner bei einander bleiben könnten, wie er sehr wünschte? Da sie alle stille schwiegen, sagte er ihnen: „Ob er gleich von der niedrigsten bis zu der höchsten Civilstufe wäre erhoben worden, so hätte er doch jetzo wenig über hundert Pfund jährliche Einkünfte; so daß, wenn sie bei einander bleiben sollten, sie sich künftig gefallen lassen müßten, ihren Antheil beizutragen" — Ungeachtet der König ihn in den wichtigsten Diensten für sich selbst und das Königreich, während des besten Theiles seines Lebens gebraucht, hatte er doch die Gelegenheit sich zu bereichern so wenig zu Nutze gemacht, daß alles liegende Gut, das er jemals gekauft (und er kaufte es ehe er Lord-Kanzler wurde), nicht über den Werth von zwanzig Mark betrug. Und als nach der Uebergabe dieses Amtes alle seine Schulden bezahlt waren, so behielt er an Gold und Silber (seine Kette ausgenommen) nicht den Werth von hundert Pfund übrig — Und dieß alles (was wohl zu merken) bei der simpelsten und beinahe bäurischen Lebensart, die er auch in seinem höchsten Glücke beibehielt.

Die Scene zwischen ihm und seiner Tochter, nach seiner Verurtheilung zum Tode, zeigt ihn von einer andern nicht

weniger intereſſanten Seite. Als er auf eine feierliche Art von dem Gerichtshof Abſchied genommen, wurde er nach dem Tower zurückgeführt, und das Beil vor ihm hergetragen, wie in ſolchen Fällen gewöhnlich iſt. Da er an die Pforte des Tower kam, ſo wartete da ſeine Lieblingstochter Miſtreß Roper, weil ſie glaubte, dieß würde die letzte Gelegenheit ſeyn, die ſie jemals haben würde, ihn zu ſehen. Sobald ſie ihn erblickte, brach ſie durch das Gedränge und die Wache, die ihn umgab; und nachdem ſie auf ihren Knien ſeinen Segen erhalten, umarmte ſie ihn inbrünſtig vor ihnen allen; und unter einem Strome von Thränen und tauſend Küſſen der Zärtlichkeit und Zueignung, da ihr Herz vor Schmerz brechen wollte, waren die einzigen Worte, die ſie hervorbringen konnte: „mein Vater! o mein Vater!“ — Wenn irgend etwas ſeine Standhaftigkeit erſchüttern konnte, ſo mußte es dieſes ſeyn. Aber er faßte ſie nur in ſeine Arme, und ſagte ihr: „was er auch immer, obgleich unſchuldig, leiden würde, geſchäh' doch nicht ohne den Willen Gottes, deſſen heiligem Verhängniß ſie ſich unterwerfen müßte; ſie kennte alle Triebfedern ſeines Herzens gut genug, und ſie müßte ihren Verluſt geduldig ertragen.“ Sie ſchied nun von ihm. Aber kaum hatte ſie ſich auf die Seite gewandt, als ſie im Drange des Schmerzens und der Liebe ihrer ſelbſt nicht mehr mächtig blieb. Sie brach wieder plötzlich durch die Menge, lief zum zweitenmale auf ihn zu, fiel ihm um den Hals, hing an ihm mit ihren Umarmungen, und weinte als eine die vor Jammer hätte vergehen mögen. Dieß war faſt mehr als ein Mann zu ertragen vermochte (ſagt der ehrliche Doctor Warner). Morus ſprach kein Wort; aber die Thränen floſſen ihm in großer Menge von ſeinen ehrwürdigen Wangen herab; bis ſie endlich den letzten Kuß nahm, und ſich von ihm wegriß.

Dieß war in ſeiner ganzen Todesſcene der einzige Augenblick, wo ſein Muth ihn zu verlaſſen ſchien — und was wäre der Stoiker — der nicht in einem ſolchen Augenblick — ganz Menſch, ganz Vater wäre?

Seine Utopia, das berühmteſte und merkwürdigſte ſeiner Werke, iſt zugleich das, worin der Charakter ſeines Geiſtes und Herzens ſich am lebendigſten abgedrückt hat. So bekannt ſie aber dem Namen nach iſt, und ſo oft und in ſo mancherlei Sprachen ſie überſetzt worden, ſo ſind doch wenige, die das Original geleſen, und noch wenigere, die es als einen Abdruck ſeines Urhebers geleſen haben. *)

*) Wieland war Willens, von dieſem philoſophiſchen Roman (de optimo reipublicae statu, deque insula Utopia, Baſel 1518. 4.) eine Charakteriſtik zu entwerfen, allein es iſt, leider! bei dem bloßen Vorſatz geblieben.

DATE DUE

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 04890 8886